
Saphir's Schriften.
Gesammt-Ausgabe.



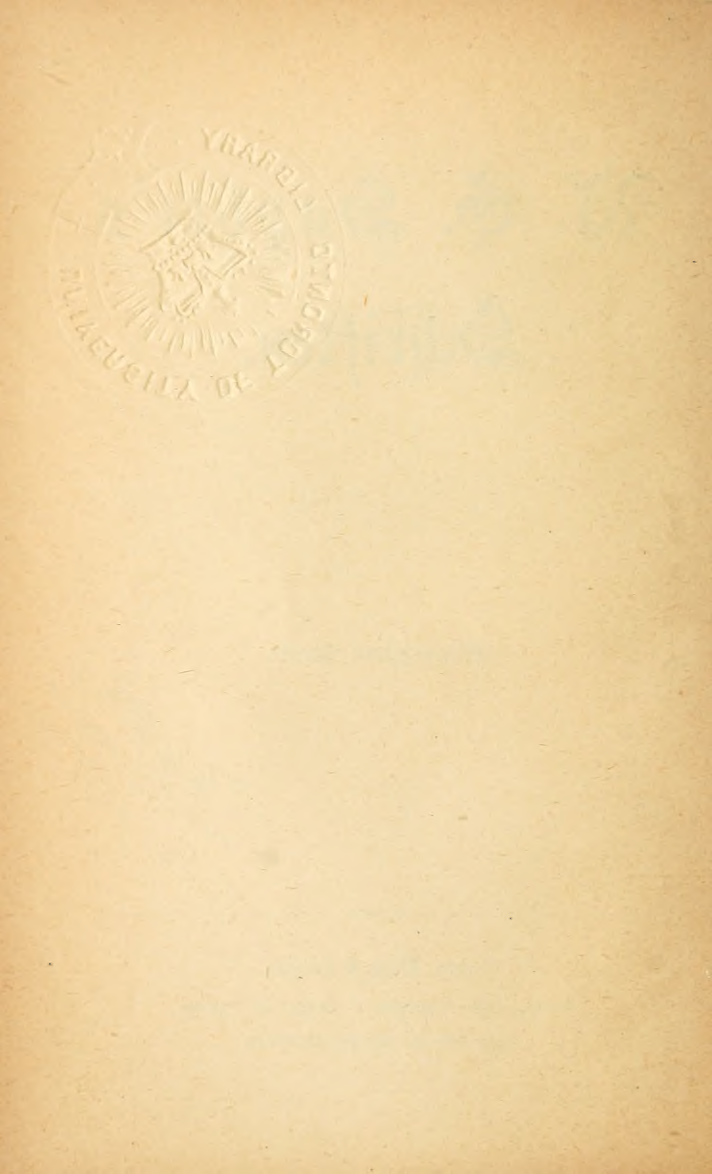


M. G. Saphir's Schriften.

M. G. Saphir's Schriften.

Fünfzehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Humoristische Abende.

Ein Cyclus Vorlesungen

gehalten im

Museum zu München.

Vor-Vorlesung.

In dem gerechten Zweifel, ob meine Vorlesungen Sie anzusprechen im Stande sein werden, erlaube ich mir, Sie selbst anzusprechen, und zwar mit einem Vorworte, dessen Kürze seine Empfehlung sein soll. Wenn Bücher Vorreden haben, so gebührt es sich, daß Vorlesungen eine kleine Vor=Vorlesung haben. Alle Vorreden aber sind nichts als Empfehlungs=Briefe: gewöhnlich gibt man aber auf Empfehlungs-Briefe nicht viel, und besonders das schöne Geschlecht legt den Empfehlungs=Brief aus der Hand und besieht sich lieber sogleich den Mann oder die Sache selbst: so wie überhaupt das schöne Geschlecht, welches so reich ist im Ausreden, so geübt im Einreden, so nachgiebig im Zureden, so beharrlich im Widerreden, so geistreich im Hin- und Herreden, so gefaßt im Anreden, doch nichts so sehr haßt, als eben alles Vorreden. Ich will aber in meiner kleinen Vorrede nur bemerken, daß es von vielen Vorlesern, zu denen ich mich selbst auch zähle, überflüssig ist, die Vorlesungen zu halten und daß sie besser thäten, die Zuhörer zu halten, damit sie

nicht davon gehen; denn es tritt gar leicht der Fall ein, daß die Zuhörer dem Vorleser die Mühe ersparen, sie zerstreuen zu wollen, da sie sich selbst, nach und nach, nach allen Gegenden zerstreuen, und daß sie oft nicht so sehr nach dem Ausgange des vorgetragenen Gegenstandes, als nach dem Ausgange des Saales sich sehnen. Der Vorleser müßte dann ganz gegen seine Gewohnheit handeln; anstatt daß er sich sammeln sollte, um die Hörer zu zerstreuen, müßte er sich zerstreuen, um die Hörer zu sammeln.

Die meisten Vorleser vergessen eine Hauptsache, nämlich eine Weckuhr mitzubringen, um am Ende der Vorlesung das Publikum aufzuwecken, dann könnten die Kritiker auch mit Recht erzählen: Das Publikum verließ sehr aufgeweckt den Saal. Indem ich also durch diese Vor-Vorlesung mich vor jeder Erwartung, die Sie hegen könnten, verwahrt wissen will, gehe ich gefaßt zu meiner ersten Fasten-Devise über, da schon das Wort: „Fasten" die diätetisch geist'ge Nüchternheit der Devise gewissermaßen zur Pflicht macht.

Erste Fasten-Devise.

Die Scala des modernen Gesellschaftstones.

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das »ut-re-mi-fa-sol-la« des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts“ und in „Etwas“. Ich bitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner mein Devise, zu —

Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. s. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nach dem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte be-

trachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. Das bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen sein mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen, und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ist's auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also, daß aus dem präadamitischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica“ unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang, oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen.

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nämlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es gibt zwei *bon*, die oft sich

gegenseitig fliehen, das ist der »bon sens« und der »bon ton«. nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditerei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H.

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geschmack, das A: Anstand und das H: Heiterkeit.

Alle diese Dinge und wohl noch mehrere gehören dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem rüstigen Zweikampfe der Ideen in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistes-Bewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und um die schneidenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deshalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne sprechen nicht leben kann, weil es spricht,

um zu leben, und lebt, um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herabgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends, um die Riesin „Langeweile" todtzuschlagen; zuerst wird die Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabakspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenste in der Fabel: was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation obenauf hält, ist das Theater, also wieder ein Nichts, wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Wallfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft jung und alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Wallfisch schnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang hindurch laden wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Basen und Vettern gegenseitig ein, und setzen uns gegenseitig denselben

Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Basen sagen: der Thran, er ist delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon sind über den Balkan gegangen, und sind nicht wieder zurückgekommen, und wenn wir jetzt zu reden haben, dafür ist ein Sprachwerkzeug auch schon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, so werden wir dieses Eine Sprachwerkzeug auch quiesciren und sodann dürfte, für die Ehemänner wenigstens, nicht nur ein ewiger, sondern auch ein zeitlicher Friede eintreten. Das Nichts unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa blos deshalb so leer, weil es ein Nichts ist, sondern weil wir es noch so emsig, und mit aller deutschen Beflissenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß auf, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich entledigt hat. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa sein; wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben, und unsere besten Dichter sind nicht im Stande, eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der Sprecher die Sprache, in Deutschland die Sprache den Sprecher in der Gewalt, deshalb spricht in Eng-

land in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm dazu sind.

In Frankreich sieht man darauf, hübsch zu reden und schnell zu denken, wir sehen darauf recht schwer zu denken, und recht langsam zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts und hält alle Augenblick hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel und tritt als bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber gibt es keine Gesellschaft; ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit und hängt sich dieselben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches entfalle. Es gibt bei uns blos gesellschaftliche Menschen-Repositorien, in verschiedenen Fächern abgetheilt, als z. B.: ein Minister, ein Rath, ein General, ein Professor, ein Banquier, eine Ministerin, eine Räthin, eine Professorin, eine Generalin, eine Banquierin, es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft. Der Reiche bringt seine Kisten mit und rangirt sich nach ihrem Inhalte

als Ganzer-, Halber-, Drittel- und Viertel-Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in- und durcheinander, sondern einzelne Gesprächstheile schwimmen, wie Essig und Oel neben-einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir sind wie Goethes Musen in der Mark, nicht fein und manierlich, sondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was selbst unsere Dichter unter Conversation verstehen, können uns unsere Conversations-Stücke, mit welchen man uns in neuerer Zeit auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen kennen diejenigen dramatischen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt und pfundweise mit Bein und Knochen ausgebackt wird. Der Verfasser nimmt drei Fingerspitzen voll Natur, läßt sie in einem Maß lauwarmes Gesprächwasser aufkochen, und die Tisane ist fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meisten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Kriminal-Verbrechen belegt, wie Spinat mit Setz-Eiern.

Kotzebue und Iffland lassen ihre Helden stehlen, einbrechen, silberne Löffel einstecken, dem Manne entlaufen,

Nachschlüssel haben, u. s. w. In England würden alle diese Helden aufgeknüpft werden; unsere Dichter bestrafen sie härter, sie bringen sie auf das deutsche Theater. Das Laster wird belohnt. Die Einkleidung dieser Stücke ist alltäglich wie das Lächeln einer Tänzerin, schleppend wie ein unglücklicher Bräutigamsstand und ausgedörrt wie das Gewissen eines Jesuiten. Die Personen dieser Stücke stampfen mit den Füßen, prügeln, stoßen Flüche aus, sind alles Geistes und alles Anstandes beraubt, und das nennen unsere Theaterdichter: Conversations-Stücke.

Es ist also nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstückeltes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. Aus dem großen Vorwelt-Nichts erstand also nicht nur das allgemeine Weltnichts, sondern aus diesem allgemeinen Weltnichts entstand das zerstückelte Gesellschafts-Nichts, aus diesem Gesellschafts-Nichts entstand das Nichts dieses ersten Theiles meiner Vorlesung, und meine freundlichen und aufmerksamen Zuhörer werden wenigstens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachsen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht versagen, wenn ich sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unläugbar muß es aber doch ein Etwas sein, welches uns in unsere Gesellschaften zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei

Tonarten, die Dur- und die Molltonart. Die Männer bilden die Durtonart, die Frauen die Molltonart. Die Durtonart trägt den Character einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich. — Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu ist ein Austönen, ein Aussingen, ein Ausschreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Musik oder Gesang übergetragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathemathische Meßbarkeit der Musik sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf psychischem Wege, qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur- und eine Molltonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weib

lichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten sein, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinct zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes, um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer fixen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon minutenlang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halb gebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels um die am Ufer blühenden Blümlein ab.

Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Cours bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und von den weichen und runden Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft eckig und schroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das begeistigende, und die Frau das fortbildende Princip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Princip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Natur-Erscheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung oder Vergötterung sprudeln mir nichts, dir nichts aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Tact der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der

geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Compliment, eine sinnige ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie, Witz und Galanterie in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle seiner Sitten und das Maximenbuch des Schicklichen. Leider, Gott Lob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langeweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens“, wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtisch als die Reichs-Insignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häkchen häkelt, Netze netzt, und Stückchen stickt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem

sich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und endlich am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an; mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen haben ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern 15 Frauen, 15 Männer und 15 Strümpfe beisammen.

Unläugbar ist es, daß durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so manches übersehen und überhören, was sie gerne übersehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln sind eben so viele Ableiter von Errröthungen und Entfärbungen; die bequeme Gelegenheit, die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit, aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden

mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Weh's, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu und spielen Karten. Denn eine Partie Whist oder L'Hombre oder Boston ist doch gar nichts anderes, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere 52 Wochen ohne die 52 Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den 13 Kartenblättern, ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist, ein Paar zu sein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen

Geschäfte der sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen, keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien gibt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Null durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Null zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satyre auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kömmt der Mann nach Hause und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Carreau Dame zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen, den schwarzen Gala-

und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an, wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumm-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Carreau-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaften, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eines der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lange gar nichts gesprochen, sondern blos einem Andern zugehört, und der Andere sagte sodann: das ist ein recht charmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unserer Gesellschaften sind die Schönsprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele festhalten. Ein solcher Schönsprecher sucht in aller Stille erst das schönste Wortkleid für seine Gedanken zusammen; während des Sprechens sucht er immer noch den Flitterstaat, den er seinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft seiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel sind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenstand allein

verschlingen wollen, und die Alleinherrschaft des Zirkels gewaltsam behaupten.

Diese fallen jedem Andern in die Flanken, schneiden ihm das Gesprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein: der natürliche König jeder Gesellschaft hingegen ist der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit gibt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wiese der Unterhaltung mit abweiden zu können, ein Sensal fremder Einfälle und Worte verdient und erntet auch am meisten Dank. Zur Geselligkeit ist Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Gesellschafts-Genie sein. Das Genie sprudelt: es überlegt, es wählt, es sucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, schnell wie es ihn empfing, schleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zusammen, drappirt seine Gedanken flüchtig mit denselben, und alles paßt und kleidet wohl, sieht wohl zuweilen phantastisch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt sich ein solches Genie, verwickelt sich, ja zuweilen wird es völlig besiegt, allein es ist ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, sein Fall vermehrt seinen Ruhm.

Der Sauniker, der witzige Kopf, ist die Argand'sche Lampe der Gesellschaft, er überstrahlt alles. Doch muß er pikant sein und nicht beißend, sein Witz sei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächsten fährt und eine

schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Lustspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhliches „Ach!“ ausrufen; kein Funke falle zündend herunter und die ausgebrannte Rußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinung in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Null, eine bodenlose Lyra, wenn er nicht da ist. Hier gibt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder blos Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwickelungs-Periode, ob in dem Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesellschaft einen Staat im Staate und sind deshalb zur Gesellschaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geselligen Zirkeln sind die Vornehmthuer, die Gespreizten, die petrificirten Gesichter, die nie lachen, und nur selten sich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen lassen. Diese affectiren geläuterten Geschmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man ist versucht, sich eine Weste daraus machen zu wollen. Das

sind die geselligen Holzäpfel, wenn man in die sauern Gesichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die sogenannten privilegirten Gesellschafts-, Spaß- und Lustigmacher sagen? Wer kennt nicht ein Heer solcher Fadriane, die einen und denselben Spaß immer von neuem vornehmen, und sich dadurch, so zu sagen das Bürgerrecht in gewissen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann 15 Minuten auf einem Fuße stehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haselnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten seiner Finger einen Hasen und einen Hund an der Wand erscheinen lassen; der Vierte kann wie eine Katze miauen und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde sägen und hobeln; der Sechste kann sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlider wie Aermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftabak und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Eilfte kann mit dem Munde einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Fünfzehnte kann aus Krebsscheeren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Apfelkernen einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraft-

künstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produciren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertsten Mal vormachen lassen, und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!"

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unser geselliges Etwas stehe nicht viel höher als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu sprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll, und wir gehen auseinander, um zu gleichem Zwecke wieder zusammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zusammengekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiermit meine erste Vorlesung, denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorlesung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dies keinen voreiligen Schluß nennen werden.

Das Thema meiner nächsten Vorlesung soll das

„ABC-Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht"

sein.

Zweite Vorlesung.

Das ABC-Büchlein und die Hagestolzen vor dem jüngsten Gericht.

Das jüngste Gericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nicht etwa ein Gericht, bei dem die jüngsten Richter sitzen, das wäre ein großes Unglück für unsere armen Seelen; denn junge Referenten, junge Richter und junge Rheinweine gehen gerne ins Blut. Die ganz jungen Priester der Justiz wollen der Gerechtigkeit nicht blos huldigen, sondern opfern, sowie junge Krieger weniger Pardon geben, als ergraute Helden. Ueberhaupt sind die Männer wie Rheinweine, in der Jugend herbe und im Alter milde; die Frauen aber sind wie echter Ofner, in der Jugend milde, und werden im Alter herber; so daß, wenn Damen beisammen sitzen, um zu richten, nicht sowohl um hinzurichten, als um auszurichten, da fürchte ich immer das älteste Gericht mehr als das jüngste Gericht. — Wir warten noch immer auf das jüngste Gericht; was war aber unser ältestes Gericht? Unser ältestes Gericht war das Gericht Linsen.

bei dem sogleich der erste Erbfolge und Erstgeburtsproceß vorging.

Das jüngste Gericht aber wird nichts sein, als eine Kritik über Leben und Sein in dem ersten Blatte: post mortem. Wenn die Cortine der Zeit herunterfallen wird über Welt und Leben, dann werden die, so hier schlecht ihre Rollen spielten, liegen bleiben, die aber so gut und gottgefällig spielten, die werden herausgerufen werden aus ihrem Grabe, und ein himmlisches Bravo wird ihnen ertönen. Ueber die aber, so ihre Rolle verdorben, wird ein schwerer Proceß ergehen. Diese Processe aber werden sich von unseren Processen merklich unterscheiden; denn da das jüngste Gericht alle Parteien an einem Tage anhört und alles an einem Tage entscheidet, nämlich am jüngsten Tage, so werden weder Termine noch Recurse, noch Revisionen stattfinden, und die Advocaten werden beim jüngsten Gerichte gar nichts verdienen.

An einem der letzten Tage, an welchem ich gerade Gelegenheit hatte, über die coquette Dame Gerechtigkeit, die mit Allen coquettirt, aber selten eine reelle Gunst gewährt, nachzudenken, wirkte dieser Gedanke noch im Schlafe fort, schwere Träume hatten mich in ihre drückende Haft genommen, und gegen Morgen gestalteten sich die Bilder geregelter und logischer. Ein großer Posaunenstoß spaltete die Wand meines Zimmers, ein Richter des jüngsten Gerichtes trat durch diese Spaltung ein, ergriff meine Hand und sprach:

„Steh' auf, kleide Dich an und folge mir, Du

selbst Zeuge sein, wie ich zu Gerichte gehen will mit den Todten!

Vergebens erwiderte ich: „Wohlgeborner Herr Richter, ich bin ja erst von einem Gerichte gekommen, ich bin auch gar nicht neugierig." — Meine Einwendungen fruchteten nichts; ich mußte mit. In einem Nu war ich meinem Orte entrückt, wir machten eine kleine Reise durch die Luft und gelangten in einer großen Bibliothek wieder zu Boden. Ein paarmal hunderttausend Bände standen rings herum in großen Schränken, und mehrere tausend Handschriften lagen am Boden.

„Hier," sagte mein jüngster Gerichtsrichter, „hier will ich eine kleine Heerschau halten über die Seelen der tausend und tausend Abgeschiedenen, die hier in ihrer großen Familiengruft: „Bibliothek" genannt, eingesargt sind." —

Er setzte sich in die Mitte des Zimmers, ich mich zu seinen Füßen, und er begann mit durchdringender, ungeheurer Stimme die Worte auszurufen:

„Zu Gericht, ihr Geister alle!"

Ein furchtbares Klappern ging durch alle Schränke; wie im Fieberfroste schlugen die Bücher aneinander und die Einbände alle knisterten schwer seufzend auf. —

Nach einer Pause sprach der Richter wieder:

„Ihr Bücher alle, aller Sprachen, aller Nationen und aller Fächer, geb't Jedem das Seine zurück. Alle gestohlnen Einfälle, alle erborgten Gedanken, alle den Alten ab- und nachgeschriebenen Systeme, alle ungemo-

delten Entdeckungen, kurz Alles, was ihr den Frühern entlehnt und nachgestaltet habt, liefert aus und gebet zurück an die ersten und rechtmäßigen Besitzer."

Da begann eine große Gährung unter den viermalhunderttausend Bänden.

Die Bücher aber liefen heulend und zähnklappernd durcheinander, hinüber und herüber war es ein Abtragen und Abliefern; ganze Schränke liefen in andere Säle und legten sich andern Schränken zu Füßen. — Große Folianten und dicke Quartanten schleppten sich mühselig zu alten Pandecten hinauf und kehrten dünn und schmalleibig wie melancholische Forellen zurück. Aus unzähligen Büchern zogen ganze Seiten und Capitel mit Möbel und Hausrath aus, und ganze Systeme wanderten aus den neuesten philosophischen Werken mit geschnürtem Bündel in ganz alte, kaum leserliche Bücher über. Es war ein Lärmen und Tosen, ein Seufzen, Weinen und Schluchzen, und fast alle viermalhunderttausend Bände zogen händeringend hin und her. Nur ein kleines unansehnliches Büchlein blieb ganz ruhig in seinem Winkel stehen und sah der allgemeinen Bücherwanderung phlegmatisch zu. Es war das ABC-Büchlein. Während rings herum Alles in größter Verwirrung, im größten Tumulte war, stand es ruhig, unbefangen, im Bewußtsein seiner einfachen Würde da.

Unter den 400,000 Bänden aber gingen verschiedene Scenen vor. Große Prachtausgaben und gesammelte Schriften der neuern und neuesten Dichter kehrten als

reines, weißes Papier in ihren Schrank zurück. In andern Werken blieb nur hie und da eine Zeile, zuweilen nur ein Wort stehen, welches wirklich vom Verfasser war, und inzwischen lagen die leeren Blätter wie große Schneefelder; die meisten Bücher aber brachten nichts zurück als den Titel und den Druckort, die sie wirklich selbst verfaßt hatten. Mit den alten Classikern gab es große Spectakel. Einem einzigen griechischen oder römischen Classiker brachten nun plötzlich 10,000 Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w. dieselben gestohlenen Sachen zurück; aber in welchem Zustande? gewendet, zerstückelt, übernäht, schöngefärbt, plattirt, zusammengeschweißt und tausendfach verunstaltet. Vergebens schrieen die Classiker: „Mein Gott, das erkenne ich nicht wieder, das ist nicht von mir!" Die zehntausend Bände mußten nun den Gedanken in seiner ursprünglichen Form herstellen, damit ihn die Classiker als Eigenthum wieder annahmen.

Zuweilen lief ein Buch zu einem andern Buche und brachte ihm eine Idee, die es ihm gestohlen, „ach," sagte das Buch verzweifelnd, „ich habe es ja selbst von dem und dem Buche gestohlen!" es trug die Idee zu dem und dem Buche hin; „ach," sagte auch dieses Buch, „ich hab's ja auch nur von dem und dem Buche gestohlen," und so machte oft ein Gedanke, ein Einfall, ein Ausdruck die Wanderung durch hundert Bücher, bis er zu seinem rechtmäßigen Besitzer kam.

Große Auftritte gab es mit den Uebersetzern und

Bearbeitern. Diesen blieb auch nicht einmal der Titel übrig, und sie durften sich gar nicht mehr in die Schränke hineinstellen. Andere Uebersetzer lagen sich mit dem Originale in den Haaren. Z. B. Horaz mit Dr. Nürnberger und Shakespeare mit dem Gothaer Meyer. „Das bin ich nicht," rief das Original. „Freilich sind Sie es," riefen die Uebersetzer, „das müssen wir besser wissen!"

Horaz wehrte sich mit Händen und Füßen, allein er mußte endlich doch die Nürnberger'sche Uebersetzung als sein Eigenthum einstecken. Der arme Shakespeare gerieth sehr in die Klemme, auf der einen Seite die Meyer'sche Uebersetzung und auf der andern Tiek's dramaturgische Ansichten, die sich ihm mit Gewalt aufdringen wollten. Shakespeare rief in Verzweiflung aus:

„O, das sind meine Worte nicht, und das sind meine Gedanken nicht!" Sie hingen sich aber wie Kletten an ihn und schrieen: „Da hast du dein Eigenthum!" Shakespeare lief durch alle Säle der Bibliothek, Meyer und Tiek immer hinterdrein; endlich rettete er sich durch einen Geniestreich, er schob die Meyer'schen Uebersetzungen geschickt den Tiek'schen Ansichten in die Arme, sie hielten sich beide für echt, und weinten deutsche Thränen aus dem Elb-Florenz mit Englischbitter aus der Themse. Aber dem guten Shakespeare sollte es noch schlimmer ergehen.

Friedrich Förster aus Berlin kam auch mit einer Be-, Zer- und Ver-Arbeitung von „Richard dem III.", „Julius Cäsar", „Lust und Liebe", und sagte auf ber-

linisch-englisch: „My dear Shakespeare, ich bringe Sie your Works hiermit zurück." Der gute Shakespeare bekam Krämpfe, wollte entfliehen und rief in seiner Angst:

»A horse, a horse, a whole kingdom for a horse!«

Vergebens, dem guten Shakespeare wurden auch noch die Förster'schen Bearbeitungen als sein Eigenthum beigebracht.

Viel drolliger als mit den Büchern ging es mit den Componisten. Die Partituren der neuesten und ältesten Componisten lagen aufgeschichtet, und der Richter des jüngsten Gerichtes, welcher voraussah, daß in den neueren Operncompositionen der größte Theil fremdes Eigenthum ist, wählte den kürzern Weg, schwang seinen Stab und rief:

„Aus allen neuern Compositionen soll blos das wirklich Neue herausfahren, das Alte, von gediegenen Meistern Gestohlene, sowie alle Reminiscenzen hingegen sollen drinnen bleiben."

Da lockerten sich die aufgeschichteten Partituren allmälig auf, nur die Opern von Mozart, Beethoven, Winter, Salieri, Gretry, Dalairac, Generali und Cimarosa blieben ruhig liegen.

Aber aus unsern neuern, neuesten und besonders aus den allerneuesten Compositionen fuhren nur hie und da einige Dissonanzen, oder einige leere lärmende Bocksbeutel, die scheußliches Ohrensausen erregten, aus. Als man diese Partituren nachher besah, fand sich nichts in ihnen als ein Quodlibet aus allen classischen Compo-

sitionen, und zwischen ihnen Lücken, wo der Kitt des neuen Compositeurs zu sehen war. Rossini's 43 Opern lagen als eben so viele gleichgestaltige Facsimile, die sich durch einander selbst bestehlen, da. Der Richter des jüngsten Gerichtes öffnete die Fenster, damit die wirklichen eigenen Compositionen unserer neueren Compositeure hinausfahren könnten, und nach und nach wurde es ruhig.

Die viermalhunderttausend Bände waren ungefähr auf eine kleine Compagnie zusammengeschmolzen. Die dicksten und feistesten Bände standen schmächtig und abgemagert da, und die ehemaligen Einbände schlotterten ihnen wie Schlafröcke nach einer Abzehrungskrankheit um den Leib. Nur das ABC-Büchlein stand ruhig in unveränderter Gestalt da.

Ich selbst hatte schon gleich beim Eintreten in richtiger Ahnung des Gerichts meine eigenen Schriften heimlich weggenommen und in die Tasche gesteckt. Mit Zittern griff ich jetzt nach ihnen, allein wer schildert mein Entsetzen, als ich sie nicht mehr da fand; weiß der liebe Gott, wo sie hinkamen.

Der Richter aber sprach mit ernster Stimme:

„Noch ist das Gericht nicht zu Ende, ihr wenigen übrig gebliebenen und du ABC-Büchlein herbei zur letzten Richtung, zum letzten Durchgang durch limbos parentum et infantum."

Da stellten sich die noch übrig gebliebenen Bücher zur Rechten und das ABC-Büchlein zur Linken des Richters, und der Richter sprach: „Was hast du ge-

wirkt A B C-Büchlein, und warum bist du allein nur bestanden in der großen, schweren und letzten Prüfung?"

Da antwortete das A B C-Büchlein bescheiden, aber mit dem edlen Bewußtsein seiner Würde:

„Weil ich auf zwei Seiten in mir vereine alles Wissen und alles das, was in diesen Extracten der viermalhunderttausend Bände noch geschrieben ist."

Da sprach der Richter: „Wohlan, ihr übrig Gebliebenen, heran zum Kampf mit dem A B C-Büchlein!"

Da kamen zuerst die Reste der theologischen Schriften des Cicero, Augustinus, Clemens, Eusebius, Petrus Abälardus, und alle die cabbalistischen und rabbinischen Spitzfindigkeiten und stellten sich dem A B C-Büchlein stolz gegenüber.

Das A B C-Büchlein aber sagte: „Alles was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren, nämlich:

„Die Furcht Got-tes ist al-ler Dinge End' und An-fang."

Da winkte der Richter, die theologischen Ueberreste verschwanden alle, und das A B C-Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak.

Da rückte das zusammengeschmolzene Häuflein der Philosophen heran: Plato, Socrates, Thales, Pythagoras, Bias, Baco, Locke, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Wolf, Schelling, Fichte, Hegel u. s. w. und sahen das A B C-Büchlein scholastisch-skeptisch an. Aber das A B C-Büchlein sagte: „Alles, was in euch steht, lehre

ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren:

„Ken=ne dich selbst."

Der Richter winkte, die philosophischen Ueberreste verschwanden, das ABC=Büchlein nahm eine Prise Tabak. Und das Häuflein der Rechtsgelehrten zog mit klingendem Spiel heran.

Cujaccius und Hugo Grotius, Coccejus, Schurzfleisch u. a. m., das römische Recht und das canonische Recht, das gemeine Recht, das longobardische Lehnrecht und die drei C.: Constitutio Criminalis Carolina, traten dem ABC=Büchlein rabulistisch entgegen; allein das ABC=Büchlein sprach: Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren:

„Thu=e Recht, scheu=e Nie=mand."

Der Richter winkte, die Rechtsgelehrten alle verschwanden, und das ABC=Büchlein nahm ruhig eine Prise Tabak. Da kamen die medicinischen Herren alle, von Galenus und Hippocrates bis zu den Homöopathen, die Nichts mit noch weniger als Nichts curiren, und forderten das ABC=Büchlein heraus. Dieses aber sagte: Alles, was in euch steht, lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren:

„Für den Tod ist kein Kraut gewachsen."

Der Richter winkte, die Mediciner verschwanden, das ABC=Büchlein nahm eine kleine homöopatische Prise, als die pädagogischen Schriften in Massen heranzogen: Basedow, Rousseau und Pestalozzi. Allein das

ABC-Büchlein sagte: „Das Alles lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren, nämlich:

„Was Hänschen nicht lernt, holt Hanns nicht mehr ein."

Der Richter winkte, die Pädagogen verschwanden, das ABC-Büchlein nahm eine Prise Tabak.

Da rückten die historischen Schriften an, die Universal- und Specialhistorie, allein das ABC-Büchlein sagte: „Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen zusammenzubuchstabiren, nämlich:

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt."

Der Richter winkte, die historischen Bücher verschwanden, und die politischen Schriften kamen schlau lächelnd, ihres Sieges gewiß, heran; aber das ABC-Büchlein sagte: Eure Systeme alle lehre ich den Kindern, wenn sie anfangen lesen zu lernen:

„Ein Jeder ist sich selbst der Nächste."

Der Richter winkte, die Politiker verschwanden; da kamen die Arithmetiker alle und Algebraisten, das ABC-Büchlein aber sagte: Euer ganzes Wissen lehre ich den Kindern auswendig:

„Einmal eins ist eins."

Der Richter winkte, die Arithmetiker verschwanden.

Da kamen die Finanzsysteme alle und die Projectirer; aber das ABC-Büchlein sagte: Alle eure Speculationen lehre ich den Kindern in einem einfachen Subtractions-Exempel:

„Nenn von acht kann ich nicht sagen, folglich muß ich borgen."

Der Richter winkte, die Finanziers verschwanden. Da rückten sogar die Trümmer der Kochbücher heran; allein das ABC-Büchlein sagte: Das Alles lehre ich den Kindern besser:

„Hunger ist der beste Koch."

Der Richter winkte, die Kochbücher verschwanden.

Da kamen die Reisebeschreibungen, ein kleines Heft, denn der größte Theil unserer neuesten Reisebeschreiber sind nichts als schlechte lebende Copirmaschinen. Da sprach das ABC-Büchlein: Alle eure Erfahrungen lehre ich den Kindern, nämlich:

„Es flog ein Gänserich über'n Rhein und kam als Gick-Gack wieder heim!"

Der Richter winkte, die Reisebeschreibungen verschwanden. Da kamen die übrig gebliebenen Zeitungen alle pausbackig heran; aber das ABC-Büchlein sagte:

Was man aus euch lernt, das lehre ich den Kindern in der Schule:

„Wer einmal gelogen sehr, dem glaubt man nimmermehr."

Der Richter winkte, und auch die Zeitungen verschwanden. Der Saal war ganz leer, alle 400,000 Bände waren hineingeschrumpft in das ABC-Büchlein, welches ruhig lächelnd dastand und eine Prise Tabak nahm.

Der Richter sah mich höhnisch an, ich schlug den Blick jungfräulich demüthig zu Boden. Mit klopfendem

Herzen wagt' ich es, das ABC-Büchlein zu fragen: Was ist mit meinen Vorlesungen geschehen? Da antwortete das ABC-Büchlein:

„Solche Vorlesungen zeige ich den Kindern in der Schule unter den Ziffern als Null."

Ich erschrak so sehr, daß ich jetzt einen Moment der Erholung nöthig habe, bis ich zu der zweiten Hälfte der Vorlesung komme.

Zweite Abtheilung.

„Nun," sagte der Richter des jüngsten Gerichts, nachdem ich mich von meinem Schrecken erholt hatte, „nun will ich die Hagestolzen richten."

Ich muß gestehen, daß ich bei diesen Worten nicht ganz unbefangen blieb. „Erlauben Sie mir, Herr Richter," sagte ich, „zu wie viel Jahren wird man denn so eigentlich Hagestolz? Ich habe meine guten Ursachen, das wissen zu wollen, und muß Sie bitten, es in protokollarische Eröffnung zu nehmen, damit Sie nicht etwa mich selbst en passant auch mitrichten."

Der Richter lächelte und sprach:

„Früher gab es wohl ein Gesetz, z. B. in Niedersachsen, wo ein Mann fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage alt sein mußte, in den Ober- und Nieder-Rhein-Provinzen aber fünfundvierzig Jahre und sechs

Monate, wenn er als Hagestolz betrachtet, das Hagestolzrecht bezahlen sollte."

Darauf athmete ich etwas freier und fragte weiter: „Sind Sie, Herr Richter, verheirathet?"

„Nein," antwortete dieser, „ein Richter darf nicht heirathen, denn ein verheiratheter Mann bekommt nie Recht."

„Wir studiren die Rechte, aber die Rechte finden wir nicht. Doch," fuhr er fort, „um wieder auf unser Thema zurückzukommen, scheint mir, daß jetzt, wo die Männer die Kunst erfunden haben, jung zu scheinen im sechszigsten Jahre, und alt zu werden im zwanzigsten, der Mann schon zu dreißig Jahren ein Hagestolz genannt werden kann."

„Nein," fiel ich schnell ein, „da muß ich protestiren, machen Sie die Vierzig, da kann ich mich doch noch ein wenig besinnen."

„Wohlan," sagte der Richter, „es sei. Da man dem Sprichworte nach ohnehin erst im vierzigsten Jahre klug wird, so sollten die Männer früher heirathen, damit sie, wie das Sprichwort sagt, durch Schaden klug werden. Bekommt aber auch ein Frauenzimmer einen Mann von vierzig Jahren, so kann sie sich schmeicheln, daß sie noch ein Kind ist, da sie noch eine Kinderkrankheit bekommt: den Vierziger."

Nach diesen Unterhandlungen war ich beruhigt; der Richter des jüngsten Gerichts setzte sich nieder mitten in den Saal, schwang seinen schwarzen Stab und rief:

„Ihr Männer alle, die ihr euch allein gelebt, euch allein geliebt habt, euch allein abgelebt und euch allein abgestorben seid, steht auch allein jetzt wieder auf, und gebt Rechenschaft darüber, wem euer Leben Freude und wem euer Tod Kummer gebracht hat. Erscheint! erscheint! erscheint!

Alsbald ließ sich ein Räuspern, ein Husten, ein Niesen, ein Keuchen, ein Stöhnen und ein asthmatisches Athemholen hören, und in den leeren Fächern der Bibliothek stiegen ebenso viele Fächer Hagestolzen auf und nahmen die steifgebundenen Einbände und die Lederrücken der entschwundenen Bücher ein. Alle waren anzuschauen wie die hundertjährigen Kalender mit dem personificirten Gliederreißen als nobler leibeigener Barometer, und die meisten waren mit dem Ehrenkreuze der Galanterie, mit dem Podagra, decorirt. Es war ein ganzes A B C Hagestolzen.

Affectirte Hagestolzen, die eigentlich keine Frau bekamen und das Hagestolziat affectiren, die aus der Noth eine Tugend machen. Bequeme Hagestolzen, die blos deshalb nicht heiratheten, weil sie zu faul waren, auf Freiers Füßen zu gehen. Capital Hagestolzen, die sich mit ihrem Capital vermählt haben und gleich bei der Trauung die silberne und goldene Hochzeit feierten. — Dumme Hagestolzen, die aus bloßer Dummheit nicht wußten, wie sie den klügsten dummen Streich machen sollen zu heirathen. Ehrliche Hagestolzen. Diese Zahl ist sehr klein, das sind die, welche wissen, sie wären doch kein Mann für eine brave Frau.

Fette Hagestolzen, die ihr eigenes Fett lieben und weiter nichts. Handelnde Hagestolzen, die wie gewisse Käufer um alle Frauen handeln und keine an sich bringen. Jüdische Hagestolzen, die immer warten, bis sie sich auf bessere Procente unterbringen, und am Ende ihr edles Selbst unverzinslich liegen lassen. Kindische Hagestolzen. Das sind die ewigen Unmündigen, die stets aus lauter Spielerei nicht zum Heirathen kommen, bald spielen sie mit der Liebschaft, bald mit einer Pfeife, bald mit einem Reitrosse oder mit einem Münzencabinete, bald mit einer Schmetterlingssammlung, das sind die ewigen Kinder.

Kurz das ganze ABC der Hagestolzen erschien. Ein furchtbarer Ernst umzog das düstre Auge des Richters, er gebot mit ernster Miene Stillschweigen und begann zu den versammelten Hagestolzen:

„Liebe und Ehe sind die zwei Herculessäulen, auf denen der große Himmel aller Seligkeit sich stützt. Aber nur die Liebe, die eingeht in das Himmelreich der Ehe, verdient den heiligen Namen Liebe, die wie ein Schöpfungshauch die Welt durchgeht, die den Wurm an den Menschen, den Menschen an die Engel kettet, und die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt gewoben hat.

Der Hagestolz aber ist dem Staate, der Gesellschaft, dem Leben ein Superfluß, ein Luxusartikel.

Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der ge-

sammten Menschheit in Verbindung. Die Bande, die ihn von vornhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns, Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau, dann kalt; was bindet dann noch den Vereinzelten, den Isolirten an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? Das süße Band, das den Menschen an ein ihm geheiligtes, weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mittheilung suchend, durch den Ort und die Stadt, von da durch's Land, und so in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staats-Mitglied, Kosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die sich mannigfach durchkreuzenden Canäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh' des Ortes, in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh'; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen, rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen preisgegeben ist. Vaterlandsliebe, Erfüllung aller Staatspflichten, echter Bürgersinn, Nächstenliebe und reine Menschlichkeit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eignes, angetrautes Wesen an die Mitmenschheit, an die bürger-

liche Gesellschaft gekettet ist, ist kein so eifriger Bürger, kein so eifriger Patriot, als der Verheirathete. Wer wie eine Schnecke sein Alles in seiner eigenen theuern Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes nichts als seinen eigenen, edlen Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen, denn mit der Rettung seines ihm allein theuren Ichs hat er schon alles ihm Liebe und Theuere gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib, mit keuscher Scham umgürtet und mit vestalischer Züchtigkeit im Busen, sein zu nennen, Alles, was er denkt und fühlt, Alles, was er ist und hat, Alles, was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimstes Beben, kurz, die Summen seiner Freuden alle, der Gattin als Opferkranz um das heitere Haupt zu flechten, wer diese Seligkeit nicht ahnt, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdischen Glück's „eheliche Treue" ehrfurchtsvoll bestehen? Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rüstigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Töchter die Rosen seines Glückes

aufglühen zu sehen und in ihrem klaren unschuldvollen Auge den heitern Tiefhimmel seiner eigenen abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sich's zur Sünde rechnen, in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen?

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt, laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung rc. oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Nichtigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz unnütz sein

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Theil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibatus leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer ihnen lästigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolzen finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Classe! Der potencirte Bedarf potencirt auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder für mehrere fremde Geschöpfe

arbeiten zu müssen! — Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich in erkauften Besitzungen laben können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuscher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonnen ab.

Mangel und Armuth sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Ebenso halbbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück, die in unserm Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung eines großen Theils der männlichen Jugend, ja so zu sagen ihre geistige Entmannung, ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es gibt Männer, die sich beifallen lassen zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weitern Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand leiten. Seelenrohheit, Blödsinn &c. sind meistens die Ursachen, warum blos Eitelkeit, Modesucht und Coquetterie einem Theile des schönen Geschlechts mehr gilt, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dies fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich

an Toiletten- und Nähtischen benimmt, wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen gibt, daß sie selbst weder Achtung noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmuth und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitzt, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und unconsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei seiner Lalage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet, sie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons etc. zu erhalten sucht und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten und blos für sein ausgehülstes „Ich" — welches ihr doch früher gar nicht zu Gesichte kam, leben und dasein.

Aus was besteht das Auxiliarcorps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren?

Englische Fracks — goldene Uhrketten — weiße Strohhüte — Schnurr- und Backenbärte — Nachtmusiken — Bälle — Cavalcaden — Walzer — Radmäntel — steife Halsbinden — u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein ebenso bedeutendes Hilfscorps entgegenstellen, als z. B.

echte Shawls — lange Leiber — schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Drapirungen — Ecossaisen u. s. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich: die edle Nachlässigkeit und Zudringlichkeit eines Theiles unserer Jünglinge, ist das erste Princip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht, die jetzt unter vielen Zierbengeln, Tagesrittern und Modepostillons Ton ist, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für zarte Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib unartig zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit und Rohheit, und wo es schon Ton ist, selbst die äußern Ehren- und Achtungsbezeugungen außer Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Die jetzigen Männer heirathen nicht, o nein, sie wollen blos ihre Summen multipliciren. Ich kenne junge Männer, die mit schweren Sorgen herumgehen und sagen: Ich weiß wahrhaftig nicht, soll ich die aus der Wechselhandlung, oder die aus dem Eisenmagazin, oder die aus dem Juwelierladen herausnehmen, oder soll ich das Eckhaus dort, oder das Landgut da, oder das Brauhaus drüben heirathen.

„Und nun," hier wendete sich der Richter zu mir, „will ich ein paar Exemplare dieser trockenen Pflanzen

aus dem Herbarium der Hagestolzenwelt heruntersteigen lassen und sie näher beschauen."

„Bst!" winkte er einem Hagestolzen zu, „komm herab."

Ein Jüngling von sechszig Jahren stieg herunter. Sein Gesicht sah aus wie das Geschlechtsregister der Familie Langeweile, und ein Neubau von Halstüchern hielt dasjenige, was man Kopf heißt, in die Höhe.

„Wie lebst du den Tag über?" fragte der Richter.

„Ich?" hüstelte der Jüngling, „um neun Uhr und sieben Minuten schlag' ich die Aeuglein auf, dann ziehe ich die Pantöffelchen an, dann schlürf' ich ein Süppchen, dann schleich' ich ein Stündchen aus, dann eß' ich mein Mittagsbrötchen, dann mach' ich mein Schläfchen, Abends hab' ich ein Spielchen, Nachts trink' ich ein Schälchen Thee, und dann schnarch' ich an der Seite meines Möpschens selig ein." — Ein reizendes Bild stiller Seligkeit!

„Nun komm du herab, du eingesottenes Marillen-Exemplar," sprach der Richter wieder zu einem andern Hagestolzen, und ein Männchen, schlank und dürr wie ein ausgedehntes Ausrufungszeichen, kroch wie eine Kreuzspinne heran, der Tabakrauch hatte ihn schon lebend zu einer Mumie gemacht. — „Wie lebtest du den Tag über?" fragte der Richter.

„Ich?" antwortete er, und seine Stimme klang aus Nase und Mund wie ein Clarinetten-Mundstück, „ich? O, des Morgens habe ich Kaffee getrunken und Tabak

geraucht, gegen Zehne habe ich Tabak geraucht und Bier getrunken. Mittags habe ich gegessen und Tabak geraucht, Nachmittags habe ich Tabak geraucht und Kaffee getrunken, Abends habe ich Bier getrunken und Tabak geraucht, und des Nachts hab' ich Tabak geraucht und geschnarcht." — „Und warum," sagte der Richter, „hast du nicht auch Tabak geraucht und geheirathet?" — „Ach," antwortete der ausgerauchte Menschenkopf, „darüber wäre mir das Feuer ausgegangen."

„Nun komm du herab, du marinirter Häring!" sprach der Richter zu einem Dritten, welcher lang und gradherab wie ein Fläschchen Cölner-Wasser dastand, und sein ganzes Leben hindurch nichts anderes gethan hatte, als Anecdoten erzählt. „Wie hast du gelebt?"

„Ich?" näselte das Cölnerwasser-Fläschchen; „darauf muß ich Ihnen eine Anecdote erzählen. Wissen Sie, warum der liebe Herrgott dem Herrn Hiob Alles genommen hatte, nur seine Frau nicht? Weil er ihm sodann Alles doppelt ersetzte, er ihm auch sodann zwei Frauen hätte geben müssen, und das wäre ein großes Unglück gewesen! denn da muß ich Ihnen eine Anecdote erzählen: Einmal fragte eine zweite Frau ihren Mann: Liebst du mich auch so, wie deine erste Frau? „O," erwiderte er, „ich wollte, du wärst meine erste Frau gewesen!" Da hatte er auch nicht Unrecht, denn da fällt mir eine Anecdote ein." — — „Ho!" schrie der Richter, „genug! Hebe dich von mir weg, du Anecdoten-Satan, und du dort steig herab, du ausgeseufzter Heiraths-Hau-

sirer, komm herab und sag', wie du gelebt und warum du nicht geheirathet hast?"

Ein blasses Mondscheingesicht ließ sich an einem wohlproportionirten Seufzer herab.

„Ach! warum ich nicht geheirathet habe? O! ich muß es ihnen bekennen, Herr Richter, ich hätte für mein Leben gerne geheirathet; ach! ich habe an diverse Herzensladen angeklopft, o! allein wie haben sie mich behandelt, ach! glauben Sie mir, Herr Richter! der größte Theil der Mädchen und ihre Mütter sind selbst Ursache, daß die Männer nicht heirathen, und sie nicht geheirathet werden. Keine will in ihrem Range heirathen. Sie wollen alle einen Rang und einen Stock höher heirathen, als sie wohnen, und wenn es nur h ö h e r ist, mag es immerhin ein Range oder Stock sein. In ihrem Frühlinge wollen sie A l l e n gefallen und K e i n e n heirathen, späterhin aber sich zu Gefallen Alle heirathen.

Die Mütter und Töchter fühlen sich geschmeichelt, wenn Anbeter von Stand, Rang und Adel sie umflattern. Der solidere Bewerber wird eingeschüchtert, zurückgeschreckt und verscheucht; jene bunten und in allen Farben schillernden Courmacher ziehen sich, wenn die Glocke heirathen geschlagen hat, zurück, und die Mädchen bereuen zu spät, durch leeres Gaukelspiel ernstere Bewerbungen verscherzt zu haben.

Der edlere Sinn für stille häusliche Freuden ist einem großen Theile unserer Mädchen fremd, die Werthschätzung eines Mannes nach dem Maßstabe seines gei-

stigen und sittlichen Characters fehlt ihnen, der Reiz eines einfachen aber ruhig glücklichen Familienlebens ist ihnen zu farblos. Sie wollen berauschen und nicht beglücken, sie wollen nicht nur heirathen, sondern sie wollen eine Partie machen, sie suchen nicht einen treuen Führer, einen sorgsamen Gehilfen, einen zärtlichen Genossen durch's Leben, sondern einen Einführer in Cirkel, einen Hinführer ins Theater und einen Ausführer in Equipagen; sie vermählen sich nicht so innig mit dem Manne, als mit dem Titel, sie heirathen nicht den Mann, um ein Weib zu werden, sie heirathen den Major, um Majorin zu werden, den Hofrath, um Hofräthin zu werden, den Professor, um Professorin zu werden. und ich glaube, sie heirathen auch einen Witwer, um Witwe zu werden.

„Genug," sagte der Richter, „du hast nicht ganz unrecht, indessen fällt die Schuld immer auf die Männer zurück, und somit kann ich euch Hagestolzen der Strafe nicht entlassen. Macht euch auf das Schrecklichste gefaßt!"

Er schwang seinen Stab, und die Hagestolzen zitterten wie Espenlaub, die Erde that sich auf und die Gräber gaben eine Legion fünfzigjähriger Jungfrauen heraus. Sie zogen ein mit Möpsen und Kaffeekannen, mit Canarienvögeln und Riesenkatzen, mit Seidenwürmern und Kartenblättern, mit Gebetbüchern und Suppenschalen, mit Zinsbüchern und Versatzzetteln und stellten sich vor den Richter hin. Dieser aber sprach:

„Ihr Hagestolzen, ihr seid verurtheilt, euch mit

diesen Damen hier zu vermählen. Da hilft kein Sträuben!" Ein Schrei des Entsetzens fuhr durch die Hagestolzen hin, die fünfzigjährigen Jungfrauen aber lächelten selig und warfen von sich Möpse und Kaffeekannen und Canarienvögel und Katzen und Seidenwürmer, und die Hagestolzen und die fünfzigjährigen Jungfrauen flogen sich in die Arme wie die Klapperstörche, und ihre Herzen schlugen aneinander wie die Bretermühlen. — Es war ein großer, ein imposanter, ein herzerbebender Anblick! allein, o Entsetzen! Eine einzige fünfzigjährige Jungfrau war überzählig! Für sie war kein Hagestolz mehr da! Sie sah sich unternehmend um, erblickte mich und krebste mit ausgestreckten Scheeren auf mich zu; eine tödtliche Angst überfiel mich, ich schrie ängstlich auf und — erwachte. Alles war ein Traum gewesen, ich war froh, daß ich nicht zum jüngsten Gericht kam, und daß auch das alte Gericht mir nicht beschert war, und wünsche, daß auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit dieser Vorlesung freundlich zu Gericht gehen mögen.

— —

Dritte Vorlesung.

Didaskalien über das deutsche Theaterwesen.

Wenn wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, eines Morgens erwachten, und es wäre kein Wetter, so gar kein Wetter, kein freundliches Wetter, kein unfreundliches Wetter, kein schönes, kein trockenes, kein nasses Wetter, kurz das Wetter wäre ganz ausgeblieben, stellen Sie sich unsere Verzweiflung vor! Wir wüßten dann gar nicht, wie wir es anfangen sollten, ein Gespräch anzuknüpfen; die Handhabe, das Mundstück und das Entréebillet zu allen Unterhaltungen fehlte uns, wir wüßten kein gescheidtes Wort zu sprechen. Kein Mensch würde es wagen, einen andern anzureden, alle Cirkel und Gesellschaften würden wegen plötzlichen, unvorhergesehenen Ausbleibens des Wetters abgesagt werden.

Ich habe mir eine solche Scene schon recht lebhaft ausgemalt, wie ich mir gerne einmal ebenso wie eine Luftpumpe auch eine Wetterpumpe anschaffen und mit in Gesellschaft nehmen möchte.

Jedem Eintretenden würde ich dann schnell und unbemerkt das Wetter aus dem Munde pumpen, mit welchem er seine Rede beginnen will. In welche Verlegenheit geriethe er, wenn er das Wetter, welches ihm schon auf der Zunge gelegen hat, auf einmal nicht finden und nun den Faden der Conversation nicht aufwinden könnte.

Höchstens würde ein Genie sich mit dem Einfalle retten: „Ach, welch' ein schönes Reinwetter ist heute!" Aber damit wär' es auch Alles, es könnte sich auf keine Weise variiren, und man würde schweigen, bis einmal wieder Wetter wird.

Stellen Sie sich aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das noch schrecklichere, entsetzlichere, gräßlichere Unglück vor, wenn wir eines Morgens erwachten und — es gäbe gar kein Theater mehr. Weder Theater, noch Theater-Gebäude, noch Theaterleute, noch Theater-Zettel, noch Theater-Kritiken, noch Theater-Intendanten, noch Theater-Intriguen, noch Theater-Liebschaften, stellen Sie sich diese schauderhafte Idee vor! Würden wir dann noch leben können? Hätte das Dasein noch Reiz für uns?

Das Theater ist ja unser Alles! Wetter hin, Wetter her, wenn nur Theater ist, so können wir in Gottes Namen das Wetter entbehren, das Theater ist unser Alles in Allem, unser Alpha und Omega, unser Augenschälchen und unser Brustkästchen, unser Rosensäckchen, unser Herzblatt und unser Seelen-Amulet, unsere Gliederpuppe und Hutschmännchen. Wir brocken das Theater Morgens in den Kaffee, wir tauchen es in die Zehnersuppe, wir salzen damit unser Mittagsbrot, wir zuckern damit unsern Kaffee, wir streichen es auf das Butterbrot, wir zünden mit ihm die Pfeife an, wir versüßen damit den Abendthee, wir stricken es in alle Strümpfe ein, wir markiren damit, während wir die Karten zum Ecarte

abheben und wir nehmen es noch als Schlafrock des Nachts um.

Wenn wir die Leerheit des jetzigen deutschen Theaters betrachten, seine allgemeine Nichtigkeit, seine generelle Ohnmacht, seine innerste Zerfallenheit, seine tiefeingefressene Nullität, und man hört das ewige Schwatzen und Faseln, das ewige Raisonniren und Kritisiren, das ewige Vergöttern und Verdammen, das ewige Meinen und Richten, das ewige Debattiren und Demonstriren in allen unsern Cirkeln, über, von und durch Theater, so wird man unwillkürlich an jene Schilderung erinnert, die ein Reisebeschreiber von einer kleinen Stadt machte: „Wenn sich nicht einmal ein Todesfall ereignete, wäre gar kein Leben in der Stadt."

Es ist uns Deutschen jedoch zu verzeihen, daß wir uns sämmtlich um die Achse des Theaters drehen, denn das Theater ist das einzige öffentliche Leben, die einzige Oeffentlichkeit, die man uns noch so ziemlich gönnt.

Die öffentliche Meinung ist nun einmal auf der Welt; dieser öffentlichen Meinung wachsen scharfe Zähne, damit aber diese scharfen Zähne nicht etwa in delicate Dinge fahren, so beißen wir sie an dem uns preisgegebenen Theater stumpf. Wir führen uns selbst bei der Nase herum, wir treiben uns in's Theater und wenn wir einen Schauspieler herausrufen und den andern auszischen, so machen wir uns weiß, wir wären stimm- und wahlfähig, wir hätten öffentliche Gerichts-Verhandlungen. Wir betrachten unsern Theaterhelden als den Lord vom

Wollsacke und wir setzen uns selbst das Theater als Fontanelle, um die Richtung unserer öffentlichen Meinung auf eine unschädliche Weise hübsch abzuleiten. Das Theater ist unser Tusch- und Sturzbad, welches wir uns alle Augenblicke über den Kopf schütten müssen, um die etwaigen Congestionen und Aufwallungen eines gewissen politischen Blutes, und des Blutes sonstiger höherer Interessen zum Niederschlag zu bringen. Es gibt keine Nation, die sich in neuerer Zeit so sehr, so ausschließlich, von den Thronen bis zu den Hütten herab, mit dem Theater beschäftigte, als die deutsche, und wunderbar genug, es gibt doch keine Nation, die so gar kein National-Theater hat, als eben die deutsche.

Paris besitzt in seinem théatre français ein echtes National-Theater. Den Deutschen fehlt aber zu einem National-Theater erstens die Nation, das heißt die Einheit der Masse, in Form und Cultur der Nationalbildung und des National-Characters, hauptsächlich aber fehlt ihm die Einheit der Verfassung, die allein eine Nationalität ausmacht. Die deutsche Nation verhält sich zur französischen, englischen oder zu anderen Nationen wie Charpie zu Leinwand, wir sind zerzupft, zerfasert, und in einzelnen Fällen liegen wir ohne Zusammenhang neben einander.

Wir sind Oesterreicher, Preußen, Baiern, Hessen, Schwarzburg-Sondershausener, Mecklenburg-Strelitzer, Lippe-Detmolder, Reuß-Greizer und Reuß-Schleizer, aber wir sind keine Deutsche. Es ist uns gegangen wie

den Tulpen in Holland, man hat so viele Zwiebelgattungen aus uns gezogen, daß nicht einer von uns mehr weiß, was er eigentlich für eine Tulpe und ob er wirklich eine Tulpe ist.

Napoleon, dieser größte historisch-tragische Schriftsteller, welcher Nationen zu Lettern nahm, welcher Gebirgsketten und Meere nur als Beistriche eines einzigen Ländersatzes betrachtete, und welcher an einem Schreibfehler, den er mit den Frauenzimmern gemein hatte, zu Grunde ging, nämlich an dem Fehler, daß er einen Schlußpunkt machen konnte, Napoleon ist wie ein verderbliches Erdbeben durch Deutschland gegangen, hat das Gebäude zerrüttet und große Risse in die Bauten der deutschen Nationen gebracht; das Erdbeben ist Gott Lob vorüber; aber die Risse sind geblieben, der Kitt, den wir über diesen Rissen haben, gleicht die Oberfläche aus, aber die Wände sind und bleiben immer bis in den tiefsten Grund gespaltet. Diese Erscheinung hat so viel Fremdartiges an uns zurückgelassen, daß unsere Originalität verwischt ist; selbst der Französismus eines großen Theils der deutschen Höfe hat das Einschleichen fremder Eigenthümlichkeit und die Inoculation ausländischer Elemente in das Leben des Volkes und der Nation begünstiget. Es fehlt also zu einem deutschen Nationaltheater vor Allem die Nation. Sodann aber auch die National-Dichter, denn National-Dichter heißen nicht etwa die, so in deutscher Sprache schreiben, sondern jene, so die Geschichte der Nation, ihre geheiligte Vorwelt und

schwergeprüfte Mittelwelt herausgeholt aus ihren Schlafgruben und sie hinstellten auf die Sonnenterrasse der Poesie, daß sich das Volk an ihr ergötze, kräftige und labe und sich und seine Vorfahren, und den Geist in seiner Nation wieder erkenne, und an diesen Gebilden zu ähnlichen Thaten und Ergebnissen der National-Tugend und des National-Heroismus angeglüht werde.

Schiller und Goethe sind keine Nationaldichter in „Kabale und Liebe", in „Don Carlos", in „Stella", in „Tasso" u. s. w., aber sie sind es in „Wallenstein" und in „Götz von Berlichingen".

Daß uns zu einem deutschen Nationaltheater aber nicht nur die Nation und die National-Dichter fehlen, sondern auch die Nationalschauspieler, will ich späterhin, wenn ich auf unsere Historienwelt zurückkommen werde, erwähnen, sowie das, daß es keine deutschen National-Directionen gibt.

Unsere Theater haben gewöhnlich nichts Nationelles als Nationalgeld und Nationalschulden; das Geld, welches sie vom Staate oder von der Nation bekommen, und welches sie einzelnen aus der Nation wieder schuldig sind.

Wien und Berlin leben in der Einbildung, ein Nationaltheater zu besitzen, jenes in seinem Burgtheater, und dieses in seinem Schauspielhause. Würde man aber nun einen Wiener fragen: „Was ist denn so eigentlich Nation?" so würde der gute, herzliche Wiener mit der liebenswürdigsten Bonhommie, die es nur geben kann,

antworten: „Na, a Nation, das sein halt mir Wiener, unser gut's Völkl so durcheinander von Simmering bis Grünzing und Eipeldau, wie wir halt uns so durcheinander gern haben, und alle andre Leut a, und wie wir halt uns're Schnitzel essen und a Monatratich dazu!" — Würde man den Berliner fragen: „Was verstehen Sie denn so eigentlich unter Nation?" so würde der gebildete und egoistische Berliner antworten:

„Nation, det is so eene Sache, die nur in Preußen wachsen dhut, eine Nation muß jebildet sind, det ist man das Erste und det sind wir aberst alleene."

Das Wiener Hoftheater könnte seiner Kräfte und Leitung nach vielleicht noch den ersten Impuls zu einem wirklichen deutschen Nationaltheater geben, wenn die Wiener Censur nicht aus allen Stücken den Character aus- und das Nationelle einstriche. Gerade das, was die National-Theaterdichtung begründet, das Vorführen vaterländischer Helden und Ergebnisse in ihrer wahren Gestaltung, mit ihren Licht- und Schattenseiten, ist da Todessünde. Die dramatischen Dichter sollen in Wien ihre Gestalten verkleinert aussteigen lassen aus ihrer historischen Familiengruft, alle Makel und Sünden müssen im censirenden Purgatorium abgestreift werden, und nur der durch das »Imprimatur« heilig gesprochene Schatten der historischen Figur darf von den Autoren daselbst auf die Breterwelt citirt werden. Schatten aber, namentlich die zu Schatten censirten Helden, sind keine Gegenstände für die Bühne, und ein durch die

letzte Oelung der Censur gegangenes Stück ist ein grundschlechter Herold der Nationalität.

Wie man, der Sage nach, den Läufern Milz und Leber ausschneidet, damit sie leichter laufen, so schneidet die Wiener Censur auch ihren National-Dichtern die Leber aus, damit sie nicht von der Leber weg reden können, und lassen sie laufen. Es ist demnach rein albern, wenn sich das Wiener Burgtheater ein Nationaltheater schelten läßt.

Auch in Berlin, wo ein großer Grad von Bildung und eine geistige, freiere und liberale Censur herrscht, ist die Bildung doch nicht Nationalbildung, und die Preußen haben auch keine eigenthümliche dramatische Literatur, und keine in allen Theilen ausgebildete, vollständig ausgezeitigte Nationalsprache, und ohne diese gibt es kein Nationaltheater.

Ueberhaupt ist die Benennung „Hof- und Nationaltheater" schon Beweis genug, daß es kein Nationaltheater gibt. Ein Hoftheater ist kein Nationaltheater und ein Nationaltheater ist kein Hoftheater, man muß sagen: „Ein Hof- und National-Theatergebäude", das ist möglich.

Berlin hat auch in letzterer Zeit sich eingebildet, in seinem Königsstädter Theater ein Volkstheater zu besitzen, sowie Wien eins besitzt.

Allein „Nation" und „Volk" sind zweierlei. Die deutsche Nation faßt mehrere Völker in sich, denn Volksthum ist nichts als Menschenthum, durch gemeinschaft-

liche Sitten, gemeinschaftliche Wohnplätze auf eine absonderliche Weise characterisirt. Blos Oesterreich aber, eben weil es durch eine geistige Contumaz alle Volksporen gegen das Eindringen fremder Lüfte und Ansichten verstopfte, hat durch das Isoliren des Volkes seine Eigenthümlichkeit bewahrt.

Seitdem der kühne Rösselsprung der Freiheit auf dem Schachbrete Deutschlands geendet ist und aus den Narben des bluterrungenen Bodens segensreiche Friedenshaine emporblühen, sind die übrigen Völker weniger abgesondert als früher, obschon ihnen eine allgemeine Nationalität abgeht. Jedoch ganz im Norden von Deutschland gibt es ebensowenig ein Volksthum als eine Volkssprache oder einen Dialect. Es gibt dort nur ein hohes und gebildetes Publikum und einen Pöbel, aber kein eigentliches Volk, sowie es nur ein hochgebildetes Deutsch dort gibt und einen corrupten Jargon, aber keinen Dialect. Wien aber hat sein Volk mit tausend naiven und reizenden, spaßigen, aber nie lächerlichen Eigenthümlichkeiten; mit allen jenen Individualitäten, die ein Lächeln über seine Bildung, aber stets auch eine Rührung über seine naive Gutmüthigkeit und ungeschminkte Herzlichkeit hervorbringt. In dem Berliner Jargon liegt kein Character, keine Natur, er verräth nichts als Gemeinheit und Rohheit, in der Wiener Mundart hingegen spielt sich die herzlich biedere Einfachheit und Biederkeit des Volkes ebenso ab, wie in der schwäbischen und nürnbergischen die Einfalt und Treuherzigkeit.

Darum sind diese Mundarten so gar poetisch bildsam, denn wir haben vortreffliche Gedichte in Nürnberger Dialect, und wer kennt nicht Hebel's meisterhafte Gedichte und in letzter Zeit Castelli's Gedichte in niederösterreichischer Mundart?

In Baiern nähert sich die Mundart schon sehr der österreichischen, und deshalb mag auch der unglückliche Nachahmer der Wiener Volksbühne in München, Herr Carl, seine Rechnung gefunden haben.

Das einzige wahre deutsche Volkstheater aber ist nur und blos das der Leopoldstadt zu Wien, und ich glaube, daß es in gewisser Hinsicht für alle deutschen Theaterfreunde nicht uninteressant sein wird, wenn ich ihnen in der zweiten Abtheilung meiner heutigen Vorlesung die kurzgefaßte Geschichte und Characterstücke dieses Theaters sammt ihren ersten Künstlern und Dichtern liefern werde.

Zweite Abtheilung.

Zwei Genien überflügeln gemeinschaftlich den Tempel der darstellenden Musen, der Genius des Erhabenen und der Genius der Laune, in das Reich des erstern gehört die Tragödie, in das Reich des zweiten die Posse. Das Lustspiel hat ursprünglich kein eigenes Bereich, es neigt sich, in so ferne es den Knoten aus den feinen Fäden sich durchkreuzender und durchwirrender mensch-

licher Leidenschaften und Gemüths-Stimmungen schürzt, der Tragödie zu, es entwirrt und löst sich aber durch äußere Umstände, durch Zufälle des geselligen Lebens bedungen, als ein analoger Theil der Poesie auf, da es auf Popularität, den gemeinschaftlichen Pfeiler dieser Gattung, basirt ist.

Also nur Tragödie und Posse, als die zwei Gipfelpunkte des höchsten Seelen-Affects und der populären Lebensregsamkeit, wären der Zenith und Nadir des Schauspielwesens. Die Affecte, die menschlichen Leidenschaften und der Seelenpathos, welche die Ur-Elemente des hohen Trauerspiels ausmachen, variiren unter jedem Himmelsstrich; klimatischer Einfluß, Ortseigenheiten, nationeller Character, ja auch oft politische Conjecturen, eignen fast ein jedes Volk zu einer eigenthümlichen characteristischen Variation dieser Affecte, und diese wird in ihrer Tragödie Norm, Urprincip; darum sind die Tragödien vieler Völker verschieden, und fast jedes Land hat eine eigene Art Tragödien.

Das Volks- und Possenspiel hingegen ist der Spiegel der menschlichen Natürlichkeit, das Secirmesser seiner Seelenstructur, und die Veranschaulichung seiner meistens materiellen Schwächen und Eigenheiten, diese, die rohe, unverdrechselte Natur nämlich, und alle jene lächerlichen Mutationen und Vorschiebungen, die sie in ungekünstelter Entäußerung ihrer komischen Subjectivität hervorbringt, ist bei allen Nationen, unter allen Himmelsstrichen bis auf kleine Abweichungen immer dieselbe; daher ist auch

die Posse universeller, und die Local- und Volksstücke, die nobilitirten Possen der neueren Zeit, spiegeln die komische Naturseite des Menschen überhaupt ab. Der komische Dichter, oder vielmehr der poetische Reflector der prosaischen Menschenschwächen und Thorheiten, hat das Verdienst, statt mit der Geißel, mit der Britsche zu treffen, und statt in der Toga der Erhabenheit auf Wenige zu wirken, in dem Staubmantel der Popularität das Allgemeine so zu treffen, daß der Getroffene zwar lacht, aber doch heimlich in seinen Busen greift und die getroffenen Schwächen ein wenig mustert. Was die Popularität des Stoffs für das Stück ist, ist die Popularität der Sprache für die Darstellung, und bis jetzt ist nur das Leopoldstädter Theater das einzige in Europa, das so glücklich dahin gerungen hat und noch dahin ringt, den Geist und die Sprache, und den Sprachgeist des Volkes in einem glücklich in einander fließenden Farben-Verschmelz, als ein Ganzes, als ein plastisch-drastisches Sittentableau, als einen großen Trumeaux-spiegel, dessen Veranschaulichungs-Glas von dem Thorheitshimmel der höhern Welt bis in die Arena der gemeinsten Schwächen reicht, kurz als ein Volkstheater in der weitesten und engsten Bedeutung des Wortes aufzustellen.

Die Tendenz, durch die Lachmuskeln auf die Moralität der Menschen einzuwirken, hat sich vom Aristophan herab bis zu Hafner, dem eigentlichen Fundator der Wiener Volksstücke, als wirksam bewährt. — Ursprünglich war wohl alles Volksstück, denn die Extemporirstücke

konnten und können nichts anders sein. Die Mimen, Possenreißer und Spielleute (Joculatores) des eilften Jahrhunderts waren so zu sagen improvisirende Volks-Dichter; dahin gehören auch die Fastnachtsspiele der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte begann der österreichische Hans Sachs: Wolfgang Schmelzl, ordentliche Stücke mit Plan in deutscher Sprache zu schreiben und aufzuführen; der Lustigmacher seiner Komödien war oft ein Speismeister. Sein Stück: „Comedia des verlornen Sohnes (1545)" war voll Localität; der Lugek, die Stephanskirche ꝛc. kommen vor. Wir machen einen großen Sprung, der uns der eigentlichen Volksbühne näher bringt, zu Josef Stranitzky, dem eigentlichen Stifter des Hanswurst. Es war eine Salzburger Bauern-Maske mit der italienischen Arlequinpritsche, und dieser Hanswurst (1708) lebt noch und hat stets gelebt auf der Leopoldstädter Bühne, und alle in- und ausländische Hanswürste, sie mögen nun heißen und geheißen haben wie immer, sind ursprünglich Hanswurst.

Folgendes wäre ungefähr die Stammtafel bis zum Thaddädl:

(Aus den ältern Zeiten:)

Hiesel. Riepel. Pickelhäring. Stockfisch. Kiperl.

Hanswurst.

(In der Stadt:)

Bernardon. Poldel. Bürlin. Jackerl.

Affligio.

(In den Vorstädten:)

Dummer Anton. Müller Tomerl.

Fuchsmundi.

Kasperl.

Thaddädl.

Das jüngste Kind der Hanswurstischen Laune, der stift- und turnierfähige Thaddädl, zählt also 15 Ahnen und vielleicht noch mehr, die uns entgingen. Die größte aller Hanswurstiaden, die Verbrennung des Hanswurst von der Neuberin, hat nur den Namen verbannt, der Character selbst lebt noch in allen Volksstücken.

Das Leopoldstädter Theater, auf dem Hafner den ersten genialen Impuls zu allen nachherigen Productionen gegeben, reinigte der edlere Geschmack der spätern Localdichter nachher immer mehr und mehr vom Hyperjovialen, welches gewöhnlich in Trivialitäten überging; und in der neuesten Zeit, die wir doch eigentlich in Augenschein nehmen, haben die Localdichter dieser Bühne, A. Bäuerle, C. Meisl und J. Gleich, jene Zwitterbilder der ekelhaften Burlesken und der Extemporationen fast gänzlich verbannt und sich bemüht, statt aus den gemeinen Sümpfen der Trivialität, aus der Quelle der frohbeweglichen, sittlichen Laune und aus der Cisterne der anständigen Jovialität ihre Geisteskinder zu schöpfen. Die Bahn, die sie sich vorgezeichnet zu haben scheinen, ist sehr groß, ja allumfassend. Der Grundfaden ist stets das Lächerliche, das heißt: das Reinlächerliche in dem Hohlspiegel der Satyre verzerrt und vergrößert erscheinen zu lassen, und

durch eine Aus- und Uebertreibung aller Charactere das Komische als convexe Lebensmassa an ihren Stücken hervorspringend zu machen; kurz, eine theatralische Privat-Irrenanstalt zu errichten, in welcher die Seelenkranken und geistig moralisch Verrückten durch die Methode, daß ihre Dichterärzte die nämliche fixe Idee zu haben vorgeben und in die geheimsten Functionen des Kranken greifen, schonend geheilt werden. Das Unternehmen ist kühn, der Zweck groß, die Folgen bei tactfestem Verharren auf der Bahn unendlich!

Ein Volksdichter, wenn er die Avers- und Reversseite seines Berufs an die Sonne des leuchtenden Zweckes und Erfolges und nicht an das Unschlittlicht des Honorars und Erwerbs hält, ist oder könnte wenigstens der erste Volkslehrer sein. Groß und klein, männlich und weiblich, gering und vornehm kommt in seine Schule. Er unterrichtet nach der wahren Bellancastrischen Methode; seine Lehren, in Sprichwörter, in Witzfunken, in Gassenlieder gehüllt, gehen von Mund zu Munde, wer heute sie gelernt, der lehrt sie morgen schon weiter. Er hat ein gebackenes A B C, ein Bilderbuch aus Bonmots und Einfällen, welches seine Schüler gerne verzehren und leicht dabei lernen. Mit Unwillen muß man daher die einseitigen Urtheile anhören, welche die Parfümgeistler und sentimentale Schnörkelseelen, an welchen unser kritisches Kinderstift jetzt so reich ist, mit einer gewissen literarischen Patronanz, auf die Volksdichterei herabzudonnern belieben. Volksdichterei ist ein Hebel zur Volks-

bildung, Volksbildung aber ist die erste Basis des Völkerglückes. Wenn der Zweck nicht erreicht wird, wenn die Volksdichterei zuweilen nicht das ist, so sind nur die Volksdichter vielleicht oft die Ursache, von denen jetzt freilich eine Menge wie Pilze hervorwimmeln und ihre Witzverrenkungen wie Guckgucke ihre Eier in das Straußenneſt der Volksbühne legen.

Die nothwendigsten Erfordernisse eines Localdichters sind: ein Naturtalent zum Lächerlichen und stoffhaltiger Kraftwitz, das erste für die Handlung seines Subjects oder für die Leidenschaft, die er zur Vorstellung auffaßt, das zweite für den Ausdruck und den Gedanken. Zu dem ersten gehört Scharfsichtigkeit, zu dem zweiten Einbildungskraft. Das Talent für's Lächerliche operirt analytisch, wo hingegen der Witz synthetisch seine Functionen verrichtet. Wer einen Gegenstand lächerlich macht, der vergleicht ihn, zergliedert ihn, er löst ihn in seine Bestandtheile auf und macht diese, insofern er sie mit vielem Unterscheidungssinn mit dem Nichtlächerlichen parallelisirt und contrastirt, lächerlich; Witz aber erfindet, er fügt hinzu, er verbindet seinen Gegenstand mit Dingen, die gar kein natürliches Verhältniß gegen einander haben, er ist ein Freibeuter, der die heterogensten Bilder auffängt und an seinem Triumphwagen zusammenkettet. — Mit Unrecht wollen einige Kritiker behaupten, daß Personen, die ein Talent zum Lächerlichen haben, selten Schönheitssinn, noch seltener Geschmacksurtheil besitzen. Nach unserer Meinung ist sowohl in den Ereignissen der

Natur als der Kunst nichts lächerlich, was nicht von dem bestimmten Verhältnisse und von der gewöhnlichen Einrichtung seiner Art und Gattung abweicht; ist aber nur der kleinste Verstoß gegen Symmetrie und Harmonie da, ein zu Viel oder zu Wenig, tritt ein Gegenstand nur etwas aus den Limiten des Angemessenen, des Richtigen und Schönen, so betritt er schon das Reich des Lächerlichen; ein Mensch also, der einen Sinn für's Lächerliche hat, d. h. der augenblicklich von der Disproportion und dem Unverhältnisse seines Gegenstandes ergriffen wird, muß wenigstens angebornen Schönheitssinn oder ein besonderes Unterscheidungsvermögen in Hinsicht der Richtigkeit und Schönheit der Formen haben, welches Vermögen am Ende doch wieder auf angebornem Schönheitssinn basirt ist.

Wenn das Talent zum Lächerlichen das Belachenswerthe als Multiplicandus mit dem Witz als Multiplicator multiplicirt, so ist das Facit: das Burleske. Und nur die Burleske oder das zum Auflachen Reizende ist der Gegenstand des Volksdichters. Ein ernsthaftes Subject aus dem Nimbus seiner Erhabenheit zu reißen und es niedrig gemein behandeln, erhält einen hohen Anstrich vom Lächerlichen, es ist Hohn des Erhabenen, an dem gar nichts Unschickliches ist; dahin gehören Travestien: Tassonis Secchia rapida etc. Auch Meisl's „Entführung der Prinzessin Europa" oder früher Gewey's „Pygmalion' oder: „die Musen bei der Prüfung" gehören zu dieser glücklichen Gattung des Lächerlichen, zu der,

wie uns dünkt, Wieland in seinem Keulier den ersten Impuls gegeben haben mag. Die hohen griechischen Götter, den donnerschlagenden Zeus, den fluthenbesänftigenden Neptunus und den stygischen Pluto mit allen den mythologischen Erhabenheiten auf der Bühne wandeln zu sehen, den platten Volksdialect aus ihrem Munde zu hören und sie überhaupt mit allen Lappalien und Kleinigkeiten des Lebens behaftet zu sehen, war zu neu, zu drall, und der Contrast des Subjectes mit der Art es zu behandeln, zu burlesk, als daß diese Gattung olympischer Cabinetsstücke nicht die Lachlust gereizt haben sollte. Aber bald folgte Ekel dem Ueberreiz, ähnliche Parodien wimmelten zu Tausenden hervor, es war uns nichts Neues mehr, Götter und Heroen Tabak schnupfen und rauchen, sich rasiren und frisiren &c. zu sehen, und es verlor an Picanterie und Interesse.

So erging es früher den Kasperl'n und Rittern des Hensler'schen „Donauweibchen" &c., die zu ihrer Zeit populäre Volks-Donquixotismen waren, und jenes polternde Ritterthum und Ritterspuk glücklich und eigenthümlich in den Rahmen der Volksbühne faßten, und lange Zeit gefielen, bis sie durch Uebervölkerung einer den andern und zuletzt sich selbst verzehrten. So erging es denn bald dem travestirten Jupiter wie es dem seligen Kasperle erging.

Nun fingen die Volksdichter an, statt von oben herab von unten herauf zu beschwören, die Geisterkomödien kamen an die Reihe. „Faust's Zaubermantel" von

A. Bäuerle und später das „Gespenst auf der Bastei" von C. Meisl eröffneten den Cyclus einer neuen Gattung. Geister und Feen, Zauberer und Schatten wurden mit dem Menschen familiär gemacht, und das Geisterreich mit seinen Talismanen und Zaubergaben bot ein weites Feld für die Phantasie dar, da durch selbe das Barockste einen Anstrich von Wahrheit bekam, das Grellste und Anstoßendste verwirklicht, das Entfernteste nahe gerückt und das unmöglich Scheinende möglich gemacht worden. Diese Gattung ist eigentlich der reichste Schacht für die Situationskomik, aber auch dieser wurde bald erschöpft und die armen Geister so in Requisition gesetzt, daß auch sie nicht mehr recht einwirken wollen. Gleich's „Eheteufel", „Ydor", „Berggeist", „der alte Geist in der modernen Welt", „der Hölle Zaubergaben", Meisl's „lustiger Fritz", „Fee aus Frankreich", „Schutzgeist guter Frauen" 2c., „Gespenst im Prater" und hundert ähnliche Abarten dieser Gattung stumpften auch schon die Zuschauer für dies ewige In=Contribution=Setzen der Geisterwelt ab.

A. Bäuerle, der an Kraft und Schlagfertigkeit eines zeugekräftigen Springwitzes das ersetzt, was an Schnellfertigung der Stücke C. Meisl und A. Gleich vor ihm voraus haben, hat schon früher den wahren Punkt der eigenthümlichen Volks=Komödie in Darstellung von Volks=Characteren getroffen. „Der Leopoldstag", „der Fiaker als Marquis", „der Freund in der Noth", „die Fremden in Wien", „die moderne Wirthschaft" u. a. m.

sind Zeitspiegel und können nach langen Jahren als Sittengemälde dieser Epoche betrachtet werden. Dies ist der eigenthümliche Aristophanismus, ein Anschmiegen der Zeitanforderungen und ein Geisteszuschnitt nach der Maske des Volkes. Bald darauf erschien die „falsche Primadonna“, wenn auch nicht Original, doch originell behandelt, und brachte wieder eine Schleppe von Nachahmungen mit; „die Buschmenschen“, „die Aloe“, „die Abenteuer in Strümpelbach“ u. s. w., zogen als Troß dieser Donna nach.

In den „Bürgern in Wien“ hat A. Bäuerle durch sein Talent einen neuen Character hervorgebracht; die deutschen Blätter führten mit Recht an, daß er eine stehende süddeutsche Charactermaske geschaffen habe. Kasperl und Thaddädl erstanden in Staberl als neuer, dreiliger Typus. Auch dieses Stück pro- und reproducirte eine Menge Nach- und Aftergebilde, die alle sammt und sonders von den allerneuesten Formen verschlungen wurden. Diese allerneueste Form ist die patriotische und begann mit Bäuerle's „Aline“ oder „Wien in einem andern Welttheile“. Wien mit seinen Reizen und Genüssen, mit seinen nur ihm eigenen Ergötzungen und Unterhaltungen so quasi durch die Welt reisen zu lassen, in dem Reisebündel eines Wiener Barbiers, und es nach Gefallen in Golkonda auspacken zu lassen, und seine Herrlichkeiten darzuthun und das süße Heimweh in Volksmelodien in das Herz und in die Ohren der Zuhörer dringen zu lassen, ist ein Hebel, der zu wohl und zu

glücklich berechnet war, als daß er nicht auch bei minderer Ausstattung an Witz und Laune seine Wirkung machen müßte. Der Effect war auch unbeschreiblich und alle Nach- und Nebenahmungen, mehr oder weniger gerathen, verfehlen des günstigen Erfolges nicht, da die Kaiserstadt und nur die Kaiserstadt der ewige Refrain aller angeschlagenen Melodien war.

Der Genius der Possen und Localstücke ist lustig und macht kein Geheimniß daraus, daß er darauf ausgeht, uns lachen zu machen, und das haben beide vor dem Trauerspiel voraus, in welchem wir die Darstellung selbst für Wirklichkeit halten müssen. In allen Possen, Burlesken und Parodien macht der in uns aufkeimende Verdacht der Falschheit den Gegenstand nur noch jokoser, der Dichter geht über die Wahrheit hinaus und belustigt sich selbst über sein Lustigmachen. Diese Freiheit geht natürlich auch auf den darstellenden Schauspieler über. Der Zuschauer darf zuweilen bei komischen Schauspielern daran erinnert werden, daß er blos Schauspieler, darstellende Copie ist. Dies macht denn die Sache oft noch lächerlicher, ohne den Eindruck zu zerstören. Die zwei Pole der darstellenden vis comica sind Ruhe und Beweglichkeit, die erste kitzelt den Verstand, sie ist anständig wahr, sie gibt treue Schilderungen mit leichtem Zusatze, die zweite ist übertrieben, possenhaft, grotesk, kitzelt das Zwerchfell, überladet, zerrt das Wahre hinaus über die Grenzen. Beide Polhöhen sind am komischen Himmel zulässig und ergötzend. Zwischen diesen

beiden Polen laufen unzählige Linien, nähern sich bald diesem, bald dem andern Pole. Der möglich vollkommenste Grad der Komik müßte entweder als Aequator gerade inmitten dieser beiden Pole, als gleichmäßige Fernhaltung beider Endpunkte liegen, oder in einer genialen Rundung der komischen Bühnenachse bestehen, so daß sich beide Pole berühren, küssen, umarmen und festhalten. Dieses wäre der Ring der geistigen Auffassung und Reflexion, Sinnbild ewiger Wahrheit, aber bei diesen wie bei den wirklichen Polen stoßen sich beide ab, und der Ring schnellt zum Stab zurück.

Diese Betrachtung führt uns zu der eigentlichen Benennung der zwei ersten und vortrefflichsten Komiker der Leopoldstädter Bühne, also Deutschlands.

Herr Ignaz Schuster, Polarstern der Ruhe, Herr F. Raimund, Polarstern der Beweglichkeit. Herrn Ignaz Schuster's Spiel ist eine Schöne, die sich's vorgesetzt hat, uns zu verführen, und die, ihres Sieges sich bewußt, es so fein anleget, daß wir es gar nicht merken. Sie geht in aufsteigender Linie alle Stufen mit uns durch, zieht uns mit unsichtbaren feinen Fäden durch Ovid's Kunst zu lieben, ohne ein Komma zu vergessen, von der Grammatik der Augensprache, der Syntax der Händedrücke, durch die Philosophie der Küsse bis zu dem Examen rigorosum der zärtlichsten Dahingebung, wir liegen in ihren Ketten, ohne zu wissen, wie es kam.

Herrn F. Raimund's Spiel ist eine Schöne, die, von innerer Gluth getrieben, uns zum Opfer will, zu

Sclaven, und uns auch hinreißt; sie coquettirt, macht Paraden, eine liebenswürdige Désordre zeigt à dessein ein Dessein, das eigentlich besser verborgen bliebe, aber dennoch eine Schönheit ist; wir sehen, die Schöne legt es darauf an, uns zu erobern, und können doch nicht entfliehen. Freilich dürfte aus diesem Vergleich entspringen, als ob Raimunds Spielschöne eine Diotima wäre, die in einer gewissen vorgerückten Saison an Anbetern verlieren wird, während Schuster's Spiel wie eine Ninon de L'enclos ist, die noch im höchsten Alter Bewunderer findet; aber Herr Raimund besitzt nach unserer Ueberzeugung gewiß auch einen innern Genius, der ihn, wie Sokrates der Diotima, das Arkanum lehrt und lehren wird, die jugendliche Spielfrische zu erhalten und auf den Wendepunkt noch geschickt auf jeder beliebten und besuchten Bahn überzuspringen.

Herr Schuster paßt die Zeit sich an, er folgt ihr.

Herr Raimund paßt sich der Zeit an, er läuft ihr entgegen und stößt daher oft hart mit ihr an.

Herr Schuster ist ein characteristischer Historienmaler, seine Figuren haben Wahrheits-Interesse, es ist in seiner Characterzeichnung wie bei großen Gemälden der Geschichte nichts vergessen, was zu sagen scheint, da und da, und um diese und diese Stunde ist dieses wirklich so geschehen; über diesem besitzt er noch das große Geheimniß, das nur wenigen Malern eigen ist, seine Köpfe ernsthaft zu malen, und ihnen doch einen unsichtbaren, unauslöschlichen, lächerlichen Zug zu geben, den man

vergebens herauszusuchen bemüht ist, man weiß nur an seiner Wirkung, daß er da sein muß. Sein classischer Staberl in den „Bürgern in Wien", sein Mehlspeismacher Zweckerl in dem „Freund in der Noth", die herrliche Zeichnung des Schieberl in der „Heirath durch die Güterlotterie", seine meisterliche Darstellung des „Würfel im Leopoldstag" u. a. m. sind ebenso viele große, runde, naturwahre, geschichtliche Gemälde, die sich durch mehrere Momente durchbewegen. Hr. Raimund ist ein epigrammatischer Portraitdichter, er wirft mit Genialität einen Zug, eine Pointe hin, und ein Bild, ein Faunus- oder Momuskopf liegt da, er überflügelt, er umzingelt die Komik, er ist überall und in jeder Rolle vortrefflich und treffend, so daß seine Individualität oft gänzlich verschwindet. Vorzügliche Mimik ist eine der vorherrschendsten Gaben dieses lustigen Bühnenproteus, sein Ador, Gespenst auf der Bastei, Sandelholz im „verwunschenen Prinzen", Bims in Bäuerle's „Aline", Spindelbein u. a. m. sind ebenso viele Variationen auf das Thema seiner ewigen, heitern und schönen Beweglichkeit. Am characteristischsten ist es, daß man glaubt und mit Recht glaubt, diese Rolle muß man nur von Hrn. S. und jene nur von Hrn. R. sehen; jeder dieser beiden vortrefflichen Priester der Thalia hat eine eigene Sphäre, die er mit gleichem Erfolge durchkreist.

Unter den deutschen Volksbühnen-Dichtern steht, wie gesagt, Herr Bäuerle oben an. Er hat in letzter Zeit einen traurigen Nachahmer und einen bizarren

Nebenbuhler gefunden. Dieser Nachahmer ist Herr Carl, welcher ausgestattet mit persönlicher Komik, mit einer glücklichen Weise durch wirksame Jokosität des Spieles das Zwerchfell zu erschüttern, eine trockene oder vielmehr gar keine Phantasie hat, und aller Originalität beraubt, durch sclavisches Nachahmen und Nachmodeln, den gesunden Geschmack bis zum Ekeltode martert. Seinen unzähligen, marklosen, windausgeklopften und geistausgeblasenen Staberliaden liegt die Ohnmacht der Erfindung mit vollendetem Spiegel auf der Stirne. Da ist kein Geist und keine Seele, keine Empfindung und keine durchgehende Idee. Es sind einzelne Spaßlappen, die noch bei Weitem nicht Witz genannt werden können, Fetzen drolliger Einfälle, Flickstücke von burlesken Ideen, die mühsam und in sich selbst mürbe und zerfallen, zu einem Ganzen mit großen Schneiderstichen zusammengenäht sind. Es geht keine Idee durch das Ganze, keine Grundtendenz ist da, man soll lachen, Punctum.

Man lacht und ärgert sich hinterdrein, daß man gelacht hat.

Ein Nebenbuhler aber ist Herrn Bäuerle entstanden in Herrn Raimund, welcher durch seinen „Barometermacher", durch seinen „Diamant des Geisterkönigs", durch seinen „Bauer als Millionär" und seine „gefesselte Phantasie" die Wiener entzückt und sich selbst verzückte. Allein die guten Wiener sind ebenso leicht zu entzücken, als jeder Verfasser durch sich selbst. Die guten Wiener Zeitschriften, die überhaupt nicht tadeln dür=

sen, haben den Raimund den österreichischen Shakespeare genannt, und Herr Raimund war so gütig, es zu glauben. Indessen sind seine Stücke gar keine Volksstücke, denn sie athmen weder eine patriotische Idee noch eine Volks-Eigenthümlichkeit. Es ist ihm eingeredet worden, er habe Phantasie, nun ackert er beständig mit Phantasie darauf los. Decorationen, Allegorien, Genier, Furien, Hexen, Sylphen, Gnomen, kurz die ganze Geisterwelt muß die Schüsseln zu seinen Tafeln zusammenschleppen. Ein obligater Blitz, welcher aus der rechten Coulisse in die linke spaziert, endet oft die Verwickelung, und eine Schlußdecoration, die mit dem Zuschauer zugleich aus den Wolken fällt, macht der Komödie bon gré mal gré ein Ende. Den „Bauer als Millionär" nannten die Wiener ein classisches Stück. Was ist daran? Die Allegorie wird darinnen zu Tode gehetzt. —

Der Haß, die Unzufriedenheit, das Glück und die Jugend und das Alter spielen die Hauptrollen, der Haß haßt, er haßt — die Unzufriedenheit, und die Unzufriedenheit ist unzufrieden, und die Jugend ist jung, und das Alter ist alt, und der Neid ist neidisch, und das Glück ist glücklich, ist das ein Volksstück?

Der Bauer zieht den Stiefel aus und ein Bedienter sagt den Dienst auf, sind das Charactere? Hexen und Geister fliegen durch die Wolken, ist das ein Dichterflug?

Man kann sagen, Herr Raimund hat den Grund zum Ruin und zum Untergange der Volksdichtung gelegt.

indem er den Geist dieser Gattung verbannt, er hat das Publikum an leere Schauspiele gewöhnt. Die besten und wahren Volksdichter haben sich deshalb auch zurückgezogen, und auch diese Bühne geht jetzt, da sie noch dazu an Herrn Steinkeller einen eben so schlechten Director, als die meisten deutschen Theater hat, ihrem baldigen Untergange entgegen; sowie der Verfall des ganzen deutschen Theaters überhaupt ganz nahe ist. Dieser Verfall ist in der Nichtigkeit und in der Anmaßung unserer Schauspieler, und in der Linkheit und Unbeholfenheit der deutschen Directoren und Intendanzen gegründet. Diese zwei Themen werden der Gegenstand meiner zwei nächsten Vorlesungen sein, zu welchen ich mir die Aufmerksamkeit desjenigen Theiles meiner freundlichen Hörer und Hörerinnen erbitte, die neben meinen sogenannten humoristischen Vorträgen auch eine ernstere Stunde nicht verschmähen wollen.

Vierte Vorlesung.

Schauspielthum und Schauspielerthum.

Sie haben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mir erlaubt, Ihnen meine Ansichten über einiges aus dem deutschen Theaterwesen mitzutheilen. Ich sage, Sie haben es mir erlaubt, das heißt, Sie haben es mir

stillschweigend erlaubt, welches ich daraus ersehe, daß Sie mir das Vergnügen machen, auch diese Vorlesung mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen.

Indem Sie mir aber die schmeichelhafte Aufmerksamkeit erzeigen, meine Ansichten geduldig anhören zu wollen, so können Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, unmöglich wünschen, daß ich Ihnen dasselbe mittheile, was Sie meinen.

Denn Ihre Meinungen und Ihre Ansichten können Sie sich gewiß selbst auf eine angenehmere und geistreichere Weise entwickeln, als ich es in dem kurzen Zeitraume einer Stunde, oder auch nur überhaupt zu thun im Stande bin.

Sie wollen also gewiß eine fremde Meinung hören, auch wenn diese nicht mit der Ihrigen übereinstimmte, oder ihr auch geradezu entgegenliefe, nicht etwa um sie zu beherzigen, von welcher Anmaßung ich weit entfernt bin, sondern um sie der Curiosität halber doch auch zu hören.

Es gibt aber vielerlei Gattungen Meinungen. Es gibt:

1. Muttermaal-Meinungen;
2. Windel-Meinungen;
3. angeschaffte Garderobe-Meinungen und
4. selbstverfertigte Meinungen.

Die Muttermaal-Meinungen das sind die, welche wir wie andere Gebrechen mit zur Welt bringen. Der Eine wird mit aristokratischen Sommersprossen geboren;

der Andere bringt Ultra-Leberflecken mit auf die Welt, der Dritte kommt mit liberalen Feuermaalen an das Weltlicht u. s. w.

Das sind die Meinungen, die sich in Geschlechtern fortpflanzen, das sind die wildgewachsenen Meinungen, die in ganzen Waldungen ohne Pflege und Obsorge fortgedeihen. Wir meinen dies oder jenes, weil unser Vater dies und jenes meint, unser Vater meint dies und jenes, weil Großmutter selige dies und jenes meinte, und Großmutter selige meinte dies und jenes, weil Urgroßvater seliger dies und jenes meinte. Von solchen Muttermaal-Meinungen kann hier aber die Rede nicht sein.

Die Windel-Meinungen sind solche, in welchen wir aufgezogen wurden. Sie sind so windelweich und bequem, wir legen sie so ungerne ab, bewahren sie wenigstens zum Andenken auf und betrachten sie mit einer heil'gen Scheu. Nun haben wir diese Windel-Meinungen von einer Tante, von einem Pathen, von einer Base eingebunden bekommen und verehren sie in Demuth, kommt nun Jemand und sagt: ich will dir für diese Windelgedanken, aus denen du doch eigentlich herausgewachsen sein solltest, andere bequemere, größere, deinem Wuchse angemessenere Meinungen geben, so nehmen wir sie nicht nur nicht an, sondern wir verketzern diesen Jemand, nennen ihn einen Bösewicht, der uns unsere Windel-Meinungen frevelhaft austauschen will. Von diesen Windel-Meinungen könnte wohl, aber soll auch nicht die Rede sein.

Die angeschafften Garderobe-Meinungen sind solche Meinungen, die wir uns bestellen und machen lassen; die wir aufkaufen und auflesen, aufgeschafft, zu borgen nehmen, die wir uns anpassen oder von andern Menschen für uns zuschneiden und umnähen lassen. Von solchen Meinungen haben wir gewöhnlich ganze Garderoben. Wochen-Meinungen und Sonntags-Meinungen, ordinäre Meinungen und Gala-Meinungen, populäre Meinungen und despotische Meinungen, romantische Meinungen, Kunst-Meinungen u. s. w. Wir haben uns diese Meinungsgarderobe mit vielem Aufwande aus allen ästhetischen Schneidereien angeschafft. Wir ziehen alle Tage das an, was wir brauchen. Gehen wir zu Hofe, so sagen wir: „Jean, ich muß mich anziehen, gib' mir einmal meine damastene aristokratische Meinung her!" Gehen wir in's Theater, so heißt es: „Jean, gib' mir einmal meinen Surtout der dramatischen Meinung her!" Gehen wir in ein diplomatisches Diner, so sagen wir: „Jean, gib mir meinen schwalbenschweiffarbenen politischen Meinungs-Mantel her, den man so auf beiden Seiten tragen kann." Gehen wir blos zu Thee- und Abendgesellschaften, so ziehen wir den leichten casimirnen politischen Meinungs-Frack an. Am andern Tage lassen wir alle diese Meinungen hübsch ausklopfen und für die nächste Gelegenheit wieder in den Schrank hängen. Auch von diesen Garderobe-Meinungen ist hier die Rede nicht, sondern von der vierten Sorte Meinungen, von den

Selbstverfertigten Meinungen.

Die selbstverfertigten Meinungen sind, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wohl alle wissen, eine sehr angenehme Sache, nämlich: Wenn man so eine eigene Meinung sich macht, ohne Vorzeichnung, ohne Muster, ohne Vordruck; man trägt eine solche Meinung mit einer Art von Wohlgefallen. Es sind Meinungen, für die man keine Speditionskosten, kein Leihbibliothekgeld und keinen Macherlohn bezahlt hat. Freilich sind solche selbstverfertigte Meinungen sehr selten. Es gibt Ehen, in denen der Mann keine selbstverfertigte Meinung tragen darf, er zieht immer die Meinungen aus der Garderobe seiner Frau an. Es gibt ganze Behörden, bei denen nur der Accessist sich zuweilen eine selbstverfertigte Meinung zu Schulden kommen läßt, welche ihm aber als ein Luxusartikel vom Etat gestrichen wird; es gibt Familien, in denen nur der Majoratsherr eine selbstverfertigte Meinung besitzt, und es gibt Schriftsteller, die nur alle Schaltjahre eine selbstverfertigte Meinung zu verzehren haben. Also bei den selbstverfertigten Meinungen wollen wir stehen bleiben.

Ist es gerecht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ja ist es auch nur billig, daß wir unsere selbstverfertigten Meinungen auch Andern als die einzig guten aufdringen wollen? Wenn sich ein magerer, schlanker Verstand eine Meinung für sich verfertigt, kann er verlangen, daß ein dicker, wohlgenährter Verstand in diese Meinung hineinkriechen soll? Kann dann diese Meinung

Stich halten? Wenn eine lange Erfahrung sich eine Meinung verfertigt, kann sie fordern, daß eine kurze Ansicht sie anziehen soll, ohne daß sie ihr über die Beine herabschlottere?

Man lasse in Gottes Namen Jeden seine Meinung machen wie er will, man zwinge keinen Menschen, seine Meinung anzuziehen, aber man verarge es auch Niemandem, wenn er seine selbstverfertigte Meinung öffentlich anzieht und damit in Gesellschaft geht, vorausgesetzt, daß diese selbstgefertigte Meinung das Sittlichkeitsgefühl nicht verletzt.

Den Blonden kleidet blau und schwarz, den Brünetten gelb und rosa sehr gut; wer wird nun verlangen, die Blonde müsse auch gelb tragen, weil die Brünette es trägt? Ebenso ist es mit Meinungen, und nun schon gar mit Theater-Meinungen.

Wir kaufen um einen Gulden und auch um achtzehn Kreuzer das Recht, eine Meinung über das Theaterwesen zu haben; nun glaubt freilich die Gulden-Meinung, sie sei wenigstens dreimal mehr Meinung als die Achtzehn-Kreuzer-Meinung.

Meinungen und Begriffe aber verholzen, versteinern sich endlich bei uns Menschen, und wenn man uns andere, wenn auch wahrere Begriffe beibringt, so finden wir sie falsch, lächerlich und ketzerisch.

Daß die Schauspielerei eine Kunst ist, und daß die Schauspieler Künstler sind, diese Meinung gehört zugleich zu unsern Muttermaal-Meinungen, zu unsern Windel

Meinungen und zu unsern Garderobe-Meinungen. Der Begriff Schauspielerkunst und Schauspielkünstler ist mit uns zusammengewachsen.

Ich habe es gewagt, mir schon längst eine selbstverfertigte Meinung anzuschaffen, die ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nicht anpreisen, nicht anempfehlen, noch weniger aber aufdringen, sondern blos mittheilen will.

Ich bin nämlich überzeugt, daß die Schauspielerei im Allgemeinen nicht Kunst genannt werden kann, und die Schauspieler im Allgemeinen nicht Künstler heißen können.

Poesie, Tondichtung und Zeichnen nur sind eigentliche, reine, absolute Künste; was man aber Schauspiel-, Gesang-, Tanz- und Garten-Kunst nennt, das sind Gegenstände der Geschicklichkeit, der Fertigkeit, der Routine, der Mechanik.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das näher auseinandersetze:

Das erste Kennzeichen der Kunst ist: Herrschaft des Geistes über die Natur und die Kraft, alle Umgebungen zu seinen idealen Forderungen zu erheben. Durch das innere Treiben und Drängen eines Menschen, durch Um- und Ausbildung vorhandener Formen neue zu schaffen, durch die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze, und durch das Bewußtsein, gesetzlich auf sie wirken zu können, erzeugt sich in ihm das Ab- oder Spiegelbild von etwas außer ihm Liegenden, das als Motiv.

als Entbindungswerkzeug seiner innern Welt, seiner Gedankenanforderungen, und zugleich als Ligatur und Verbindungssehne mit eben diesem Aeußern eintritt, er dichtet und erfindet.

Schaffen, Hervorbringen, mit einem Worte Productivität ist die unerläßliche Bedingung der Kunst.

Die Basis also alles Künstlerischen fehlt der Schauspielkunst ganz, wo ist da Erfindung, wo Hervorbringen? Hier heißt es nachringen, nachbilden, Copie des Geschaffenen; die glücklichste Darstellung im harmonischsten Zusammenwirken ihrer drei Hofdamen: Mimik, Plastik und Declamation, ist höchstens Kunststück, welches nur überraschende Fertigkeit im Hervorbringen vorübergehender Wirkungen ist, die durch Uebung eingelernt und durch Täuschung und Sinnenschein begründet werden; bei Weitem aber noch nicht Kunstwerk, welches eine selbstständige Aeußerung unvorgeschriebener Wirksamkeit, hervorgebracht durch das nach einem freien Zweck strebende Wollen, übereinstimmend in allen seinen Theilen, ist. Das zweite eben so unerläßliche Forderniß der Kunst oder des Künstlers ist: Freiheit, sowohl Freiheit des Geistes: Phantasie, als Freiheit des Raumes, des Kunstraumes: Originalität d. h. eine nach unbeschränkten Weiten operirende, eigenthümliche und nicht gegenständliche Veranschaulichung.

Diese Freiheit kann aber der Schauspieler nicht haben, seine Phantasie kann die Ideale nicht ausbilden, da es nicht ihm zur Willkür heimgestellt wird, sondern

weil er blos wie ein Spiegel empfängt und das Bild, das hineinschaut, wieder herausschauen lassen muß; dieses hebt auch die Freiheit des Kunstraums, die eigentliche Originalität, welche blos Organ einer alle Ufer überwogenden Phantasie ist, gänzlich auf. Der gänzliche Mangel an Productivität, verbunden mit der nothwendig bedungenen Entäußerung aller innern Freiheit ist hinreichend, um darzuthun, daß die darstellenden Personen nicht Künstler genannt werden können.

Das Schauspielwesen ist Mittel, Uebergang zur Kunst. Die Declamation Uebergang der Poesie zur tönenden Kunst. Mimik Uebergang der Poesie zur zeichnenden Kunst, Plastik endlich Uebergang der Poesie zur plastischen Kunst. Diese vereinigten Uebergänge zur Kunst können ebenso wenig selbst Kunst genannt werden, als die Schiffbrücken, die zu einem Brückenkopfe führen, ein Brückenkopf genannt werden können. Nun werden mich aber meine verehrtesten Hörer und Hörerinnen fragen, wie soll man Schauspieler, die uns hinreißen zum Mitgefühl, die Wahrheit mit Kraft paaren, kurz diejenigen Schauspieler erster Gattung, die mit Recht bewundert und verehrt werden, nennen? Man nenne sie große Schauspieler, unübertreffliche Schauspieler, herrliche, treffliche, einzige, kurz man erschöpfe das Reich des Epithetons, um die wenigen Koryphäen beider Schwester-Musen würdigend und auszeichnend vor andern zu unterscheiden, aber man nenne sie nicht Künstler. Handelt es sich aber darum, eine Sophie Schröder zu bezeichnen, so nenne

man sie ein Genie, eine geniale, oder vielmehr die genialste Schauspielerin; oder noch kürzer eine Wunder-Schauspielerin, sie ist die einzige, die ich kenne, die zur Schauspielerin geboren ist, die das »est deus in nobis« verwirklichet, bei ihr scheint jener höchste Grad von Kunstbildung, das Ideale mit dem Wirklichen liebend versöhnen, und das intensive Gedankenleben im Einklange mit den äußern Gestaltungen gleichmäßig anzuregen, Naturanlage zu sein, und man wird versucht, von manchen herrlichen Theilen ihrer Darstellung zu denken, sie selbst wisse sich keine Rechenschaft davon zu geben, und sie Kunstschwärmerei zu nennen.

Wie kann die Schauspielerei Kunst genannt werden, wenn die sie Ausübenden auf ihre persönliche Form, auf ihr materielles Sein angewiesen sind? Wenn ihre Persönlichkeit Alles in Allem ist?

Von Raphael mag es gelten, daß er ein großer Maler geworden wäre, auch wenn er ohne Arme auf die Welt gekommen wäre; Schiller wäre ein großer Dichter gewesen, auch wenn er keine Worte gehabt hätte, und Mozart wäre ein Genie geworden, auch wenn es keine Noten gegeben hätte, aber können wir das auf Schauspieler ausdehnen?

Ihre Körperlichkeit ist ihr Hauptwesen. Wir können nicht sagen, wenn Devrient, wenn Lemm, wenn Wolf, wenn Anschütz als Zwerge geboren worden wären, sie wären auch große Schauspieler. Wenn wir dem Götz von Berlichingen einige Zoll von seiner Figur ab-

schneiden, so schneiden wir seine Kunst mit ab; wenn wir der Eboli ein lahmes Bein geben, so sinkt die ganze Kunst; und wenn unsere Bösewichte keine rothen Haare und keine rothen Hosen anziehen können, so bleibt vom Bösewicht nur ein armer Wicht übrig.

Die Kunst gibt das Product aus der Kraft- und Naturfülle des Genie's, das Schauspielwesen gibt ein Abgeleitetes, welches zwischen Kunst und Natur sich selbst abkühlt.

Glauben Sie aber nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es am Ende leeres Stroh dreschen heißt, wenn man sich darum abmüht, ob die Schauspielerei Kunst heißen soll oder nicht; nein, der Wahn der Schauspieler, daß sie Künstler sind, hat unser Schauspielwesen so heruntergebracht. Seitdem so viel geschwatzt worden ist von Kunstbildung, künstlicher Uebereinstimmung der Darstellung, künstlerischer Auffassung, Kunststyl und Kunsthaltung, seitdem hat das Phantom der Kunst die wirkliche Natur erdrückt, und wir haben gar Nichts. Seitdem die Schauspieler angefangen haben, zu denken, seitdem spielen sie erbärmlich. Jeder Bediente, der einen Brief bringt, um die Worte zu sagen:

„Das Burgfräulein schickt mich her!"

will das Burgfräulein dramatisch aus der Kehle würgen.

Nichts hat der ganzen Schauspielerei so sehr geschadet, als eben die künstlerische Affectation, der luftgeschwollene Pathos, der ausgespreizte Stelzenernst, der hochtönende Sonntags-Bombast, die leere, hohle Decla-

mation, der donnernde Lungenflügelschlag und der fortrollende Pausbackenschall, in dem sich unsere jetzigen Schauspieler so sehr gefallen.

Ich rede hier im Allgemeinen, denn Ausnahmen sind überall hie und da zu finden, also bevor unsere Schauspieler die Kunst-General-Uniform anziehen, sollten sie erst die Bildungsexercitien der Sprache durchmachen, die ihnen abgeht; sie sollten erst halb rechts und halb links marschiren lernen; sie sollten den Provinzialismen-Rock ausziehen und die Dialectzunge ausschneiden, sie sollten das Accentuiren hübsch lernen, und vor Allem aber den lieben Buchstaben des ABC's Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wem von Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, brauche ich es noch zu sagen, wie die jetzigen Künstler agiren und accentuiren? Setzen sie nicht auf jedes Wort einen Trumpf, und ist es nicht, als ob jede Sylbe einen Blitzableiter hätte, in den es einschlagen müsse?

Wenn ein solcher Künstler sagt:

„Und Kopf und Herz und Leben weih' ich meinem Fürsten!"

so schleudert er die drei „und's" in den Souffleurkasten, den Kopf wirft er in die rechte Coulisse, das Herz in die linke Coulisse, das Leben in's Parterre und den Fürsten auf die letzte Galerie.

Eine der drolligsten Anecdoten vom falschen Pathos, die ich von einem Ihnen wahrscheinlich sehr wohl bekannten Künstler sah, kann ich nicht umhin, Ihnen hier

mitzutheilen. Er spielte in „Herzogs Befehl" den Offizier, der nur einen Arm hat. In der Scene, wo er seiner Geliebten das Herz anbietet, sagte er mit einer ungeheuern Declamation und Leidenschaft: Es ist ehrenvoll, für's Vaterland ein Glied zu opfern, ich habe nur eine Hand, denn diese fehlt mir!"

Dabei streckte er die fehlende Hand hoch in die Luft.

Sind Sie nicht schon oft Zeuge gewesen, wie unsere Künstler in Schwulität gerathen, wenn sie das D vom T, B vom P unterscheiden sollen?

Wird nicht jede Dattel zu Tadel, machen sie nicht aus dem Bein eine Pein, aus dem Backen ein Packen? und geben Sie einmal dem größten Theil unserer Künstler eine Bouteille Porterbier — Sie bekommen dieselbe als Pudelleje Borterpier zurück.

Das alles hier Gesagte soll vom Allgemeinen gelten; daß es in jedem Stand, in jedem Fache Individuen gibt, die sich über das Allgemeine erheben und eine ehrenvolle Ausnahme von der Regel machen, versteht sich von selbst. Meine Meinung geht die Sache überhaupt, nicht aber die Person im Einzelnen an. Dieses bitte ich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, auch bei der zweiten Abtheilung gefälligst im Auge zu behalten.

Zweite Abtheilung.

Unser Schauspielwesen ist durch fünf Dinge zu Grunde gegangen. Erstens durch die Unbildung der Schauspieler, zweitens durch ihre prosaische Verbürgerung, drittens durch die Schlechtigkeit unserer Kritik, viertens durch die Frivolität des Publikums, fünftens endlich durch die grundlos schlechte Verwaltung und Leitung der Theatervorstände.

Betrachten wir die Mehrzahl unserer Schauspieler, so finden wir, daß sie aus Individuen besteht, die keine andere Bildung haben als Einbildung, keine andere Weisheit als Naseweisheit, und keinen andern Geist als den Geist des Dünkels.

Wie soll die Schauspielerei zur Kunst oder auch nur zu einem tüchtigen mechanischen Wesen gedeihen, wenn wir keine Schule, keine Bildungsschule für dieselbe haben? Der Schuster lernt sein Handwerk von Jugend auf, der Schneider, der Tischler u. s. w. Der Maler, der Bildhauer hat Schulen, er lernt zeichnen, Farben mischen, behandeln, den Meisel führen, Umrisse machen u. s. w. Der Mediciner, der Advocat machen ihre Schulen durch, das Militär hat seine Exercitien, seine Grade, seine Tactik, kurz Alles, Alles hat seine Schule, seine Studien, Alles geht nach und nach von Jugend auf durch Unterricht seine Bahn zu einem Zwecke hin, blos der Schauspieler legt sich mir nichts dir nichts heute Abend als gewöhnlicher Mensch nieder und steht mor-

gen früh als Künstler auf. Er verwundert sich selbst, daß er so von heiler Haut ein Künstler geworden ist, allein er glaubt sich's auf sein Wort. Wenn Jemand auf den Schulen nicht mehr gut thut, wenn Papa dem Muttersöhnlein eine Maulschelle versetzt, wenn Mama das Töchterlein nicht genug herumlanciren lassen will, was thun sie? sie gehen unter die Schauspieler und werden Künstler und Künstlerinnen. Wer gibt sich Mühe, sie zu bilden, wer studirt ihnen etwas ein? wer sagt ihnen die Ansichten über dramatische Gegenstände, über Kunst, über Declamation, über Rhetorik, Mimik u. s. w.?

Keine Seele. Sie wissen Nichts, sie wollen auch Nichts wissen, sie probiren es, und siehe da! sie sind wie die Lilien des Feldes, die nicht säen und nicht spinnen und doch existiren.

Im vorigen Jahre kam ein junger Mann in Berlin zu mir, mit der Bitte, ich möchte ihn bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft irgendwo empfehlen; auf die Frage, als was? erwiderte er: „Entweder als Jäger oder als Schauspieler!"

Vier Monate später traf ich denselben jungen Menschen unter einem andern Namen in Celle beim Theater, und alle Celler und Cellerinnen betheuerten mir, er sei der erste Celler Künstler.

Eben weil es keine Schauspielerschule gibt, gibt es kein Ganzes auf unsern Bühnen, bleibt es immer und ewig Stückwerk, Rhapsodistisches. Wenn hie und da

einzelne Erscheinungen auftauchen, so stehen sie isolirt da, und es entsteht billig noch die Frage, ob ein solches Hervorragen dem Ganzen nicht mehr schade, als nütze, da es nur als ein Lichtstrahl die nebenanbefindlichen Flecken anschaulicher macht?

Der Maler, der Compositeur, der Dichter macht ganz allein das ganze Werk, er führt die Nebenpartien, die Einzelnheiten eben so sorgfältig, so künstlerisch aus, als die Hauptfigur oder die Hauptsache, deshalb kann es ein Ganzes, ein Abgeschlossenes, ein in allen seinen Theilen harmonisches Ganze sein. Nehmen wir aber ein Meisterwerk unserer großen Dichter auf der Bühne in Augenschein: was kann ein Einzelner; was können zwei und drei gute Schauspieler viel dafür thun, wenn keine Gesammtheit des Spiels, keine Totalität der Darstellung da ist?

Mag z. B. der „Macbeth" noch so vortrefflich sein, eine einzige Dummheit einer Hexe verwischt den ganzen Eindruck, das Gemälde hat einen Flecken, es ist nichts mehr.

Lassen wir den glorreichsten „Hamlet" auftreten und den Güldenstern einen Schöps sein, so ist Alles verloren.

Alles das kommt daher, weil es keine Schule, keine Bildungsschule für das Schauspielwesen gibt. Hie und da läßt sich einmal ein eminentes Talent sehen, aber das Crethi und Plethi der handwerktreibenden Histrionen drückt es todt.

Ein zweiter Grund zum Zugrundegehen der Kunst ist das prosaische Einbürgern und Eingesellschaften der Schauspieler mit der übrigen Welt.

Ich lobe zwar dieses Zeichen der Toleranz, dieses Merkmal der Aufklärung, und es wäre Rohheit, jene Zeit die bessere zu nennen, in der die Schauspieler vermieden wurden. Aber unläugbar ist es und ausgesprochen muß es werden, daß, seitdem die Schauspieler mit uns essen, trinken und spielen, seitdem wir sie so in ihrer splitternackten Menschlichkeit unter uns herumwandeln sehen, wir den Respect vor ihrer Kunst ganz verloren haben. Früher vermieden wir die Schauspieler, mehr aber noch vermieden die Schauspteler uns, sie schalten uns Philister, Pharisäer, prosaische Brotseelen u. s. w., aber desto inniger lebten sie ihrem Fache. Sie hielten sich eben desto fester und eifriger an ihre Kunst, sie war ihnen heilig; wir sahen sie nur im Cothurn, nur immer im Soccus, nur unter Lampen und Rampen, und wir schenkten ihren Gebilden gerne Glauben und Beifall. Jetzt aber, wo sie im Schlafrocke und im Nachtcamisol unter uns herumwandeln, haben wir die Illusion verloren, wir bringen den Köhlerglauben nicht mehr mit in's Theater.

Wenn Hamlet noch mit unserm Bratenfett um den Mund „sein oder nicht sein" declamirt, wenn die Sappho eben blinde Kuh mit uns spielte und nun die „goldenthronende Aphrodite" herunter beschwört, so ist der schmale Raum vom Orchester nicht Kluft genug, um die

Viertelstunde früher aus unserm Gedächtniß weit zurückzuführen.

Kurz das Verbürgern hat den bunten Schmelz von diesen Illusions-Flügeln abgestreift und der Sache geschadet.

Die dritte Ursache des Verfalls der heutigen Schauspielerei liegt in der grundschlechten Kritik unserer Blätter.

Wenn wir das Heer der Theaterkritiken betrachten, welche die Stimmen über das Theater und über das Theaterwesen angeben, so müssen wir mit Schaudern zurückfahren.

Bald ist es ein recensirendes Kindesstift, welches die ersten kritischen Zähnchen an dem Wolfszahn der Theaterkritiken hervorbrechen machen will; bald ist es ein feiler Winkelschreiber, welcher für den Bretabfall an dem Tische eines Schauspielers den Lobsalm auslöffelt, in breiten Columnen; bald ist es ein einfältiger Tropf, der aus Hunger unter die Recensenten gegangen ist, und sein großes Schafsgesicht in langen Spalten abspiegeln läßt.

Bald ist es nichts als ein gallverdorrtes Männchen, welches sein körperliches Mißbehagen in gallsulzigen Zeilen verjammert und sein Kopfweh und seine Kreuzschmerzen die armen Schauspieler entgelten läßt.

Bald ist es nichts als ein bloßer Witzling, der ohne alle andere Fähigkeit sich blos freut, wenn die Schauspieler beim langsamen Feuer geprikelt werden.

Bald ist es ein Generalausborger, der allen Künstlern die papierne Pistole auf die Brust setzt und ausruft:

„Borg mir oder ich reiß' dich!"

Jedoch Sie werden mir mit Wallenstein zurufen:

„Erspare mir aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Die meiste Verdammniß trifft aber Redactoren, die albern oder gewissenlos genug sind, ihre Blätter solchen Scriblern zu öffnen, die zur Schmach der Schauspielkunst ihren Lobhudelsaft in denselben austrichtern.

Als wahres Lobhudelmagazin von ganz Deutschland ist die Dresdner Abendzeitung bekannt. Ich habe mir den Spaß gemacht und alle Individuen zusammengezählt, die in der Abendzeitung vom ersten Januar 1829 bis ersten Januar 1830 mit dem Namen „Deutsche Künstler" belegt wurden, und es ergab sich folgendes Facit:

Tragische Künstler	8436
Tragische Künstlerinnen . .	6917
Künstlerische Liebhaberinnen .	9004
Künstlerische Liebhaber . .	8615
Bösewicht-Künstler . . .	2031
Künstler-Mütter	1400
Künstler-Väter	2692
Künstler, die Alles spielen .	6007
Summa summarum	45102 Stück Künstler.

Rechne ich nun meine Ansicht dazu, so leben, wie ich die deutschen Theater kenne,

in Wien	6
in Berlin	4
in München	$1^1/_2$
in Hamburg	1

in Frankfurt a. M., in Stuttgart, in Braunschweig, in Cassel, in Hannover, in Darmstadt, in Magdeburg, in Dresden und in Leipzig zusammen auch $1^1/_4$

das gibt $16^3/_4$ Künstler,

bleiben also $55085^1/_4$ Künstler,

die mir leider entgangen sind.

Wenn man der Abendzeitung glauben will, so befinden sich in Sondershausen zum Beispiel mehr Künstler als Einwohner, und wenn das Theater dort aufhörte, so würde der Prinz von Sondershausen so viel Künstler verlieren, als der Kaiser von Oesterreich Soldaten in einer verlorenen Schlacht.

Die Lobhudel-Kritiken schaden der Sache auf eine furchtbare Weise; dieses in Lobsalm Einpökeln aber erstreckt sich insonders auf Künstlerinnen, und selbst der strengste Kritiker und so zu sagen der kritisirende Unmensch hat in dieser Hinsicht Augenblicke, „wo er dem Weltgeist näher steht als sonst“.

Ein einziges Beispiel von glücklichen unparteilichen Recensenten hab' ich erlebt und es ist zu drollig, als daß ich es Ihnen nicht mittheilen sollte. Ich war in Hamburg bei einer sehr liebenswürdigen Dame zu einer Soirée gebeten, in welcher dilettirt wurde. Ich selbst mußte auch mein Scherflein dazu beitragen, und nach-

dem ich mich ein Erkleckliches nöthigen ließ, trug ich ein Gedicht von mir mit vielem innerlichen Beifall von meiner Seite vor; plötzlich ertönt ein Zischen. Sie können sich meinen Schreck denken, die Hausfrau erblaßte, man wußte nicht, woher das Zischen kam, ich las weiter, das Zischen vermehrte sich, die Hausfrau sprang entsetzt auf, stellt die Untersuchung an, und siehe da! es waren die gebratenen Aepfel in der Röhre, die so à tempo zischten! Die Aepfel sind also eine ganz unparteiliche Art Recensenten.

Die vierte und wahrlich nicht die kleinste Ursache des Verfalls des Schauspiels liegt in der Frivolität des Publikums.

„Ich hoffe, das nimmt Niemand krumm,
Denn einer ist kein Publikum.
Das Publikum, in jedem Falle,
Das Publikum, das sind wir Alle."

Wir sind überreizt, wir haben uns so abgestumpft für alle solide und nahrhafte Kost, daß wir nur die gewürzteste französische Küche haben müssen, um Geschmack daran zu finden. Das Einfache, das Wahre, das Stillleben der Kunst, die Tiefe des Lebens, den Ernst des Daseins in allen seinen Gestaltungen auf der Bühne zu sehen, langweilt uns, wir müssen ein Aufgebot von äußerlichen Zuthaten haben, das uns nicht nur rühren, sondern auch kitzeln soll. Allen fünf Sinnen soll ein schwelgerisches Mahl nicht blos aufgetragen, sondern eingegossen werden. Ohrenschmaus und Augenweide sind

die ersten Forderungen, die unser verflachtes, frivoles und in Sinnenlust befangenes Zeitalter an die Bühne macht. Herzensrührung und Geistesbildung, das überlassen wir den Handwerkern. Die rasende Opernwuth ist das Ungeheuer, welches das Schauspiel und mit ihm das ganze Theaterwesen zu Grunde richtet; diese unnatürliche Aufreizung zeigt von unserer gänzlichen innern Erschlaffung; der kräftige Nerv, das Mark unseres Characters sind weggezehrt, betäubende Sturzbäder sinnlicher Eindrücke sollen unser Inneres noch gewaltsam aufwecken und momentan auf- und anspannen.

Neben der Oper müssen wir noch das Ballet haben; das Ballet aber ist nichts als die Einladungs-Karte der stummen Wollust an die taube Sinnlichkeit.

Opern-Musik, Tanz, Decorationen, Maschinerien, Flugwerke, Feuerregen, Gruppirungen, alles Mögliche muß zusammengequacksalbert werden, um unserer empfindungslosen Stumpfheit als à propos Zugpflaster aufgelegt zu werden.

In einer solchen Taumel- und Kitzelepoche kann die wahre Kunst keine Würdigung finden, und wo die Würdigung als Impuls fehlt, da muß alles bessere Bestreben der Kunst an und in sich zerfallen.

Die fünfte Ursache, die in der Theaterverwaltung liegt, soll der Gegenstand meiner nächsten Vorlesung sein. Schließlich theile ich Ihnen noch eine Parodie aus Wallenstein's Lager mit, die den Inhalt meines heutigen Themas kurz in sich faßt:

Heysa, juchheya, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! bin auch dabei!
Ist das die Gesellschaft der Schreiber?
Sind wir Recensenten? Sind wir Höckerweiber?
Treibt man so mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Musengott
Das Chiragra, könnt' sich nicht strecken?
Ist es jetzt Zeit zum Verstecken?
Lob zu sudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Nase,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Base,
Kümmert sich mehr um's Geld, als ob's auch gält,
Hat lieber die Baarheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei.
Der Helikon trauert in Sack und Asche,
Die Kritik füllt sich nur die Tasche.
Es ist eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunder-bunter,
Und aus den Wolken ein zweiter Lot
Sieht Apoll auf das Sodom herunter,
Das literarische Reich — das Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen: literarisch arm!
Das Lustspiel ist geworden zum Wustspiel,
Die Tragödie sollte heißen Drachödie.
Die Entwicklung ist geworden zur Zerstückung.
Die Einheit und das Fatum
Sind nun Peinheit und fad'-dumm!
Und alle die gesegneten deutschen Dramen
Sind geworden ausgespindelte Rahmen!
Woher kommt das? Das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Lastern und Sünden,
Von dem Klingling und Versifexen,
Mit dem auch die Kinder jetzt Verse klexen,

Von dem ewigen Freundschaftsgesudel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Parteiwuth, von den Katzbalgereien
Die den Ernst der Sache entweihen.
Und wie die Kritik, so die Kunst,
Ist jene Rauch, wird diese Dunst.
Ubi erit victoriae spes
Si offenditur Deus? wie soll man siegen
Im dramatischen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß',
Die Künstler uns Vers und Silben zuwiegen
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigstens natürlich,
Marionetten drehen sich zierlich,
Selbst Dilettanten sprechen öfters manierlich,
Aber wer auf dem Theater sucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Frucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören
Und käm' er mit unzähligen Röhren.
Zu Lessing und zu Goethen
Kamen einst in ihren Nöthen
Schauspieler auf das Zimmer,
Holten Rath und Beistand immer.
Fragten ihn: Quid faciemus nos
Wie machen wir's, daß wir besser werden als der Troß?
Et ait illis: Und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Directoren nicht plagt,
Neque calu uniam faciatis
Wenn ihr dem Kunstneid ob nicht liegt,
Contenti estote, sondern euch begnügt
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Musen es wollen.
Es ist ein Gebot: du sollst deine Phrasen
Dir vom Souffleur nicht lassen einblasen:

Und wo hört man schlechter memoriren
Als in unsern deutschen Musenquartieren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut,
Die ihr verschluckt und niederkaut,
Einen Uebersetzer wollt' werfen in's Meer,
Es wäre bald keiner zu finden in Deutschland mehr.
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauscht mit P und T,
Ein Recensent kratzte sich hinter das Ohr,
An einem Abend wär' es weg,
Und wär' es so lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Acteur und Fleck,
Döbelin, Schröder und Beck;
Doch wer sah, daß sie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Recensent die Wahrheit geschrieben?
Wieder ein Gebot: ihr sollt mit den Händen nicht sägen.
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unsäglich!
Vor eurem Händ- und Füßeschmeißen,
Vor eurem Hauen und Luftzerreißen
Ist die Coulisse nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schnürmeister nicht sicher in seinem Port,
Ihr reißt den Souffleur und den Kasten fort!
Was sagt der Regisseur: contenti estote:
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!
Doch wie soll man die Acteurs loben,
Kommt das Aergerniß doch alles von oben,
Wie die Glieder so das Haupt,
Weiß doch Niemand, was ein Director jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind sie in jeden Bröbel vernarrt.
Sie führen das Volk ab vom guten Geschmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloake;
Solche Bramarbasse und Musenhetzer

Nehmen in Pacht alle Uebersetzer;
Solche Dichterbeschneider und Kunstbarbiere
Verläugnen, wie Petrus, die herrlichen Meister,
Bringen Affen, Hunde und französischen Kleister.
Solch ew'ge Allerwelt-Engagirer,
Solche Kunstgeschmacksrasirer
Lassen sich nennen: ein Directeur!
Ja das Ende bringen sie direct her!
So lange man die Kunst also beherrscht,
In der Kunstwelt ein ewig Weh herrscht.

Fünfte Vorlesung.

Intendanten, Regisseure u. s. w.

„Was habt Ihr Vormittag gemacht?“ fragte einst eine Mutter ihre beiden Töchter; „Nichts!“ antwortete die Eine; „und Du?“ fragte sie die Andere. „Ich habe ihr geholfen!“

In dieser Anecdote läge so ziemlich die Characteristik unserer deutschen Intendanten und Regisseure, jene thun nichts und diese helfen ihnen dabei.

Es scheint im ersten Augenblicke unbegreiflich, daß gerade jetzt, wo der Paroxismus der Theatersucht seine höchste Höhe erreicht hat, wo alle Publitümer sich fast ausschließlich dem Theater Vergnügen überlassen, daß gerade jetzt die artistische und ökonomische Gestaltung

unserer Theater so zerstückt und so zu sagen agonisirend sind.

Allein nicht die Mittel, die ein Mensch, eine Familie, eine Gesellschaft oder ein Staat besitzt, gründen die Wohlfahrt derselben, sondern der richtige, zweckmäßige und wohlberechnete Verbrauch dieser Mittel und ihre richtige Vertheilung und Anwendung.

Wir haben zweierlei Gattungen Theater. Die erste sind die, welche ein einzelner, auf eigene Rechnung, auf eigenes Risico führt, die ganz allein auf die Theilnahme und Unterstützung des Publikums angewiesen sind; und die zweite sind die, welche vom Hofe, vom Staate als öffentliches Institut errichtet werden, die einen großen Beitrag vom Staate genießen und als Bildungsschulen betrachtet werden. An der Spitze der ersten Gattung steht ein Director oder General-Director, an der Spitze der zweiten ein Hof-Intendant.

Der Director wird kraft seines Geldes, der Intendant kraft eines Decretes Chef einer Anstalt, welche Veredlung des Geschmackes, des Geistes und der Sitten bezweckt, welche die Bildungsschule des Volkes, ein Moralhaus der Jugend, eine Culturpflanzung der Kunst und des Wissens und zugleich der edelste, anständigste und unterhaltendste Sammelplatz des Publikums aus den höchsten und niedersten Ständen sein soll.

Das Geld gibt nun freilich die Mittel und das Decret gibt den Titel, aber beide geben nicht die Fähigkeit einer solchen complicirten Anstalt mit Umsicht, Ein-

sicht und Vorsicht, mit Hast, Takt und Kraft, mit Kenntniß der Sache und der Menschen, mit Energie und Ausdauer, mit Geschmack und Urtheil, mit Kunstsinn und Kunstgefühl, mit umfassender Kenntniß der Bühne und der Dramaturgie, mit inniger Bekanntschaft, mit allen mechanischen, technischen und artistischen Verzweigungen dieser tausendfach durchräderten Maschine kurz mit derjenigen Ausrüstung, die unumgänglich bei einem solchen Institute nöthig ist, vorzustehen.

Ein Generalissimus, dem die Führung der Armee anvertraut wird, hat sich gewiß auf dem Felde des Ruhms seine Lorbeeren erworben, er hat in Schlachten gekämpft und in Schlachten gesiegt, es ist sein militärischer Geist, der ihn an die Spitze einer glorreichen Schaar stellt. Ein Bischof erhält den Hirtenstab durch sein gottgefälliges Ackern im Weinberge des Herrn. Ein Minister wird durch seine Verdienste und Leistungen im Cabinete, durch seine erprobten Talente Minister; blos der Theater-Director und der Theater-Intendant, die werden es, jener durch sein Geld und dieser durch ein Decret, ohne vorher auch nur die Sache, der sie nun als einziges, belebendes Princip vorstehen sollen, mehr als dem Namen nach gekannt zu haben. Nun kann man ein sehr reicher Mann sein und sehr viel Geld haben und doch ein schlechter Theaterdirector sein; man kann als Mensch, als Edelmann, als Hofcavalier die achtungswertheste und vortrefflichste Person sein und als Theater-Intendant auf einen Posten kommen, dem man durchaus

nicht gewachsen ist. Ein solcher Theater-Intendant wird zwar stets als Haupt seine Stelle ausfüllen, aber als Kopf seine Stellung leer lassen.

„Die Kunst muß studirt werden,“ hab' ich in einer Broschüre gelesen, welche hier von einem hiesigen Hoftheater-Intendanten erschien, „und das Decret als Intendant an den rechtlichsten und gebildetsten Manne aus einem andern Wirkungskreise vergeben, gibt diesem Manne wohl die Stelle, aber nicht die dazu gehörigen Kenntnisse und den Geschmack. Erstere müssen durch Studium erworben, letzterer angebildet werden.“

Diese Worte eines Münchener Hoftheater-Intendanten sind sehr wahr, aber sie haben noch nicht den tausendsten Theil davon gesagt, daß nicht blos dieser und jener Hofintendant in dieser oder jener Residenz, sondern daß die Intendanturen überhaupt das Unglück des deutschen Theaters ausmachen. Es handelt sich bei der Erörterung dieser Sache um zwei Fragen: „Was soll eigentlich ein Hoftheater-Intendant sein?“ und „was ist eigentlich ein jetziger Hoftheater-Intendant?“ Der Hoftheater-Intendant soll nichts sein als das würdige Organ, welches die Befehle und die Wünsche des Regenten an das Institut, und die Wünsche und Bitten des Institutes an den Regenten befördert. Er soll bei dem Theater den Regenten und bei dem Regenten das Theater repräsentiren, da der öftere Verkehr, den ein Hoftheater mit Regenten hat, natürlicher Weise einen hoffähigen Mann haben muß, der diese Wünsche hin und her bringt.

Ein Hoftheater-Intendant muß vor Allem auf die äußere Würde, auf den höchsten Anstand des Institus bedacht sein, auf die höchste Decenz in den Vorstellungen, auf das sittlichste Betragen der Mitglieder, die durch den Umstand, daß sie einem Hoftheater angehören, eine gewisse Würde behaupten sollten, die sie aber blos in Wien und Berlin wirklich behaupten. Ein Hoftheater-Intendant muß nicht nur durch seinen persönlichen Character, sondern auch durch sein Wissen dem lieben Musenhäuflein imponiren; er muß sie dirigiren, aber nicht mit ihnen en compagnie dirigiren. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann sein, dem auch das Publikum eine gewisse Superiorität an Kenntniß und Erfahrung zugesteht. Ein Hoftheater-Intendant endlich sollte ein Mann sein, der mit den dramatischen Erzeugungen der deutschen Nation innig vertraut, und mit den vorzüglichsten lebenden Dramatikern in steter Verbindung steht, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Urtheil zu richten, mit eigenem Geschmacke zu wählen und mit eigener Energie sogleich das Neueste und Beste dem Publikum, gegen welches er die bündigsten Pflichten hat, zu bringen.

So sollte, so müßte ein Hoftheater-Intendant beschaffen sein, wenn er den Wünschen des Regenten, den Wünschen des Publikums und den Intentionen eines wahrhaften Kunstsinns entsprechen soll.

Werfen wir aber nun einen Blick auf die deutschen Hoftheater-Intendanten überhaupt, wie sie sind, und

wir werden wenig Züge aus dem eben entworfenen Gemälde finden.

Der größte Theil der Hoftheater-Intendanten mißbrauchen ihre Stellung, indem sie die Wünsche des Regenten und die Wünsche des Publikums nicht nur nicht zu vereinigen sich bestreben, sondern sie geradezu als gegeneinanderlaufend darstellen, und sie so nach und nach wirklich in einen peinlichen Conflict bringen.

Soll nach den Selbstwünschen des Intendanten irgend ein Mitglied engagirt werden, ein anderer verabschiedet, soll ein Zweig der Anstalt vergrößert, der andere eingeschränkt werden, so stellt der Intendant dem Regenten von der einen Seite vor: „das Publikum wünscht es"; der Regent, der so gerne den Wünschen des Publikums entspricht, willigt ein; die Neuerung geschieht, das Publikum grollt mit dem Intendanten, allein dieser weiß unter das Publikum zu bringen: es war der Wunsch des Regenten.

Oft schon ist durch ein solches Verfahren eine Be- und Ent-Fremdung zwischen dem Regenten und dem Publikum eingetreten, die ganz allein durch entstellte Vorstellungen eines Intendanten beim Regenten und beim Publikum verursacht wurde. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Regenten gerne auf schon gefaßte Entschlüsse verzichten, wenn der Intendant Freimüthigkeit und Gewissenhaftigkeit genug hatte, demselben die wahre Gestaltung der Dinge und die Stimmung des Publikums vorzuführen. Denn es gibt keinen Regenten,

der die Wünsche des Publikums nicht beachtete, nur die Trottoirs, die von der Stimme des Volkes zu den Ohren der Regenten führen, sind größtentheils so schlecht gepflastert, wie alle unsere Trottoirs, und man bricht das Bein, ehe man an's Ziel gelangt.

Kann man aber von einem Hoftheater-Intendanten, der Intendant wurde, blos weil eben kein Oberstallmeisteramt oder kein Obermundschenkenamt offen war, und er doch etwas werden mußte, kann man mit Recht von ihm verlangen, er soll die Oekonomie des Theaters, das Technische, das Decorationsfach, das Dramatische, das Artistische und endlich das sogenannte Handwerk der Schauspieler selbst noch wissen und erlernen?

Nein, aber man kann, man soll, man darf, ja man müßte von ihm verlangen, daß er es einsähe, daß er nichts einsehe, und sich tüchtige Menschen anschaffe, die ihm tüchtig zur Seite stehen.

Wir haben ein solches vortreffliches Beispiel bei dem Burgtheater in Wien. Der Hoftheater-Intendant verwaltet das Theater der Form nach, aber er hat an dem Generalsecretär Schreyvogel, rühmlichst bekannt unter dem Namen: West, einen Mann bei sich, der alles leitet, was in das Artistisch-Literarische, Dramatische und Wissenschaftliche einschlägt. Er liest die Stücke, er prüft sie, er bearbeitet sie, er arrangirt sie, er streicht weg, er setzt hinzu, kurz er ist ein Mann, wie er durchaus einem Theater, welches sich über die Gewöhnlichkeit einer wandernden Truppe erheben will, nöthig ist.

Sehen wir aber den größten Theil unserer Intendanten an, die Alles in Allem selbst thun wollen, aber Nichts in Allem und Alles in Nichts thun.

Betrachten wir nur die Repertoirs, und wir forschen in ihnen vergebens nach, in wieferne sie für die Wünsche der Regenten oder für die Anforderungen des Publikums, oder endlich für das Beste der Kunst so zusammengestoppelt worden sind. Betrachten wir die Darstellungen selbst, und wir forschen vergebens nach dem unsichtbaren, sichtbaren Geist, der über und in ihnen waltet, nach dem Nimbus eines einsichtsvollen Genius, der Alles rundet und plättet; nach dem Maßstabe einer reinen, geläuterten und erprobten Geschmacksleitung. Betrachten wir die Auswahl der Novitäten, die uns geboten werden, und wir forschen vergebens nach den Motiven, die uns gerade das Aelteste von dem Bessern und das Schlechteste von den neuern Erscheinungen bringt. Wir fragen uns vergebens, wer muß dieses Stück gekauft, wer muß es gewählt, und wer endlich muß es gelesen und als würdig befunden haben, auf einem Hoftheater einem gebildeten Publikum als Novität, als Bratenstück vorzuführen?

Sehen wir endlich die verkehrte Besetzung der Stücke, so forschen wir wieder vergebens, wer mag die Rollen vertheilt, wer der Leseprobe und der Bühnenprobe beigewohnt haben, und welchen Damenpatronanzen und Protectionswegen und Schleichwegen wir diese Besetzung zu verdanken haben?

Und auf alle diese Fragen haben wir nur die eine Antwort: „Der Intendant und der Regisseur!“ Man weiß aber oft nicht, ob der Intendant Regisseur oder der Regisseur Intendant ist. Werfen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit mir einen Blick auf den größten Theil unserer deutschen Regisseure; welch' ein reizendes Bild stellt sich unsern Augen dar. Die meisten wissen von Dramaturgie, von Aesthetik, von Kunst und Kunstansicht so viel, wie Don Miguel von reiner Menschenliebe; sie besitzen kein Urtheil, keinen Geschmack und keine Bildung, und sie sind es, die dem Publikum, welches einen großen Theil Personen in sich schließt, die im Schlafe mehr Bildung besitzen, als sie Alle, die Schule der Bildung und das Treibhaus der Kunst in aller Glorie vorführen sollen. Der Intendant ist oft ein Spielzeug der Regisseure, die Regisseure ein Spielzeug ihrer Frauen oder Geliebten, diese ein Spielzeug ihrer Kreatur, diese wieder das Spielzeug der ersten besten Nähtermädchen; würde also Raupach in Berlin gefragt: „Warum wird Ihr „Vormund und Mündel“ da und dort nicht gegeben?“ so müßte er antworten: „Dieses oder jenes Nähtermädchen meint, es hielte nicht Stich!“

Die Regisseure sehen vor Allem darauf, daß solche Stücke gegeben werden, wo sie selbst zwölf eingelegte Abgänge haben, und fünfzehn obligate Coulissen mit sich fortreißen können. Sodann protegiren sie ihre Damen und wählen für diese solche Stücke, wo das Costüm mitspielt, und wo einige supernumeräre Ohnmachten ihre

Reize illustriren lassen. Sind diese zwei wichtigsten Dinge besorgt, dann haben unsere Regisseure das ihrige gethan.

Bei den Proben lassen sie jeden spielen und machen, wie und was er will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie es selbst nicht besser verstehen.

Am meisten offenbart sich das artistische Unvermögen unserer Theaterleitung in der verrückten Eintheilung, die sie uns in den drei Zweigen als recitirendes Schauspiel, Oper und Ballet vorführen. Bald werden wir in einer Woche mit Trauerspielen abgefüttert, die zweite Woche mit Opern, die dritte mit Ballets; wir haben dieses Kleeblatt nie im gleichen Grade vollkommen, nie zugleich ganz besetzt, nie in gehöriger Abwechslung auf der Scene.

Unsere Intendanturen machen uns weiß, oder machen es ihrer vorgesetzten Behörde weiß, durch die Verminderung der Ausgabe dem ökonomischen Zweig des Theaters auf die Beine zu helfen, das ist aber reiner Unsinn, der ökonomische Zustand eines Theaters kann nur durch die Vermehrung der Erwerbsquellen, id est: der Einnahme verbessert werden, und in dieser Hinsicht ist der schlechte Zustand des Theaters wie ein Loch: je mehr man wegnimmt, desto größer wird es. Nicht durch das Verabschieden, sondern durch das Engagiren gewinnt die Theatercasse. Aber nicht blos durch das Engagiren bloßer Theaterlarven, die bei den Proben und bei gewissen Vorstellungen gefallen, aber bei den wirklichen

Vorstellungen durchfallen, sondern durch das Engagiren von tüchtigen Künstlern und Künstlerinnen, die nicht blos bei den Intendanten und Regisseuren, sondern auch in ihren Rollen und auf den Bretern zu Hause sind.

Unsere Regisseure und Intendanten haben die schlechte Maxime, mittelmäßige Sachen mit großem Pomp und gute Sachen kahl auf die Bühne zu bringen, das ist eben so albern; die schlechte Sache geht dabei dennoch ohne Spur verloren, und die gute verliert dennoch an Erfolg und Anerkennung.

Einen Beweis aber, auf wie schlechten und schwankenden Füßen unsere Hoftheater stehen, liefert ihre kindische Furcht vor aller Concurrenz. In Berlin lebte das Hoftheater in steter Furcht, weil das Königsstädter-Theater entstand, und dennoch wurde das Hoftheater viel besser, seitdem das zweite Theater da war. Unsere Hof-Intendanten scheinen nicht zu wissen, daß Rivalität und Concurrenz zweierlei ist. Rivalität führt zu Reibung, Concurrenz zu Emolument.

In Leipzig litt in der vorigen Herbstmesse die Hoftheater-Intendanz nicht, daß die Affen auf dem Roßplatze während der Theaterzeit spielen sollten, aus Furcht, die Rivalität könnt' ihnen schaden; und hier in München, in einer aufblühenden, volkreichen, emporstrebenden, an Bildung, Bildungstrieb und Bildungsfähigkeit so begabten Residenz, bei einem für Kunst und Kunstpflanzungen so empfänglichen Publikum, bei einer Population von 90,000 Seelen, wo befremdend genug nicht alle

Abend Theater gespielt wird, hier in München fürchtet die Hoftheater-Intendanz die Rivalität mit dem Lipperltheater! Dieser letzte Ueberrest eines Volkstheaters, diese unschuldigen Trümmer der Lorenzonischen Wandelbühne müssen fallen, weil man vorgibt, diese Breterbude thäte dem Theater jährlich 20,000 fl. Abbruch. Ungeheuere Ironie!

Wenn Sie mir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, etwa stillschweigend vorwerfen sollten, ich wäre mit der Kunstleitung, mit den Repertoirs und mit der Regie zu schonungslos umgegangen, so kann ich Ihnen zum Schlusse der ersten Abtheilung als Erwiderung nur eine Anecdote erzählen.

Ein Cavalier verklagte einmal einen Bürger, weil dieser sich über die Löcher in der Livrée seiner Bedienten sehr lustig gemacht hatte; der Bürger wurde vor Gericht citirt und sagte: „Ich habe mich nicht über die Livrée belustiget, ich habe mich über die Löcher belustiget, und wo Löcher sind, dort ist keine Livrée."

Ich habe auch blos von den Lücken gesprochen, und wo Lücken sind, da ist keine Intendanz, kein Repertoir und keine Regie.

Dixi, et salvavi animam meam.

Zweite Abtheilung.

Einen großen Ruin des Theaters bewirken alle unsere Theaterverwaltungen durch das ewige Gastrollengeben und Gastrollenspielenlassen. Diese Sommervölker-Wanderung der Schauspiel-Welt verdirbt alle Theater. Wo ist der Nutzen des Gastirens für die Anstalt, wo für das Publikum? Ist es ein schlechtes Subject, so nützt es der Casse nicht und das Publikum hat keinen Genuß. Ist es gerade so gut, als die einheimischen Künstler, nun so lernen und sehen wir nichts Neues, nichts Außerordentliches; ist es besser, so läuft das Publikum hinein, und läßt sodann später das Theater leer, wird mit seinen Schauspielern unzufrieden und verliert die Lust, das Theater zu besuchen.

Ueberdem entsteht durch das Gastiren ein ewiges Zerreißen des Repertoirs, ein Umstudiren der Rollen, ein privilegirtes Durchgehen der Künstler-Mitglieder und eine Buntscheckigkeit der Darstellung. Die Lücken, die in dem laufenden Cours der Stücke entstehen, sind unausfüllbar. Man lasse höchstens solche Subjecte spielen, die man wirklich engagiren will, aber dabei theile man aus eigner Protection keine 400 Freibillets aus, sondern lasse wirklich das urtheilsfähige Publikum abstimmen. Besonders aber lasse man keine Sängerin reisen, denn bei den Sängerinnen habe ich die naturhistorische Bemerkung gemacht, daß bei ihnen die Heiserkeiten wirklich zu Hause sind, denn so lange eine Sängerin auf der Reise ist, wird sie nie heiser, sobald sie zu Hause ist, ist sie heiser.

Ein Intendant müßte daher jede Sängerin mit einem jährlichen Contract von 500 fl. engagiren, und für jeden Abend, an dem sie singt, ein ordentliches Honorar bestimmen, da würden sich die Heiserkeiten schon vermindern und die Theaterärzte, welche den Sängerinnen zwar in den Hals, aber nicht in's Gewissen gucken können, würden nicht so oft in die Verlegenheit kommen, bei der Heiserkeit der Sängerin selbst die Stimme zu verlieren.

Wenn aber schon gegastrollt sein müßte, so sollten einmal auch in Gottes Namen unsere Intendanten Gastrollen intendantiren. Der Münchener Intendant müßte einmal in Berlin drei Monate eine Gastrollenintendanz geben, der Berliner in Wien, der Dresdner in Weimar u. s. w. Da könnte vielleicht etwas Ersprießliches herauskommen, denn sie würden wenigstens Novitäten kennen lernen, und sie würden ein wenig aus ihren gewöhnlichen Einflüssen, die man auf sie nimmt, herauskommen.

Wenn Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das, was ich heute die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, mit den zwei vorhergegangenen Abenden, die über dasselbe Thema handelten, zusammenstellen, so werden Sie gewiß die Grund-Elemente in ihnen angegeben finden, die den Verfall des deutschen Theaters beschleunigen. Die Behandlung war wie der Gegenstand — trocken, — und Sie können wenigstens nicht sagen: daß Sie vom Regen in die Traufe kamen.

Ich will Ihnen zum Schlusse des heutigen Abends eine Parodie der Schiller'schen Glocke mittheilen, die in ihren Abwechslungen einen Theil unserer Theatergebrechen in sich faßt.

Des Dichters Lied vom Theater.

Festgemauert in der Erde
Steht das Haus, der Kunst geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Frisch, ihr Finger, seid bereit!
  Von Geschick und Fluch
  Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben;
Doch der Beifall kommt von Oben.

Zu Stücken, die man jetzt soll geben,
Geziemt sich wohl ein Brudermord,
Wenn jeden Act beschließt ein Leben,
Dann fließt das Schauspiel munter fort.
So lasset uns mit Fleiß jetzt zählen,
Wie viel ein Cassastück wohl bringt;
Den schlechten Dichter muß man schmähen,
In dessen Werk kein Teufel hinkt;
Das ist's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in seinem Geiste spüret,
Wenn doch der letzte Stock sich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müssen's sein,
Daß es wie gepreßte Triller
Schlage ins Parquet hinein.

Sorget für Geschrei,
Schnell den Dolch herbei!
Daß die flüss'ge Schicksalspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Daches höchster Stube
Mit starrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Souffleurs Glockenstube
Da wird es noch geschrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen
Und rühren vieler Menschen Ohr!
Wird auch noch zu den Galerien
Vernehmlich schallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das Manuscriptum deutlich sagt:
Schlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt.

Ha! ich sehe Melodramen,
Wohl! die Cassa bleibt nicht leer.
Das ist etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sei es noch so klein,
Daß es verseh' die fremden Brühen
Mit neuen deutschen Melodien!

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das beliebte Stück,
Das zu so schlechter Uebersetzung
Verdammt ein jämmerlich Geschick.
Da ruhen noch in stillen Wogen
Die schwarzen und die weißen Bogen!

Des guten Scribe zarte Wendung
Bewachen seine Deutschvollendung. —
Die Thaler fliehen unverdient!
Vom Originale reißt sich stolz's Poetlein,
Er ziert's mit Eignem keck und frisch,
Begräbt es sinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetisch!
Und herrlich in der Jugend Prangen
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht den Dictionär er vor sich steh'n!
Da faßt ein namenloses Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus seinen Aeuglein brechen Thränen,
Es flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend sucht es die Erklärung,
Und ist, wenn es sie fand, beglückt!
Das Schönste stiehlt es der Erklärung,
Womit es seine Stücke schmückt.
O zartes Wortbuch! süßes Hoffen!
O kleiner Dichter! großes Buch!
Der Dichter hält die Taschen offen,
Es schwelgt ein echter Weisen Fluch.
O daß es ewig grün doch bliebe
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie sie schon da draußen toben,
Durch den Vorhang schau ich 'naus,
Ist es schon gefüllet oben,
Tritt nun der Acteur heraus.
Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Castell!
Ob die Zinnen und die Pforten
Stehen an den rechten Orten.

Denn wo Comparsen und Decorationen,
Wo Sofitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang!
Drum prüfe, wen's Theater bindet,
Ob sich Costüm zum Manne findet!
Der Held ist kurz, das Kleid ist lang.
Lieblich auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz.
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den frischen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer
Und kein Fetzchen ist d'ran neu.

Das Publikum flieht!
Director muß bleiben,
Die Actrice glüht!
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch schreiben,
Muß stoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Und flehen und toben,
Muß hacken und brocken
Die Leute zu locken.

Da strömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es schmückt sich's Parquet mit riesigen Hüten,
Die Glocken läuten, es klappert der Sitz.
Und drinnen dreht sich
Das schmächtige Weibchen,
Die Kritik der Musen,
Und zischelt leise
Im weiblichen Kreise,

Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt von dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und mustert ganz keck
Den kreisenden Geck!

Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht sich im Kreise mit artigen Knixchen
Und ruft', als wär' sie die mächtigste Fee,
Der harrenden Nummer: Glace au café
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder,
Und die Männer mit frohem Blick
Von des Hauses ablaufender Fläche
Ueberzählen ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen sich um und um
Und urtheilen: das ist dumm!
Doch mit diesen Klapperblechen
Ist kein leises Wort zu sprechen,
Und ihr Zünglein reitet scharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen sind schon hier.
Doch, welch' ein Lärmen ist darinnen?
Ist das hohe Kunstmanier?

Donner und Malheur!
Ruft der Regisseur!

Glühend in den seid'nen Haaren,
Liegen sich die Künstlerschaaren,

Wohlthätig ist ein Regisseur,
Wenn er die Kunst nur hält in Ehr',
Denn was man siehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beschceert.
Doch furchtbar wird der Regisseur,
Wenn er in dem Gehirne leer
Behandelt wie das liebe Vieh
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelassen,
Lesend, ohne Widerstand,
Durch die schönsten Zeilengassen
Streicht mit der verweg'nen Hand!
Denn die Regisseure hassen
Was der Dichter wohl erfand.

Auf der Probe
Soll man Rolle
Lernen wollen;
Auf der Probe herrscht ein Tropf
Ohne Kopf!
Hört ihr Krächzen fein und grob!
Das ist Prob'!
Roth wie Blut
Ist Regisseur;
Das ist nicht die Künstlerglut!
Welch Geplapper
Hin und her,
Kreuz und quer!

Brüllend fliegen Regisseure
Durch Statisten stolze Heere,
Durch die Wälder langer Speere,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glüh'n die Helden, Worte krachen,

Väter heulen, Mädchen schnattern,
Chöre winseln, Haare flattern,
Breter zittern
Unter Rittern.
Alles taumelt, trippelt, trappelt,
Rollen werden abgezappelt.
Durch der Dichtung Versen-Kette
Um die Wette
Heult der Pathos; hoch im Bogen
Schäumen Helden Wasserwogen,
Fechtend kommt die Hand geflogen,
Die in Luft den Ausdruck sucht,
Zweifelnd in der Rede Frucht
Fällt sie, in des Dichters Träume,
In der Zeilen schöne Räume,
Und als wollt' er in gewalt'gen Wehen
Mit sich fort des Hauses Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Stöhnt er auf zu Himmelshöhen
Wie ein Roß!
„Ach! wie groß!"
Sagen dann die Intendanten,
„Mit Bewundrung werden's alle Tanten
Heute Abend spielen sehen!"
Leer gemacht
Ist die Stätte
Roher Proben wildes Bette.
In den öden Künstlersälen
Wohnt das Grauen,
Doch die Regisseure wählen
Sie zum Rendez-vous!

Einen Blick
Nach der Haube

Seiner Taube
Schickt Regisseur zurück.
Greift fröhlich zu der schönsten Rolle,
Wenn sie auch das Stück verdirbt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Rollen seiner Lieben,
Und sieh', es ist ein Kuß, den er erwirbt.

Im Repertoir ist's eingeschaltet,
Glücklich ist das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends so entfaltet,
Daß der Held nicht stockt, nicht eilt?
Wenn er nicht studirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein gesessen,
Hat die Rolle er vergessen.

Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen dem Souffleur wir dort,
Vertraut der Künstler jedes Wort
Und hofft, daß er's ihm blasen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köstlicheren Samen bergen
Die Dichter in des Helden Roll',
Und hoffen, daß sie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Bretern toll.
Von dem Hauen,
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und schwer.
Einst schon haben zehn Coulissen,
Gäste auf der Letzt zerrissen.

Ach! der Carl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eschen Jar'mir,

Wo er auf der Todesbahre
Ausgerissen sich die Haare
Aus dem vollen Künstlerkopf,
Den er stets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbst geschleudert an die Wand!
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gestürzet hin und her,
Denn es sägen seine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er in den Tod sich windet,
Stampft er mit den Füßen noch;
An der Todtenstätte findet
Man gewiß im Bret ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauspiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt sich jetzt der Sängermann,
  Wenn's ihn nicht mehr freut
  Eine Heiserkeit,
Und die Oper wird vertaget;
Schauspieler doch sich immer plaget.

Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Tasch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Operfeier;
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Gecken
Schlank geschnürte, junge Schaaren
Kommen summend,
Nehmen ihre Sitze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Dame,

Schmuckbeladen,
Bunt von Räthen,
Schwer in Nöthen
Ist der Platz,
Und das junge Volk der Stutzer
Sucht den Schatz!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets gesell'ger Mitte
Sammeln sich die Enthusiasten,
Und der Sperrsitz schließt sich knarrend.
Zart entfaltet sind die Töne;
Doch in der Brust der Menge waltet
Nicht die Lust,
Die die Kunst hier hold gestaltet,
Denn ihr Aug' sucht äußre Lust.

Heil'ges Mieder! Segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche
Ripp' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Das herein von seinen Höhen
Rief des Höckers stolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen,
Sie geschnürt zu dünnen Pfauen,
Und das Herrlichste des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tausend fleiß'ge Hände regen
Helfend sich im Beifallsbund,
Wie die Herzen sich bewegen
Thut ein süßes Stöhnen kund.
Mäuler regen sich und Hände
In des Klatschens Harmonie,
Jeder glaubt für seine Spende

Zahle eine Gunst wohl sie.
Klatschen schlägt die Liebesbrücke
Hände machen Hände wett;
Klatschet der für süße Blicke,
Klatschet der für's Freibillet!
Holdes Klatschen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet
Freundlich über diesem Haus!
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo der hellen Pfeife Töne
Dieses stille Haus durchgellen,
Die Galerie,
Wo vom Freisitz immer frischer
Beifall schallt,
Von der Pocher, von der Zischer
Wildem Lärmen widerhallt.

Recensirt mir nur den Dichter,
Seine Absicht ist erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Casse sich gefüllt?
  Schwingt die Feder, schwingt!
  Eh' die Galle springt.
Wenn sein Fuß soll geh'n in Strümpfen
Muß der Krit'ker weidlich schimpfen.

Der Kenner kann ein Stück besprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunst bestimmt,
Doch wehe! wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfisch schreibend schwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geisel,
Verschreit er ein verdienstvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergenmeisel

Versucht er sich am höchsten Berg.
Wo Journalisten partei'sch walten,
Kann Kritik sich nicht frei entfalten,
Wo Kritiker Actricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geschrieben!
Wehe, wenn dann in der Brust der Schreiber
Die Eifersucht sich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da senden sie in ihre Zeitung
Correspondenz, daß sie verwundert glotzt,
Daß, einst geweiht zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel strotzt.
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinste Kindchen greift zum Kiel,
Die Blätter füllen sich, die Seiten,
Und fad und schwülstig wird der Styl;
Da drechseln Weiber Logogryphe
Und reimen zum Entsetzen sie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen sie die Poesie.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Charaden sich vom Sehen blos,
Der gute Reim macht Platz dem bösen,
Und jeder Schulbub' schreibt d'rauf los.
Langweilig ist den Spieß zu lesen,
Und Kotzebue ist wahrlich matt;
Doch das Schläfrigste, was je gewesen,
Das ist ein jetz'ges Zeitungsblatt,
Weh dem, der an die Redactoren
Das kleinste Wörtchen Wahrheit schickt,
Sie drucken's nicht, es ist verloren
Und wird in lauter Lug erstickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Schaut die neue Oper an,
Ganz für neu hält man sie eben,
Bin ich nicht ein Wettermann?
Herein! herein!
Choristen alle, schließt den Reih'n,
Daß wir die Oper tausend weih'n,
Concordia soll ihr Name sein,
Weil sie in zwanglos wallenden Licenzen
Vereint die schönsten der Reminiscenzen.

Und das ist jetzt auch der Beruf,
Wozu man ein Theater schuf,
Zwischen uns und höherem Leben
Schwebt des Vorhangs bunt Gezelt,
Zeige bei dem Aufwärtsschweben
Alltäglich uns die Alltagswelt.
Soll blos Gerede sein, wer eben
In der ganzen Spielerinnen Schaar,
In weißen und in bunten Roben,
Die Aller-Allerschönste war.
Und wenn nach Lust und Grausen
Der kurze Zwischenact beginnt,
Benützt die vielgeliebten Pausen
Hübsch plappernd manches schöne Kind,
Es leihet dem Souffleur die Zunge.
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl
Begleitet sie mit ihrem Schwunge
Das unterbrochene Liebesspiel;
Und wie der Vorhang ist im Falle,
Der herunterrauschet von der Höh',
So winket sie, daß in der Halle
Der stattliche Begleiter steh'.

Jetzo nun, ihr lieben Leute,
Bringt der Dichter euch das Stück,
Für einen Gulden kriegt ihr's heute,
Morgen für ein Groschenstück.
Kaufet, reich und arm,
Stück ist frisch noch, warm,
Schlaflos ging's aus meiner Rechten,
Schlaf nun bring' es euren Nächten.

Sechste Vorlesung.*)

Erste Abtheilung.

Etwas über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen.

Knigge schrieb, wie Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, alle wissen, ein Buch über die Kunst, mit Menschen umzugehen. Ich glaube aber, für den wirklichen Menschen bedarf es keiner Kunst, wieder mit einem wirklichen Menschen umzugehen, denn das Menschliche im Menschen bedarf keiner Kunst, um sich gegenseitig anzuziehen und zu verständigen. Der Mensch im Kaiser und der Mensch im Bettler können sich sehr wohl begegnen, ohne ein Ceremonienbuch nöthig zu haben.

Wir brauchen fast eher ein Buch über die Kunst, mit solchen Menschen umzugehen, die nach Knigge's Kunst

*) Zum Besten der durch den Hauseinsturz Verunglückten. D. H.

oder überhaupt nach einer Kunst mit uns umgehen. — Leider haben wir die Kunst, mit Menschen umzugehen, so weit getrieben, daß aus ihr eine Kunst geworden ist, die Menschen zu umgehen, welches oft unumgänglich nothwendig ist.

Man schreibe aber lieber ein Buch: „Ueber die Kunst, mit Unmenschen umzugehen".

Denn es gibt mehr Unmenschen als Menschen, und jeder Mensch ist nur einen kleinen Theil seines Lebens ein wirklicher Mensch.

Um Ihnen dieses anschaulicher zu machen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen die Art und Weise, wie der Mensch zu seinen Lebensjahren und zu ihrer Art und Bestimmung gekommen ist, aus einer zu mir gelangten Tradition mittheilen.

Im Anfange war, nach unserm Ausdruck, Himmel und Erde, freilich eine sonderbare Zusammenstellung! Himmel und Erde! eine Million und ein Pfennig! ein Chimberasso und ein Maulwurfshügel! allein da wir Menschen diesen Maulwurfshügel bewohnen, so haben wir ihn keck dem Himmel gleichgestellt. Also erst war Himmel und Erde und dann wurde alle Wesenheit und zuletzt erst der Mensch erschaffen, damit er nicht zusehe, etwas ablerne und nachahme. Denn der Mensch, der König der Schöpfung, ist ein nachahmendes Thier, er sah, daß die Schöpfung sogleich nach seiner Erschaffung ruhete, sogleich hat er auch geruht, er war also der erste König, der geruht hat zu ruhen.

Darauf rief der gütige Schöpfer alle lebenden Wesen vor sich, um allen Gattungen ihre Lebensweise, Lebensjahre und Namen zu bestimmen. Die Reihe begann mit dem Menschen, und der gütige Schöpfer sprach:

„Du sollst sein der Herr der Schöpfung, alles ist dir freigegeben, du bist begabt mit den zwei edelsten Dingen: Vernunft und Sprache; du sollst aufrecht gehend das Antlitz des Himmels schauen und anbeten, — dein Name ist Mensch und deiner Lebensjahre sind dreißig." —

Der lebensgierige Mensch aber weinte vor dem Schöpfer und sprach: Wenn ich soll sein der König der Schöpfung und begabt mit solchen Vorzügen, warum sind meiner Lebensjahre so wenige?

Der Schöpfer aber lächelte milde und hieß ihn zur Seite treten, bis er auch andern Geschöpfen Namen und Jahre ertheilt habe. Da kam die Reihe auch an den Esel, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Lasten tragen und Lasten führen, im Schweiße deines Angesichts sollst du die Säcke in das Haus schleppen, Dornen und Disteln sollst du essen, an nichts anderes denken als an deine Last, dein Name ist Esel und deiner Lebensjahre sind vierzig!" Da weinte der arme Esel bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben, so leidensvolle Tage, wozu mir noch die Last der Jahre? nimm, o nimm mir die Hälfte derselben!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und

bat um die zwanzig Jahre des Esels, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Da kam die Reihe an den Hund und der Schöpfer sprach:

„Du sollst auf dem Schatze liegen und das Haus ängstlich bewachen, du sollst jeden Schatten anbellen und anknurren, und Beine und Knochen essen, dein Name ist Hund, und deiner Lebensjahre sind dreißig."

Da weinte der arme Hund bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben und hinschleppen so kummervolle Jahre, wozu mir noch die Last der Jahre? nimm, o nimm mir zwanzig von ihnen ab."

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und bat um die zwanzig Jahre des Hundes, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Zuletzt kam auch die Reihe an den Affen, und der Schöpfer sprach:

„Du sollst Gestalt und Aussehen haben wie ein Mensch, aber du sollst nur sein lächerlicher Schatten sein, du sollst sein ein Spiel und Spott der Kinder, du sollst an dem Stabe tanzen, dein Name ist Affe und deiner Lebensjahre sind achtzig."

Da weinte der arme Affe bitterlich und sprach:

„Soll ich führen so elendes Leben, ein lächerlicher Schatten des Menschen, wozu die Last der Jahre? nimm, o nimm dreißig von ihnen ab!"

Da trat der Mensch heran, der lebensgierige, und

bat um die dreißig Jahre des Affen, und der Schöpfer lächelte milde und gab sie ihm.

Dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind auch die Lebensjahre der Menschen. Bis zum dreißigsten Jahre ist er glücklich, in der schönsten, reizendsten Bedeutung des Wortes.

Vom Frühroth der Jugend umfluthet, schaut er hinein in die blumenüberbaute, blau gemalte Zukunft, schwimmt er kräftig und froh hinein in den üppigen Strom des Lebens, und sein Lebensschiff, von den fünf offenen Sinnen fröhlich bewimpelt, segelt rasch über die lachende Fluth, die Hoffnung führt das Steuer, Gesundheit das Ruder, und Muth und Kraft spannen die vollgeschwellten Segel. Das sind die eigentlichen wahren Menschenjahre.

Von dreißig bis fünfzig Jahren spannt ihn die drückende Sorge an den knarrenden Pflug. Er muß heranschleppen die sauer erworbene Last und die Säcke mühsam karren nach dem harrenden Hause, er denkt an nichts als an das Hineinbringen der Last, im Schweiße des Angesichts labt ihn kaum das Wasser des Quells, das sind nun die Eselsjahre, die er dem Esel abgebettelt.

Von fünfzig bis siebenzig da liegt der Mensch wie ein Drache auf seinem Schatze, ängstlich bewacht er das Haus, bellt jeden mißtrauisch an, hält den Mond für eine Diebslaterne, gönnt sich auf seinen Schätzen kaum Beine und Knochen, das sind die Hundsjahre, die er dem Hunde abgebettelt.

Von Siebzig bis Hundert da lebt der Mensch das unleserliche Postscriptum des Lebens, er ist nur noch der Schatten eines Menschen, er ist oft das Spiel der Kinder, das endlich sind die Affenjahre, die er dem Affen abgebettelt hat. Das sind also unsere Lebensjahre!

Und nun, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, von diesen dreißig Jahren geht die Hälfte als Kindheit unbemerkt vorüber, von diesen fünfzehn Jahren verschlafen wir ein Drittheil, bleiben zehn Jahre, von diesen zehn Jahren geben wieder fünfe in animalischen Beschäftigungen und Leidenschaften dahin, wir sind also, wenn wir wirklich Menschen sind, durch's ganze Leben nur fünf Jahre Menschen, in diesen fünf Jahren stoßen wir höchstens alle Jahre eine Stunde wieder auf einen Menschen, und zu diesen fünf Stunden, die wir all' unser Leben lang mit Menschen umzugeben haben müssen wir eine Kunst lernen, und diese Kunst aus einem Buche lernen, welches man in 48 Stunden kaum durchliest!

Ungeheuere Ironie!

Aber eine Kunst, eine Tiefe, eine unendliche, eine nie auszulernende, eine Kunst aller Künste ist die, mit Unmenschen umzugehen!

Es gibt nur einerlei Menschen, sowie es nur einerlei Wahrheit gibt, aber es gibt tausenderlei Unmenschen, sowie die Lüge tausendgestaltig ist. Es gibt regierende Unmenschen, sclavische Unmenschen, fanatische Unmenschen, atheistische Unmenschen, ministerielle Unmenschen, liberale Unmenschen und Ultra-Unmenschen,

reiche Unmenschen und arme Unmenschen, verliebte Unmenschen und verheirathete Unmenschen, ja es gibt sogar zärtliche Unmenschen, schweigende Unmenschen, sprechende Unmenschen, schreibende Unmenschen und recensirende Unmenschen; und nun nehmen wir noch die große Anzahl von Kunst-Unmenschen, lyrische Unmenschen, dramatische Unmenschen, witzige Unmenschen, theatralische Unmenschen und endlich noch lesende und vorlesende Unmenschen.

Welche Kunst lehrt uns, mit allen diesen Unmenschen umzugehen?

Mit regierenden, ministeriellen und fanatischen Unmenschen gibt es Gott Lob keinen eigentlichen Umgang, ist man nicht so glücklich, sie umgehen zu können, so lerne man die Kunst, sie zu umkriechen. Die Kunst, mit reichen Unmenschen umzugehen, besteht darin, selbst ein reicher Unmensch zu sein, und hat man die Kunst, reich zu sein, so gelernt, daß man zweimal so reich ist als die reichen Unmenschen, so verzeihen sie es sogar, wenn man ein reicher Mensch ist.

Die reichen Unmenschen verlangen keine positive Tugend; um mit ihnen gut auszukommen, braucht man blos negative Tugenden:

Nichts wünschen, Nichts wollen, Nichts borgen, Nichts begehren und Nichts fordern.

Die Kunst, mit verliebten Unmenschen umzugehen, besteht in einem fortdauernden Zuhören und in einem mechanischen „Ja" auf alle Fragen.

Ich habe oft in dem Umgange mit verliebten Unmenschen ganze Bücher geschrieben, während sie mir das schon tausendmal Erzählte wieder erzählten, und nur alle sechs Minuten einmal „Ja“ geantwortet.

„Hast du gesehen, wie sie sich umsah?“ Ja! — „Heute sah sie himmlisch aus!“ Ja! — „Hat sie gestern im Theater nicht stets herunter gesehen?“ Ja! — „Glaubst du, sie wird mir schreiben?“ Ja! — „Ob sie wohl oft an mich denkt?“ Ja! u. s. w.

Die Kunst, mit verheiratheten Unmenschen umzugehen, besteht darin, nicht mit ihnen umzugehen: denn man mag es mit den Verheiratheten machen, wie man will, so geht es einem wie der Sache, die zwischen die beiden Theile einer Scheere kommt: die Sache wird zerschnitten, die beiden Theile aber sind es gewohnt, sich gegenseitig zu scheeren, sie fahren ewig auf einander los und trennen sich, um von Neuem auf einander loszufahren.

Die Kunst, mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, besteht darin, daß man stets ein Reisebesteck bei sich führe, in dem ein zugespitzter Seufzer, ein halber Blick gegen den Himmel, eine Gabel aus O und Ach, und ein Fläschchen Thränenwasser sich befindet. Es gibt männliche zärtliche Unmenschen, das sind jene, die ihre Reitpferde und Jagdhunde zärtlicher behandeln als ihre Frauen, Freunde und Domestiken, und es gibt weibliche zärtliche Unmenschen, die mit ihren Mopsen und Canarienvögeln zärtlicher umgehen als mit ihren Männern

Freundinnen und Stubenmädchen. Ich selbst wohnte einmal einer drolligen zärtlichen Scene einer zärtlichen Unmenschin bei.

Eine engagementlose Mücke nämlich hatte sich die Freiheit genommen, in ihrem Zimmer zu privatisiren; die zärtlichen Nerven aber der Allerzärtlichsten konnten ihr Sumsen nicht ertragen, Jean und Jaques und Lisette wurden aufgeboten, die Mücke zu fangen. Jean war so glücklich, die Mücke zu bekommen, und die Allerzärtlichste sagte besorgt: „Es ist dem Thierchen doch nichts geschehen? Trag er es hinaus und geb er ihm die goldene Freiheit wieder!"

Jean spazierte mit der kleinen Freiheits-Candidatin ab, kam nach einigen Augenblicken mitsammt der Mücke wieder zurück, ließ sie der gnädigen Frau unter der Nase wieder los, indem er sagte:

„Gnädige Frau, es regnet draußen!" Diese Zärtlichkeit Jeans machte einen solchen zärtlichen Eindruck auf sie, daß sie ihm die zärtlichste Maulschelle gab, die je aus zärtlichen Händen verabreicht wurde. Hätte Jean ein Buch gelesen über die Kunst, mit zärtlichen Unmenschen umzugehen, so hätte diese Zärtlichkeit weniger Eindruck auf ihn gemacht. — Die Kunst, mit dramatischen Unmenschen umzugehen, besteht darin, so gar keinen Character zu haben, alle ihre Charactere vortrefflich zu finden, und von allen ihren Stücken zu glauben, es wären Juden, das heißt sie hätten eine Handlung.

Die Kunst, mit witzigen Unmenschen umzugehen,

zerfällt in zwei Arten. Es handelt sich darum, ob der Mann blos unmenschlich witzig oder witzig unmenschlich ist; ist er witzig unmenschlich, so besteht die Kunst, mit ihm umzugehen, in der Kunst: nicht mit ihm umzugehen, wo sich dann das Unmenschliche abstreift und blos das Witzige bleibt. Die Kunst, mit Theater-Unmenschen umzugehen, besteht darin, daß man so thue, als glaube man, es gibt nichts Höheres im Leben als das Theater, keine heiligere Person als einen Theatermenschen, keine wichtigere Angelegenheit als das Theater, und keine Seligkeit ohne Theater.

Die Kunst, mit lesenden Unmenschen umzugehen, ist schwer zu ermitteln. Es gibt unzählige Sorten lesender Unmenschen. Die geschichtsfressenden Leser, d. h. die, so nur die Geschichte wissen wollen und bei dem Kopf der Erzählung sogleich nach dem Ende greifen. Die Stückleser und Buchdüftler das sind die, welche ein bischen Lecture wie Eau de Cologne auf das Jabot spritzen, oder auf's Taschentuch, damit es in Gesellschaft ausdüfte und die Leute sagen:

Wo kaufen Sie diesen Lectur-Parfum?

Dann sind die menschenfressenden Leser, denen nicht eher wohl ist, als bis der Autor ein paar Dutzend Liebhaber ersäuft oder erschießt.

Dann kommen die Leser, die sich gleich jeden Character, den sie eben lesen, anprobiren, wie er ihnen ansteht, ihn drei oder vier Tage tragen, und dann wieder einen neuen anziehen. Die weiblichen lesenden Unmen-

schen sind die Leserinnen à la Meidinger, denn ein großer Theil des schönen Geschlechts lernt aus den Büchern nur die Wörter und Gesprächsformeln, selten aber die Regeln und Grundsätze.

Die Kunst, mit verlesenden Unmenschen umzugehen, besteht darinnen, zu thun als ob man hörte, und an andere Dinge zu denken, als ob man nichts hörte; das Verhören ist ihnen also nicht zu verdenken, und in dieser leichten Kunst des Nicht-Zuhörens will ich Ihre stillen Wünsche erhören und mit der ersten Abtheilung aufhören.

– – –

Zweite Abtheilung.

Das Gesellschaftsspiel in der Arche Noah.

Wenn Sie mich, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, fragen würden, woher sich meine Nachrichten aus der Arche Noah schreiben, so könnte ich mit einer gewissen historischen Wichtigkeit das chaldeische Keisothras oder den indischen Man-Sotti-Wrata oder den Fohi der Chinesen, oder den griechischen Dionysius citiren, von denen mir traditionelle Kunde kam; allein ich gestehe aufrichtig, daß ich meine Nachrichten unmittelbar einer kleinen hebräischen Legendensammlung verdanke, in welcher einer der ersten und gottgelehrtesten Rabbi's dieser Nation erzählt: vor der Sündfluth wären alle Raben weiß ge-

wesen, in der Arche Noah aber sollten alle lebenden Geschöpfe während der ganzen göttlichen Strafzeit nur die lautersten Liebesgedanken hegen; der Rabe jedoch mit seiner Geliebten hegten irdische Liebesgedanken und wurden dafür mit der Farbe der Sünde, mit der Schwärze bestraft.

Seitdem ich dieses gelesen hatte, konnte ich keinen Raben ohne Gefühl des menschlichen Mitleids sehen, da er das erste angeschwärzte Wesen der Schöpfung war. Ich schaffte mir mit meiner ungemeinen Leidenschaftlichkeit alle ausgestopften Raben an, deren ich nur habhaft werden konnte. Meine Rabensammlung war schon ansehnlich angewachsen, als ich eines Abends nach Hause kam und etwas in meinem Zimmer herumgehen hörte. Es war ein großer Rabe, der von den Gestellen stieg und sich mir als wohl conservirtes Original-Exemplar des Raben aus der Arche Noah präsentirte.

Nach der ersten freudigen Ueberraschung ließ ich mir eine nähere Schilderung des geselligen Lebens in der Arche Noah machen.

Im Anfange scheint es, sagte mein Rabe, als ob in einem Schiffe die Geselligkeit viel fröhlicher sei als sonst irgendwo; denn erstens ist eine Wasserpartie im Grunde nicht so trocken als eine Landpartie; zweitens wird man auf einem Schiffe viel eher flott; drittens sehen auf einem Schiffe die Damen ein, daß eigentlich ein Mann das Steuerruder führen müsse; viertens sehen die Trotzigen und Spröden, daß man zuweilen die Segel

streichen muß; fünftens merken auch die am wenigsten Klugen sogleich, woher der Wind bläst, und letztens und hauptsächlich endlich wird auf einem Schiffe selbst der dümmste Mensch oft verschlagen.

Wir gingen also ziemlich gefaßt in die Arche, lauter liebende Pärchen. Noah und Madame Noachida, Löwe und Löwin, Bär und Bärin, Esel und Eselin, Gimpel und Gimpelin, Gänserich und Gans, Rabe und Rabin, kurz, immer zwei liebende Herzen zogen wir ein, und begannen unser eingezogenes Leben.

Am ersten Tage hatten wir vollauf zu reden von dem außerordentlichen Wetter. Aber schon am zweiten Tage, da es nichts als regnete, wurde auch das Gespräch über das Wetter zu Wasser, und wir liebten und sprachen von unserer Liebe. Der Löwe lag zu den Füßen der Bärin, der Bär schmachtete mit der Löwin, der Esel liebäugelte mit der Wölfin, das Dromedar seufzte mit der Leopardin, der Gimpel las der Schwalbe ein Sonett vor, der Wiedehopf ritt vor den Fenstern der Gans auf und ab; kurz, in der ganzen Arche herrschte eine platonische Liebe, ein allgemeines Herzklopfen schlug an die Seitenwände und die Seufzer wurden statt Ballast in die Kajüte gepackt. Allein schon am dritten Tage langweilte diese allgemeine Liebe. Der Löwe schlummerte zu den Füßen der Bärin, die Löwin schnarchte bei den Zärtlichkeiten des Bären, die Eselin gähnte und las Claurens Mimili; das verliebte Dromedar zählte die Fensterscheiben, die Gans nasenstüberte aus Langeweile

den Gimpel, der Wiedehopf und ich wir spielten Langen Puff, und Noah sammt Madame Noahida gingen in der Arche herum und sammelten die Federn, die uns ausfielen, zu einer künftigen Federnhandlung.

Da kam der Bönhase auf den genialen Gedanken: „Laßt uns Gesellschaftsspiele spielen!" Da war allgemeines Entzücken! ›Oui!‹ rief das Fräulein Gans aus. ›Oui! des jeux innocents!‹ „Einzig!" schrie der Gimpel, „Pfänderspiel!" »Yes!« blöke das Schaf, »some jesting pley!« „Räthsel lösen und Witze machen!" schrie der Esel u. s. w.

Jeder wollte etwas Anderes.

Endlich vereinigten sie sich dahin, daß sie Theater spielen wollten. Sogleich wurde das Theater erbaut; die Blindschleichen und die Maulwürfe machten die Local-Baucommission, General-Director wurde der Wallfisch. Der Ochs, das Schaf, der Bär, der Stockfisch und der Gimpel wurden Regisseurs. Der Ochs prüfte die neuen Stücke, das Schaf besorgte die militärischen Märsche und Evolutionen, der Gimpel wohnte den Proben bei, der Bär besorgte die Damengarderobe und der Stockfisch endlich strich die Stücke zusammen. Zwei Cassiere wurden angestellt, der Hacker und der Rabe, der Esel wurde Secretär und Geheimschreiber und die Klapperschlange Souffleuse.

Der Storch spielte erste Helden, der Bock die Liebhaber, die Gans Liebhaberinnen, die Schwarzamsel komische Alte, der Schöps den Intriguant, der Elephant

zärtliche Väter und das Murmelthier den spanischen Grazioso. Der Frosch erschien als erster Tenorist, das Feldwiesel als Baßsänger, die Grille als Altstimme, die Dohle als Primadonna, und der Schuhu als Comico Buffo. Als Theater-Compositeur wurde die diebische Elster angestellt, und als Theaterdichter das Faulthier.

Elenthiere, Kröten, Feldwiesel und Kameele bekamen Freibillete, dafür mußten sie immer mit den Pfoten aneinander schlagen.

Nun wurden Stücke einstudirt und Opern angesagt, aber, o Himmel, die Grille wurde plötzlich heiser, und der Frosch erkältete sich; die Gans konnte ihre Rolle nicht, der Elephant fiel in Ohnmacht, der Storch konnte nicht auf die Beine kommen, der Gimpel und das Schaf bekamen Streit, der General-Director Wallfisch ließ sich von dem Strom fortreißen, und das Theater zerfiel.

Der Fuchs schlug also ein anderes Gesellschaftsspiel vor:

„Lebende Bilder, mit Unterschriften aus den beliebtesten neuesten Werken der Dichter und Autoren. Das ging ein Weilchen. Z. B. die Zibetkatze als „Elisabeth" und ein Kaninchen als „Posa" mit der Unterschrift:

„Das Leben ist doch schön!"

Oder das Schaf als „Carlos" und der Esel als „Posa" mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Oder eine Scene aus „Corneille's Cinna".

Ein Gimpel als „Augustus" reicht einem Stockfisch als „Cinna" die Hand mit den berühmten Worten: »Soyons ami, Cinna!«

Oder eine Nachteule als „Julie auf dem Balcon" und ein Faulthier als „Romeo" mit dem Nachruf: »O sweet Romeo!«

Oder ein Hamster als „Egmont" und eine Ente als „Klärchen" mit der Unterschrift:

„Selig allein ist die Seele, die liebt."

Oder eine Schnecke als „Prinzessin von Navarra", ein Krebs als „Page" mit dem Ausruf:

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

Oder ein Biber, der eine Fledermaus zum Altar führt mit den Worten:

„Wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein!"

Auch dieses Spiel ermüdete die Gesellschaft bald, man schlug Räthsel und jeux d'esprit vor; der Ochs war für die „Blinde Kuh", die Tauben waren für das „Musikmachen", der Fuchs für das: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", der Hase wollte „Soldaten" spielen, der Maulwurf war für das „Suchen und Verloren" u. s. w.

Auch dieses ging nicht recht von Statten, und die erste liebe Langeweile und erste langweilige Liebe kehrte wieder zurück.

Ein Spürhund, der als geheime Polizei in der Arche war, schwärzte mich an, indem er vorgab, ich hätte

mich schon längst in stiller Liebe mit meiner Geliebten entfernt. Noah ließ mich aus der Arche unter dem Vorwande, ich solle sehen, ob die Erde schon trocken wäre; da dies aber nicht der Fall war, und ich kein Blatt vor den Mund nahm, und es ihm trocken sagte, daß es noch nicht trocken sei, erklärte er mich für einen „unheiligen Vogel“!

Hier endete der Rabe seine Erzählung und sah mich mitleidheischend an; ich aber sagte: „Mein lieber Rabe, es sind seit deiner Zeit bis jetzt schon viel unschuldigere und weißere Geschöpfe als du bist, gerade weil sie zu viel Weisheit besaßen, schwarz gemacht worden, und sie konnten auch eben so wenig wie du auf's Trock'ne kommen.“ Darauf erzählte mir der Rabe noch so manches Interessante, welches ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt schon aus dem einfachen Grunde nicht mittheilen kann, weil es mir fast scheint, als setzten Sie einigen Zweifel in die Wahrheit dieser Begebenheit.

Ich gönne Ihnen daher ein paar Augenblicke Zeit, darüber nachzudenken, bis ich Ihnen einen eben so wunderbaren Briefwechsel mittheile, der mir auf einem meiner Ausflüge in das Land der Phantasie in die Hände fiel. —

Dritte Abtheilung.

Kleine Briefe großer Mächte.

Correspondenzen aus der Bandschachtel einer Seidenhandlung.

Erster Brief.

Das Band der Freundschaft an das Band der Liebe.

Theuerstes, innigverwandtes Band!

Schon längst wollte ich dich fragen, ob es dir auch so schlecht geht, wie mir. Ich bin fast ganz außer Mode gekommen. Seit Jahren bin ich ein Artikel, nach welchem keine Nachfrage geschieht, und ich befürchte fast, man wird mich gar nicht mehr fabriciren. Ich muß weinen, wenn ich der guten alten Mode gedenke, wo fast kein Mensch war, der mich nicht wenigstens einmal eine Zeit lang getragen hätte; jetzt aber bin ich durch das Maschinenwesen, bei dem man alle Menschen entbehren kann, ganz aus der Mode gekommen. Wie geht es denn dir, meine gute Cousine?

Antworte bald deinem unglücklichen

Bande der Freundschaft.

Zweiter Brief.

Das Band der Liebe an das Band der Ehe.

Hochverehrter Vetter!

Beifolgendes Schreiben erhielt ich von dem Bande der Freundschaft. Ich kann leider nichts für dasselbe thun, denn ich selbst werde auch nicht mehr stark getragen! Keine Festigkeit, keine Dauer! wenn man mich zwei Tage trägt, so reiße ich entzwei. Die Menschen wollen mich als Schleifen und Schlupfen auf Bällen u. s. w. zum Putz, aber nicht als Bindband, nicht als Band, das sie fest umschlingt.

Trotz dem allen bin ich doch bereit, für das arme Band der Freundschaft etwas herzugeben, wenn wir alle etwas zusammenschießen.

Deine Cousine,
das Band der Liebe.

Dritter Brief.

Antwort des Bandes der Ehe an das Band der Liebe.

Leider kann ich dir nichts zusammenschießen, denn ich selbst bin schon so abgeschossen, daß ich meine Urfarbe nicht erkenne. Man geht so schlecht mit mir um, daß, wenn ich am Hochzeittage als Rosaband erscheine, ich in acht Tagen schon aschgrau oder lila bin. Kommt ja einmal Jemand, der mich kauft, so darf ich aus keinem

seidenen Stoffe gewoben sein; nur wenn ich aus Gold bin, da wollen sie mich schon tragen, aber auch da soll ich nur zur Besatzung dienen, aber nicht als Schärpe, die das Herz und die Brust umschließt. Da ich also nur mit Noth meine eigene Selbsterhaltung bestreite, so kann ich nichts für das Band der Freundschaft thun. Ich verbleibe dein u. s. w.

Vierter Brief.

Das Band der Natur an das Band des Eigennutzes.

Euer Hoch- und Wohlgeboren!

Ein abgetragenes Band, welches durch überhandnehmende Verfeinerung aller Dinge ganz locker geworden ist, das fädenscheinige Band der Natur bittet bei Euer Hochgeboren um eine kleine Unterstützung als Unterfutter, damit es nicht ganz entzwei gehe. Ich liege in verschiedenen Mustern auf dem Lager fertig, aber Niemand läßt mich mehr an seinen Leib kommen, und Alle sagen, das gewässerte Band der Natur passe nicht mehr für das blühende Antlitz der Aufklärung; auch wäre es zu altmodisch gewebt und mit altfränkischen Desseins verunstaltet. Erbarmen sich

Euer Hochgeboren

Ihres ganz demüthig ergebenen
Bandes der Natur.

Fünfter Brief.

Das Band des Eigennutzes an das Band der Wollust.

Da erhalte ich eben wieder so einen Bettelbrief von einem Bande der Natur. Ich habe gar nie mit irgend einem Bande der Natur im Verkehr gestanden, und kenne diese Art Bänder aus Leinen und Schafwolle gar nicht. Halten Sie mir, meine einzige Freundin, dieses grobe Bortenvolk, vom Leibe, denn Ihnen habe ich alle meine Angelegenheiten anvertraut.

Ihr in Sehnsucht aufgelöstes
Band des Eigennutzes.

Anderweitige sonderbare Correspondenzen.

Sechster Brief.

Der Herbst der Schönheit an den Zahn der Zeit.

Hochgebietender, gestrenger Herr!

Ich sehe schon, wie Euer Hochgeboren den Zahn auf mich spitzen, allein gehen Sie doch diesmal bei mir vorbei. Ueberhaupt seine Gebieterin, die Frau Zeit, sollte sich schämen, diese alte Coquette, die mit ihrem einzigen Zahne noch so auf Alles verbissen ist. Sie soll sich einmal selbst auf den Zahn fühlen, sie ist schon so viele Tausend Jahre alt und thut noch immer so jung und macht die neueste Mode mit; aber wenn sie sieht, daß

eine andere Schönheit auch lange mitläuft, da will sie sich vor Neid gleich an ihr den Zahn ausbeißen. Es wäre wirklich Zeit, daß die Zeit mit ihrem Zahn einpackte.

Auf jeden Fall aber hoffe ich, daß Sie vorderhand noch viel Dringenderes zu thun haben, als sich zu mir zu bemühen, Sie könnten sonst lange Zähne bekommen. In der Hoffnung, daß ich noch lange nicht das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen, bin ich u. s. w.

Siebenter Brief.

Der Münzfuß an die Hand der Gerechtigkeit.

An diesem Händedruck, der sich auf mehreren Münzen fußt, werden Sie ersehen, worauf es eigentlich gemünzt ist. Ich gebe Ihnen hiemit unter den Fuß, wie Sie, meine theuerste Hand der Gerechtigkeit, für mich handeln sollen. Die Gerechtigkeit hat zwei Hände, eine linke und eine rechte; seien Sie mit der Rechten so link, als Sie immer wollen, aber die Linke ist es gerade, die mir recht ist und auf welche ich mich fuße. Nur wenn die Hand der Gerechtigkeit sich durch den Münzfuß leiten läßt, hat die Sache Hand und Fuß, mit welchen ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Achter Brief.

Das Pfand der Liebe an die Stimme des Blutes.

Mein geliebter Gönner!

Sie scheinen mir seit kurzem so heiser, so belegt, daß ich besorge, Sie werden bald keinen vernehmlichen Laut von sich hören lassen können. Das wäre für ein Pfand der Liebe, auf welches man in Leihhäusern nichts bekömmt, ein großes Unglück. Sehen Sie also, daß Sie ja Ihre Stimme nicht verlieren, halten Sie sich hübsch warm und trinken Sie einen Thee, der Ihnen die Brust vor Trockenheit schützt. Ich will Ihnen gerne Süßigkeiten schicken, die auflösend wirken, damit nur Ihre Stimme ja nicht an Klang und Metall verliere.

Ihr zärtliches Pfand der Liebe &c.

Neunter Brief.

Der Bau eines Mädchens an die Local-Bau- und Local-Schneider-Commission.

Hochlöbliche Local-Bau- und Local-Schneider-Commission!

Die Frauenzimmer und die Häuser in München sind größtentheils sehr schön gebaut, allein bevor jene unter die Haube und diese unter das Dach kommen, fällt beiden nicht gar selten etwas ein, was auffallend für

ihre Hinfälligkeit spricht und ihren Bau verdirbt. Eine Local-Bau- und Local-Schneider-Commission sollten solche Vorfälle auf jeden Fall voraussehen. Was hilft es, wenn man noch so schön gebaut ist, wenn der Bau zu locker ist? Eine Local-Bau- und Local-Schneider-Commission wird also höflichst ersucht, bei solchen Fällen nicht nur die eigenen Felle zu salviren, sondern statt des Splitterrichtens die wirklichen Balken und Dachstühle in ihren Augen zu haben. Ich schließe in der Hoffnung, daß ich auf keinen Fall irgend eine Commission für Sie haben werde.

E. u. s. w.

Zehnter Brief.

Die Langeweile des Publikums an das Ende der Vorlesung.

Vielgeliebtes, hochersehntes Ende!

Mit herzlicher Ungeduld harren wir ihrer erwünschten Ankunft entgegen, wir hoffen, daß Sie kein Unfall verhindern wird, recht bald bei uns einzutreffen. Sie können sehr bald anlangen, denn Sie haben einen sehr trockenen Weg genommen, und wenn Sie sehr bald bei uns ankämen, würden Sie sehr gut ankommen.

In Entgegenharrung Ihrer endlichen Ankunft verharre ich

Ihre ergebenste Dienerin u. s. w.

Eilfter Brief.

Antwort.

Das Ende der Vorlesung an die Langeweile des Publikums.

Verehrtestes Fräulein Langeweile!

Sie werden bei meiner Vorlesung zwei Dinge bemerkt haben, nämlich, daß verhältnißmäßig wie die Lichter immer kürzer wurden, die Zeit immer länger wurde. Sowie im gleichen Verhältnisse die Seifensieder immer desto dicker werden, je dünner ihre Kerzen werden, so daß am Ende die Seifensieder vor Dickheit und die Kerzen vor Dünnheit nicht mehr gehen können.

Beim Lichte betrachtet, meine hochgeehrteste Langeweile, ist es in unserer Zeit ein Verdienst, die Zeit lang zu machen. Denn die Länge ist das einzige Maß unserer Zeit, die weder Höhe noch Tiefe hat. Zuletzt jedoch würde man doch gerade durch die Länge der Zeit den Kürzern ziehen. Ich habe also die Ehre, meine hochverehrte Langeweile, Ihnen anzuzeigen, daß soeben im besten Wohlsein angelangt ist

Dero ganz ergebenstes

Ende.

Siebente und achte Vorlesung.

(An einem Abend gehalten.)

Marinirte Redensarten und Sprichwörter, nebst Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh.

Die Sprachreiniger haben den Versuch gemacht, die deutsche Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen und alles auszuscheiden, was uns so von fremder Zwingherrschaft anhängt.

Opiz und Philipp von Zesen begannen, die fruchtbringende Gesellschaft in Weimar und die Pegnizritter in Nürnberg hatten denselben Zweck; warum sollten wir nicht einmal die Sprache reinigen von den bestehenden „Sprichwörtern" und „Redensarten", die wohl ehedem Wahr-Wörter gewesen sein mögen, aber es jetzt nicht mehr sind, und von Redensarten, die blos Reden sind, um Unarten für artig einzureden. Die frühern Sprichwörter müssen wir eben so ablegen, wie die Reifröcke und die Allongen-Perrücken.

Ein großer Arzt behauptet, der Mensch sei alle sieben Jahre ein anderer, so sehr verwandle sich während dieser Zeit sein physisches Wesen; wir müßten also auch alle sieben Jahre andere Sprichwörter haben. Ueberhaupt liegt in diesem Ausspruch, daß der Mensch alle sieben Jahre complett ein ganz anderer ist, großer Stoff zum

Nachdenken. Wenn Einer sieben Jahre verheirathet ist, so hat er nach diesem siebenjährigen Krieg plötzlich eine andere Frau, vielleicht heißt auch eine böse Frau deshalb die böse Sieben; denn im achten Jahre ist sie eine andere. Daher müssen wir uns auch gar nicht wundern, wenn einer sieben Jahre Theologie studirt und dann Forstmeister wird; wenn der Andere sieben Jahre Medicin studirt und dann Landwirth wird, oder wenn der Dritte, wie der Pater Veit in Wien, sieben Jahre Director der Thierarzneischule ist, und dann Prediger bei den Jesuiten wird. Das ist ja sodann ganz ein anderer Mensch, und der gute Prediger, welcher die Angelegenheiten des Thierreichs mit denen des Himmelreichs vertauschte, hat das Curiren der kranken Thierchen, die zu ihm kamen, ganz vergessen. Diese siebenjährige Verwechslung bringt uns auch dahin, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn wir eine Liebschaft sehen, die sieben Jahre gedauert hat und plötzlich aufhört, da es nun zwei ganz andere sind; oder wenn man einem ehrlichen Kerl sieben Jahre lang Hoffnung auf ein Amt machte, und es im achten an einen andern vergibt; oder wenn ein Regent seinen Günstling plötzlich fallen läßt, das geht ganz natürlich zu, das sind ja dieselben Menschen nicht mehr. Wie sollen also Sprichwörter, die schon hundert und mehrere Jahre alt sind, zu uns, die wir alle sieben Jahre andere Menschen sind, passen?

Ich will Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ein paar Sprichwörter vorführen, und dann

urtheilen Sie selbst, ob wir sie nicht aus unsern Sprichwortbüchern ausmerzen müssen. Z. B.:

„Nach Regen folgt Sonnenschein."

Das Sprichwort taugt schon an und für sich nichts, denn wenn es wahr ist, daß nach Regen Sonnenschein folgt, so geht natürlich daraus eben so wahr hervor, daß nach Sonnenschein Regen folgt. Wo liegt sodann unser Trost? Ist es denn aber auch wahr, daß nach Regen Sonnenschein folgt?

So lange man von einem Menschen weiß, daß er glücklich ist, daß, so wie man sagt, die Sonne vor seiner Thüre scheint, da folgt lauter Sonnenschein; wo er hinkommt, ist Sonnenschein für ihn, hier ist es die heiße Sonne eines Vornehmen, dort die lieblich strahlende und doch verzehrende Gluthsonne eines großen Auges, kurz er müßte eigentlich einen Sonnenschirm stets bei sich tragen. Wenn aber die Sonne von der Thüre desselben weggeht, und Regen des Unglücks stürzt aus den schwarzen Wolken des Schicksals über ihn nieder, wo scheint ihm da noch eine Sonne? Dieser Regen zieht für ihn alle Gattungen Regen mit, alle seine Hoffnungen zerstäuben; so hat er einen Staubregen: worauf er gerechnet hat, da kommt ein Strich drein, es war also auch ein Strichregen, und wo er sich zeigt, weicht man ihm aus und macht ihm Platz, da hat er auch den Platzregen! Die feiste vornehme Sonne hat sich ganz verhüllt, und das schöne Sommerauge hat den Wimpervorhang über sich und über die vergangenen Zeiten gesenkt.

Wenn's hoch kommt, schenken ihm seine Freunde drei Regensburger, die einen Groschen ausmachen. Ist demnach das Sprichwort: „Nach Sonnenschein folgt Regen" ein Wahrwort?

Nehmen wir ein zweites Sprichwort:

„Mann und Weib ist ein Leib."

Ein schönes Sprüchlein, allein es muß auch schon quiescirt werden. Vor allem weiß man nicht, ob auf ein jetziges Ehepaar der Ausdruck: „Mann und Weib" auch paßt; bald weiß man nicht, welches der Mann ist und welches die Frau, bald ist sie auch ein Mann, da müßte es heißen: „Mann und Mann ist ein Leib."

Bald ist er auch ein Weib, da müßte es heißen: „Weib und Weib ist ein Leib."

Aber betrachten wir ferner ein Ehepaar à la Mode: er wohnt im rechten Flügel, sie wohnt im linken Flügel, wie ist das nun ein Leib? Betrachten wir ein solches Ehepaar im Theater. Das Weib sitzt im ersten Logenrang und hinter ihr ein charmanter Mann, der ihr im Zwischenact den Hof macht; der Mann ist im zweiten oder dritten Logenrang und vor ihm eine Dame, welcher er den Hof macht; kann also ein Leib im ersten Logenrang sich den Hof machen lassen, und zu gleicher Zeit im dritten Rang selbst den Hof machen?

Sehen wir ein solches Ehepaar auf Landpartien: sie sitzt zu Pferde, und hinter ihr her galoppiren mehrere, welche die kühne Roßbändigerin bewundern; er setzt in einer Gondel ein paar wasserlustige Damen über die

bläuliche Fluth und hofft, daß seine Uebersetzung mit dem Original belohnt werde; kann nun ein Leib zu gleicher Zeit Galoppreiten und Damen in einer Wasser-Uebersetzung liefern?

Das Spridwort sagt auch blos: „Mann und Weib ist ein Leib", aber nicht auch eine Seele. Nun kann aber an diesem einen Leibe das Weib die rechte Hand und der Mann die linke Hand sein, und es ist ehelich-christlich, daß die linke Hand nie wisse, was die rechte thut.

Wenn das Weib Frauenbesuch bekommt, so sagt er: „Mann und Weib ist ein Leib, die besuchen mich, ich geh' nicht von der Stelle;" wenn der Mann sich eine Summe zu einem Ueberrocke erspart hat, so sagt das Weib: „Mann und Weib ist ein Leib, den Ueberrock werd' ich mir machen lassen." Wenn die Frau eine zärtliche Freundin hat und sie oft umarmt, so sagt der Mann: „Mann und Weib ist ein Leib" und umarmt sie auch; wenn die Frau krank ist und Freund Hain kommt, um sie zu holen, so lispelt sie: „Mann und Weib ist ein Leib, so nimm gefälligst meinen Leib dort!"

Wenn der Mann ein Dichter ist, der die ganze Menschheit liebt, so sagt sie: „Mann und Weib ist ein Leib, ich muß nun auch gerade eine Hälfte der Menschheit, die auf mich kommt, lieben." Dies Spridwort hält also auch nicht Stich.

Betrachten wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nun das Sprichwort:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus, du trägst wenig Ehr' heraus."

Erstens können wir jetzt gar nicht mit Bestimmtheit sagen „des Nachbars Haus"; denn wenn wir alle Ewiggelder und Hypothekengelder wüßten, die auf des Nachbars Haus lasten, so wüßten wir, daß des Nachbars Haus nicht das Haus des Nachbars ist, es ist das Haus nach borg, aber nicht nach baar!

Vielleicht führt uns diese Betrachtung zu der Ursache, warum jetzt so viele Häuser fallen.

Ein jeder Fall entsteht dadurch, daß alle Körper, vermöge ihrer Schwere, dem Mittelpuncte der Erde zustreben. Die Erde aber ist nichts als ein Kaufmannsstand, denn der Kaufmannsstand ist der einzige, der sich stets um seine eigene Achse dreht. Der Mittelpunct des Kaufmannsstandes aber ist der Credit, folglich besteht der Mittelpunct der Erde aus Credit; es ist also sehr natürlich, daß die Häuser deshalb fallen, weil sie zu viel Bestreben nach diesem Mittelpuncte der Erde in sich tragen.

Ich komme von diesem Einfall, welcher auch vermöge seiner Schwere mich zu einem Abfall von meinem Sprichworte verleitete, wieder zu demselben zurück. Es ist nicht wahr, daß man wenig Ehre heraussträgt, wenn man viel in's Nachbarhaus geht, wir tragen sehr viel Ehre heraus, nicht etwa unsere, sondern die Ehre, die wir nun dem Nachbarhause abzuschneiden gedenken. Ist zum Unglück die Nachbarhaus-Ehre zu kurz, um ihr noch

etwas abschneiden zu können, so schneiden wir im Nachbarhause andere Ehren von Unbekannten und Bekannten ab und nehmen sie mit; es muß also heißen: „Geh' viel in's Nachbarhaus, so trägst du viel Ehr' heraus!"

Was meinen Sie von dem Sprichworte:

„Ehrlich währt am längsten"?

Ist Ehrlichkeit ein Kleid, welches lange währt, weil man es selten anzieht?

Jetzt sollte es eigentlich heißen: „Ehrlich hat am längsten gewährt!"

Bis man ehrlich zu etwas kommt, da währt es am längsten, und da die Ehrlichkeit uns langweilt, so währt sie wieder am längsten.

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Auch ein erlogenes Sprichwort; unsere Gelehrten fallen uns alle vom Himmel herunter, und die wenigen Gelehrten, die wirklich von den Schulen fallen, haben alle Augenblicke Ursache, wie aus dem Himmel gefallen zu sein. Ueberhaupt der Himmel läßt Niemanden so fallen als eben seine Gelehrten, daher sehen wir so viele Gelehrte, die auf den Kopf gefallen sind, und es ist ein wahres Glück, daß die Gelehrten selten schwer sind, und bei ihrer specifischen Leichtigkeit sanft auf die Nase fallen.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang."

Das ist auch nicht wahr! In unserer Zeit, wo Trinken, Spielen, Fluchen, Verleumden, Verführen u. s. w. zum Geschäfte geworden ist, da muß es heißen:

„Müßiggang ist aller Tugend Anfang."

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus!"

In diesem Spridworte liegt schon ausgedrückt, daß nur ein Mensch, der immer Glück hat, eine Braut nach Hause führen soll, so wie ein Mensch, der einmal Glück hat, auch in die Lotterie setzen soll, vielleicht macht er gerade einen Treffer. Sonst müßte es heißen: „Wer das Glück hat, der führt die Braut nach Haus, d. h. nach Haus zurück, woher er sie geholt."

Das Sprichwort: „Ehen werden im Himmel geschlossen" hängt mit dem Sprichworte:

„Auf den Himmel muß man bauen, nur der Himmel fügt das Ende", und dieses mit dem dritten Sprichworte: „Der Himmel hängt voll Geigen" genau zusammen.

Im Himmel sind gut Ehen zu schließen, denn der Himmel fügt auch das Ende. Weil im Himmel Ehen geschlossen werden, hängt der Himmel voll Geigen, denn die Geige ist das Symbol der Ehe, weil bei ihr die Eh-(E)Saite die dünnste ist, und diejenige, die am leichtesten zerreißt. — Auf den Himmel ist gut bauen, weil Ehen in ihm geschlossen werden; denn Ehen schließen ist schon der letzte Einfall, sodann läßt sich ohne Gefahr bauen. Eben weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, sind unsere Eheleute nachher wie aus dem Himmel gefallen, und eben bis die Ehen vom Himmel auf die Erde kommen, sind sie wie der Hagel eiskalt geworden. Da nun die Ehen auf die Erde fielen, die Geigen aber

im Himmel hängen geblieben sind, so spielen wir für unsere Erden-Ehe blos den Contrabaß!

Die Ehen werden also im Himmel geschlossen und als Gefangene paarweise aneinander geschlossen auf die Erde geschickt.

Nach dieser kleinen Heerschau der Sprichwörter wollen wir, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch eine winzige Revue über die Redensarten halten, die wir täglich und stündlich im Munde führen, um zu sehen, was wir eigentlich mit ihnen so in Wahrheit meinen.

„Ihr gehorsamster Diener!" Das hören wir täglich hundertmal; nun aber erstens, wer erlaubt sogleich jedem mein Diener zu sein?

Wenn ich einen Diener annehme, so muß er mir Atteste und Zeugnisse bringen; wenn also Jemand auf der Straße zu uns sagt: „Gehorsamer Diener!" so sollten wir ihm sogleich seine Atteste und Zeugnisse abfordern, ob er ein ehrlicher treuer Kerl ist, den wir zum gehorsamsten Diener haben wollen. Fordern wir aber einmal von einem solchen „gehorsamsten Diener" den kleinsten Dienst, so würden wir von seiner Dienerschaft schöne Proben bekommen. Ein Minister sagt uns:

„Ihr ganz gehorsamster Diener!"

Eine Stunde darauf könnte er durch ein einziges Wörtchen, durch einen Federzug uns einen Dienst leisten, er thut's gewiß nicht.

Also das gewöhnliche „Ihr gehorsamster Diener“ heißt nichts als: „Was scher' ich mich um den Kerl!“

Dabei nehmen wir den Hut ab, damit der Himmel unsere Gedanken sehe, und bücken uns dazu, als wollten wir es mit dem Kreuze bestätigen.

„Ach! ich freue mich unendlich, Sie endlich einmal wiederzusehen!“

Das heißt nichts anders, als „Himmel Herrgott! ist der Mensch denn schon wieder da!“

„Sie sehen heute aus, wie das liebe Leben!“

Mit andern Worten gesagt: „Der schaut aus, daß einem übel werden möchte.“

„Ach, wie geht's denn Ihren lieben kleinen Goldjungen?“

Zu deutsch: „Lebt denn die Meerkatzenbrut auch noch?“

„Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?“ oder richtig übersetzt: „Wären Sie schon dort, wo der Pfeffer wächst!“

„Erzeigen Sie mir die Ehre, nächsten Sonntag meinen Tisch zu beglücken!“ das heißt: „Einmal muß ich die verfluchte Schuldigkeit doch vom Halse bekommen!“

„Ach, welch' glücklicher Zufall! seh' ich Sie schon wieder?“ soll heißen: „Hol' dich der Kukuk, alle drei Spann weit sieht man das confiscirte Gesicht!“

„Das muß man gestehen, Ihr Geschmack sich zu kleiden ist unique!“ oder richtiger ausgedrückt: „Der Pavian kleidet sich wie ein wahnsinniger Tuschkasten!“

„Mein Fräulein, mit Ihnen zu tanzen ist ein Genuß!" auf gut deutsch: „Mamsell, ich wollt', Sie wären ohne Beine auf die Welt gekommen!"

„Ach Freund, ich habe mich in Ihrer Vorlesung göttlich unterhalten!" will eben so viel sagen als: „Ich habe mich gelangweilt wie ein Mops!"

„Sie haben den vortrefflichsten Keller in der ganzen Stadt"; oder auch: „Der Teufel hol' Ihren Krätzer!"

So ungefähr, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die eigentliche und richtige Auslegung unserer gewöhnlichen Redensarten, mit welchen wir uns abspeisen und mit denen wir durch's ganze liebe Leben leeres Stroh dreschen.

Selbst die Redensart „leeres Stroh dreschen" bringt mich auf die Falschheit des Ausdruckes „leeres Stroh dreschen", so wie überhaupt auf das große Unrecht, welches wir Menschen dem Stroh anthun.

Ich weiß nicht, wie es aber immer kommt, daß ich nie an leeres Stroh denken kann, ohne daß mir der Dilettantismus einfällt, so wie ich auch nie an Dilettantismus denken kann, ohne daß ich leeres Stroh vor mir sehe.

Ich meine hier nicht jenes Dilettiren, wenn die Jugend den süßen Reizen der holden, lebenverschönernden Künste oblieget, ich rede hier nicht von den angenehmen Stunden, die uns in häuslichen Kreisen durch den Zauber des Gesanges, durch den Reiz der Musik so herz- und geisterhebend ausgefüllt werden; denn wer

ist ein solcher Barbar, dem segens- und gemüthsreichen Einflusse solcher geselligen Stunden, in welcher die sanftern Schwesterkünste den Pendelschlag der Zeit beflügeln, zu widerstehen? Wer überläßt sich nicht gerne den milden Eindrücken eines gut gesungenen Liedes, einer fertig gespielten Composition auf irgend einem angenehmen Instrumente, oder den lieblichen Phantasien einer gut vorgetragenen Dichtung.

Ich mag nur jenen Dilettantismus nicht leiden, der den Kindern seiltänzermäßig eingebläut wird, damit sie ihn in Gesellschaften ausschwitzen sollen; jenen Dilettantismus, der in Kunststücken und Purzel-Bäumen uns vorgemacht wird; jenen Dilettantismus, der nicht zur Kunst führt und auch diese göttliche Abstammung nicht verräth, sondern der eine krampfhafte Verzerrung des hohen Ideals ist, jenes rachitische, englischgliedrige Gespenst, das uns aus Kinderstuben entgegenkriecht und uns zum innigen Mitleid bewegt. Der Norden ist der Brütofen dieser geselligen Ungeheuer. Mir lag immer zwei Tage früher ein Alpengebirg auf der Brust, wenn ich zu Thee mit Bildung, und Pumpernikel mit Dilettantismus gebeten wurde. In Norddeutschland ist es eine wahre Dilettantenhatze, auf jeder Butterbemme kriecht ein Dilettant herum, und mit jedem Bissen Schlagwurst muß man einen Dilettanten oder wie sie eigentlich heißen sollten: einen Delinquenten hinunterschlucken.

Zum Spaß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, will ich Ihnen einen solchen ästhetischen Delinquen-

ten=Thee=Abend mittheilen, den ich in einer nicht unbedeutenden norddeutschen Stadt mitzumachen das horrende Glück hatte.

Die Frau Legationsräthin, bei welcher diese mörderische Dilettantenschlacht vorging, war bekannt für eine Schönheit vom dritten Wasser und ihr Thee für eine Schönheit vom ersten Wasser, ihr Herr Gemahl für sehr fett und ihr Butterbrot für sehr mager; allein da sie eine Nichte hatte, mit Augen schwarz wie die Nacht, Wangen frisch wie der Morgen, Lippen glühend wie der Mittag, und einem Herzen milde wie der Abend, nahm ich gewöhnlich die Einladung der Tante an und machte mit Nichten den Tantalus.

Kaum saß ich ein paar Minuten, als angekündigt wurde, es sei eine dilettirende musikalisch=declamatorische Abendunterhaltung arrangirt. Ich fühlte, wie ich blaß wurde, und sagte zu einer neben mir sitzenden Auscultatorfrau: „Die Erfindung der Dilettanten ist doch sehr heilsam!"

Die Auscultatorfrau lächelte: „Die Entdeckung wollen Sie sagen!" Die Schlacht begann.

Ein Hausvetter, ein Dilettant von Profession, hatte einen Prolog gedichtet. Zwei Bogen Papier drohten wie zwei Jahrhunderte in seiner Hand. Ich empfahl meine Seele Gott und hörte zu. Der Vetter war ein Mordvetter! er stand da, wie die Zugspitze, Bäche Schweiß rannen ihm von dem hohen Haupte, der Vetter mußte eine Lunge gehabt haben wie ein Rhinoceros, er

war nicht zum Umbringen! Endlich schleuderte er wie ein Vulkan das letzte Wort über unsere Häupter hin. „Bravo! Bravo!" schrie Alles, und die Auscultatorfrau sagte zu mir:

„Die Idee dieser Denkungsart hat Aehnlichkeit mit dem Marquis von Poasert in Goethes Emilia Galotti!" „Richtig! meine Gnädige!" sagte ich, „auch etwas mit Caroline Moor in Klopfstocks Rinaldo Rinaldini."

Nun kam die Tochter des Hauses und sang „Mathissons Adelaide" mit Musik von Beethoven. Nun gehört gerade dieses Lied mit dieser Musik zu den zartesten Schätzen der Poesie und der Musik und ein Messerstich durchfuhr meine Brust, als der erste Ton wie aus einer geplatzten Fischblase aus ihrer Kehle kam. Bei dem Refrain „Adelaide" legte sie das Köpfchen immer wie eine Tischklappe auf die linke Schulter und tremulirte das Wort heraus, daß ich glaubte, die gute „Adelaide" werde ganz zerbröckelt herausfallen."

„Süperbe! süperbe!" schrie Alles. „O," sagte die Auscultatorfrau, „wenn das nur Eiland Beethoven hören könnte, ich selbst würde um diesen Preis es nicht hören!"

„Da zertheile ich Ihre Empfindsamkeiten!" war meine Antwort.

Nun sollte das zehnjährige Töchterchen etwas declamiren, blos eine Kleinigkeit: „Schillers Glocke!"

Ich hätte in diesem Augenblicke eine halbe Million für einen gelinden Nervenschlag gegeben.

Die Kleine begann:

Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

„Wie nennt sich das auf deutsch?“ fragte mich die Auscultatorfrau.

„Es heißt, sagte ich: „Die Lebenden ennuyir' ich, die Todten maltraitir' ich, und das Donnerwetter parodir' ich!“ — „Ach,“ sagte sie, „der Schiller war doch ein sehr moralischer Mensch!“

Zum Unglück wußten Alle die Glocke auswendig, und jeder half ein; bei der Stelle:

„Der Wahn ist kurz“

sah die Auscultatorfrau ihren Mann an, welcher wirklich etwas kürzlich war, und bei den Worten:

„Die Reu' ist lang!“

streckte sie die Arme aus, als wollte sie anzeigen, wie lang die Reue sei.

Bei dem Schlusse:

„Friede sei ihr erst' Geläute!“ läutete die ganze Gesellschaft mit: „Charmant! Charmant!“ hieß es ringsum.

„Ja,“ sagte die Auscultatorfrau zu mir, „die Glocke ist doch ein schönes Epigramm, und man kann die ganze Naturgeschichte aus ihr lernen!“ — „Ja! meine Gnädigste!“ erwiderte ich, „und besonders für die Feuer-Commission und Schornsteinfeger ist es ein wahres Lehrbuch!“

Nun declamirten zwei Damen den Dialog der Königinnen in „Maria Stuart“. Das Köstlichste dabei

war, daß die Eine im Eifer sagté: „Dort legt ein Schiffer seinen Nachen an!“ Dabei spreizte sie die Hand grad aus, und Alles folgte unwillkürlich dieser Bewegung, und die Frau Legationsräthin saß wirklich mit offenem Maul da.

Die Auscultatorfrau meinte wieder, die Eine hätte mehr Talent zum Gekünstelten, die andere aber wäre blos neutral.

Noch waren meine Leiden nicht zu Ende. Die Frau Legationsräthin spielten Guitarre und sangen die „Leonore“ mit Musik von Zumsteeg dazu. Sie lag ganz über die Guitarre und ruderte mit dem Ellenbogen, als ob sie schwimmen wollte; bei den Worten: „Die Todten reiten schnell“ gerieth sie stets in Feuer, und ich glaubte alle Augenblicke, die Frau Legationsräthin würde auf der Guitarre zum Fenster hinausreiten. „Göttlich! göttlich!“ schrie Alles.

Die Auscultatorfrau sagte: „Man sieht doch gleich, wer bürgerlich ist, der bringt seinen Rappen mit in's Gedicht!“

„O,“ sagte ich, „der Rappe ist kein gewöhnlicher Rapp; der Rapp ist von gutem Haus, blos ein Geist und aus der Familie des General Rapp.“

Zum Schlusse tanzten noch zwei Kinder die Gavotte, wie ein paar exercirende Regenwürmer. Es war eine wahre Seelenangst es anzuschauen.

Die Auscultatorfrau drückte mir in Verzückung die Hand und lispelte:

„Ach, was ist die Jugend reizend, wenn sie noch elastisch ist!"

„Tanzen Sie auch?" fragte ich sie und warf einen Seitenblick auf ihre dubiöse Elasticität.

„Früher," sagte sie, „hab' ich es oft als eine gymnastische Uebung getrieben."

Da trat die Frau Legationsräthin zu mir heran und sprach:

„Der Herr Doctor müssen schon heute mit dem Wenigen verlieb nehmen!" „Ach," sagte ich, „gnädige Frau, das muß man Ihnen lassen: es versteht es kein Mensch so wie Sie, eine Gesellschaft zu amüsiren!"

„Schmeichler!" sagte sie, warf mir ein leeres Bonbonpapier an den Kopf und ging von dannen.

Dieses Bild eines nordischen Dilettanten-Thees, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wahrlich nicht mit zu grellen Farben geschildert, und der Ausdruck dafür: „leeres Stroh dreschen" ist ein sehr gelinder, denn das einförmige Klappern, welches durch dieses Dreschen entsteht, ist bei weitem nicht so qualvoll, als jenes Angst- und Peingeschrei wüthiger Dilettanten.

Nun komme ich darauf zurück, daß es mir sehr schmerzlich ist, das gute liebe Stroh so gering geschätzt, so verachtet zu wissen. Das Stroh ist nichts anderes, als ein umgekehrter Parvenu, ein vom Unglück gebeugtes, um alle seine Glücksgüter gekommenes Wesen. Es stammt aus einer der ersten Familien des Landes, vom Getreide ab.

Wie blühend war der Zustand des unglücklichen Strohs, als es noch Getreide war! Alles machte ihm den Hof, Jung und Alt wallfahrte zu ihm hinaus und freute sich seines Wohlstandes. Dichter besangen seine goldenen Wogen, und schäkernde Mädchen spielten in seiner grünenden Saat.

Sehen Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, einen Strohhalm an; so lange er noch ungeschnitten im Felde steht, ist er das Bild der Menschen; denn die Korn- und Weizenähre, die körnerreich ist, die so zu sagen etwas im Kopfe hat, die neigt das gefüllte Haupt bescheiden zu Boden, in demüthig gekrümmter Stellung steht sie in der Reihe der andern da; sehen Sie aber die leere Aehre an, die gar nichts im Kopfe hat, wie hoch und stolz emporgeschossen sie das Haupt erhebt und anmaßend um sich blickt, gerade wie bei den Menschen!

Also, so lange das Stroh etwas besitzt, schätzen wir es, kaum ist es durch unsere eigene Grausamkeit um sein Bischen Vermögen gekommen, so verachten wir es, so verfolgen wir es.

Wie soll aber das Stroh mehr sein als Stroh, da es stets nur mit Flegeln umgeht? Aber betrachtet nur die Strohe unter einander, und gestehet, daß die Strohe besser sind und edler als die Menschen.

Sehen Sie einmal die verschiedenen Strohe an, Weizenstroh, Kornstroh, Haferstroh, Roggenstroh, Bohnenstroh, Erbsenstroh, Dünkelstroh u. s. w.! gibt es

Parteienhaß, Religions-Verfolgung und Rangneid unter ihnen?

Hat je das hohe Weizenstroh zu dem niedern Haferstroh gesagt:

„Ich bin hochgebornes Stroh, und du bist nur bürgerliches Stroh!"? Hat je Kornstroh zu Dünkelstroh gesagt: „Mein Korn allein macht die Menschheit selig, dein Dünkel ist einfach, du hast den unrechten Glauben, man muß dich ausrotten!"?

Dreschen die Strohe also nicht weniger leere Strohe, als wir Menschen? — Wir hoffärtigen und nichtigen Menschen reden uns doch ein, daß an dem Tage der Garben, nach der großen Ernte, wenn wir alle nichts sein werden als ausgedroschenes Stroh, auch dann reden wir uns noch ein, daß ein Stroh seliger werden wird, als die andern!

Ihnen aber, meine freundlichen Hörerinnen, lege ich das Stroh besonders an's Herz. Ihnen empfehl' ich meinen gedemüthigten Clienten, an Ihrer Milde soll sich das Stroh wieder aufrichten. O, meine freundlichen Hörerinnen, gedenken Sie jener goldenen süßträumerischen Zeit, jener dichterischen Tage, wo ein liebend Herz und eine Strohhütte alle, alle Ihre Wünsche umfaßte?

Ich weiß nicht, meine freundlichen Hörerinnen, ob Sie je eine Strohhütte und ein liebendes Herz in Natura gesehen haben, denn seitdem die Feuerassecuranzen entstanden, hat man sie beide verbannt, weil sie zu leicht Feuer fangen.

Aber es hat früher vielleicht dergleichen Dinge, als liebende Herzen und Strohhütten, gegeben, und man sagt sogar, daß in dem neuen Museum zu Berlin ein dergleichen liebend Herz wirklich aufbewahrt wird.

Wundern Sie sich nicht, meine freundlichen Hörerinnen, daß gerade ich mich der verbannten Strohdächer so annehme, denn wir Dichter sind die nächsten Anverwandten aller Dächer, da wir zunächst unter ihnen wohnen.

Mit den Strohdächern ist die Regierung der Dichter verschwunden, wir nur versetzten die Liebe unter ein Strohdach. In früherer Zeit da kannte man auch die Wetterableiter noch nicht, da zuckte noch einmal der göttliche Funke vom Himmel und zündete sein Opfer an; jetzt aber haben die Häuser eiserne und die Herzen goldene Blitzableiter, und dennoch gab es nie so viel häusliche Donnerwetter, als eben jetzt. Ich glaube, liebende Herzen und Mispel halten sich nur in Stroh am längsten. Es ist daher schade, daß die Liebe im Herzen und nicht im Kopfe wohnt, sonst würde sie sich doch noch in manchen Strohköpfenerhalten haben.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein, meine freundlichen Hörerinnen, daß wir jetzt auch eine Art Liebe haben, die sich eben jetzt im Monat Mai zu zeigen anfängt, und die wie die Krebse in den Monaten ohne R, Mai, Juni, Juli und August, so ziemlich gut schmeckt. Das kommt daher, meine freundlichen Hörerinnen, weil Sie in diesen Monaten auch eine Art Strohdächer auf

dem Kopfe tragen, Strohhüte. Liebe und Stroh ziehen sich nun einmal ausgemacht gegenseitig an.

Ein Frauenzimmer im Strohhut verliebt sich um drei Achtel Zeit wenigstens schneller, als ein Frauenzimmer im Sammt- oder Atlas- oder Plüschhut. Von den Damen in Filzhüten red' ich gar nicht, denn ein Filz weiß nie was von Liebe. Es gibt kein Frauenzimmer, welches im Strohhute nicht schäferlicher gesinnt wäre, als sonst, trotz dem, daß die Strohhüte aus Stroh ohne Bart gemacht werden.

Gewiß steht Liebe und Stroh in geheimer magnetischer Verbindung; denn wann liebt der Mann seine Frau am zärtlichsten? wann ist sie ihm am liebsten? Wenn er Strohwittwer ist.

O, das Wort „Stroh" ist ein gewichtiges Wort, und oft ist bei einer Partie Whist der Strohmann der interessanteste unter den andern drei allirten Mächten! Ich bitte also, das Stroh nicht so ganz mit Füßen zu treten, und um Sie, meine freundlichen Hörerinnen, ganz mit dem Stroh zu versöhnen, sollen Sie so eben das letzte Wort darüber haben.

Zweite Abtheilung.
Das Desiderienbuch des Schicksals.

Das Schicksal hat in neuerer Zeit ein ganz eigenes Schicksal gehabt! Unsere guten Vorältern haben gar kein Schicksal gehabt, jetzt hat jeder Lump ein Schicksal. Unsere Vorältern hatten eine Vorsehung, eine liebe, einfache, bequeme, heilsame Tracht, sie befanden sich dabei wohl an Leib und Seele. Jetzt haben wir einen Schicksals-Schneider, wir tragen Fatums! man trägt sie verschieden: Spinozistisches Fatum, astrologisches Fatum, vernünftiges Fatum, griechisches Fatum und türkisches Fatum.

Das türkische Fatum hat in neuerer Zeit russische Bäder genommen und ist dadurch außer Mode gekommen, dafür wird das griechische Fatum durch englische Wichs (Whigs) in neuem Glanz erscheinen.

Dieses gute Schicksal muß Alles gethan haben! Wenn wir unsere Köchin fragen: warum ist aber der Eierkuchen verbrannt? so sagt sie:

„Ich hab' doch ein eigenes Schicksal mit meinen Eierkuchen!"

Da läßt sich nichts mehr sagen! Das Schicksal hat die Eierkuchen verbrannt!

Letzthin stürzte mein Barbier, mit Thränen in den Augen, in mein Zimmer, streckte das Messer in die Höhe und rief mit allem Pathos des verzweifelnden Barbierthums:

„O Schicksal, das ist schmutzig von dir!"

Er hatte nämlich ein Viertelloos in vier Ziehungen durchgespielt, ohne daß es gewann, in der fünften spielte er es nicht mehr, und es gewann 12,000 Thaler. Noch einmal rief er:

„Schicksal, das ist schmutzig!" und stürzte aus dem Zimmer.

Ich lachte den Barbier aus.

Eine Stunde darauf bekam ich eine Zustellung von der Polizei, ich sollte mich auf acht Tage zur Ruhe setzen, weil ich in Gegenwart des Publikums geniest hatte, und wenn ein Schriftsteller niest, so sagt jede Polizei: „Zur Genesung!" Die Genesung aber bedarf vor Allem Ruhe und Abgeschiedenheit. Dazu mußte ich noch im voraus 4 fl. 36 kr. bezahlen.

„O Barbier, Barbier," rief ich aus, „o Schicksal, das ist schmutzig von dir!"

Ich stürzte in den englischen Garten, und es kam mir vor, als ob auf jedem Blatte ein Schicksal säße und mich auslachte. Plötzlich schlägt mir Jemand auf die Schulter: „Guten Abend!" Ich sah mich verdrießlich um, ein junger Mensch, den ich auf den ersten Augenblick für einen Seiltänzer hielt, stand vor mir.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?" fragt' ich.

„Ich," erwiderte er, „ich bin das Schicksal, und will dir beweisen, daß ich nicht so schmutzig bin, wie du meinst. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Bureau, mache du das Schicksal, merk' auf, was alle Leute in

mein Desiderienbuch einschreiben, und dann sage mir, ob das Schicksal eines Schicksals zu beneiden ist; ich aber geh' indessen auf die Polizei und lass' mich zur Ruhe setzen."

Und so geschah es auch.

„Donnerwetter!" dacht' ich, „wenn die Polizei wüßte, daß sie das Schicksal eingesperrt hat, der Kerl müßte bei Wasser und Brot sitzen."

Ich setzte mich auf das Bureau des Schicksals, das Desiderienbuch lag da, und daneben eine große Riesenfeder, mit welcher sich alle Menschen in das Buch einschrieben. Ich war noch nicht lange da, als schon das Heer der Einschreibenden ankam.

Zuerst kamen die Gärteninhaber um die Stadt München und baten dringend um schönes Wetter. Darauf kamen die Schuster, die Fiaker und die Parapluihändler und baten dringend um schlechtes Wetter. Dann kamen die armen Leute und baten um einen warmen Winter, und gleich darauf die Holzhändler, und baten um einen sehr strengen Winter. Jetzt kamen die Speisewirthe, die Wildprethändler und Weinhändler und wünschten Gesundheit und einen guten Magen für die ganze Menschheit, und sogleich hinterher die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber, und wünschten allgemeine Magenverderbniß und tödtliche Langeweile. Nun zogen Bauern, Künstler und Handwerker heran und flehten um Frieden, und eine Minute darauf kamen Soldaten, Advocaten, Speculanten und Lieferanten und baten um Krieg und Verheerung. Darauf kamen Theater=Directeure und baten um gute

Stücke, aber die Recensenten erbaten sich gleich hinterdrein lauter schlechte Stücke. Darauf kamen sämmtliche Mädchen und schrien: „O gutes Schicksal, nur Männer!" aber die Männer folgten und schrien, und schrien:

„O gutes Schicksal, nur keine Weiber!"

Nun kam eine schöne Actrice und bat um Applaus, aber sogleich kam eine noch schönere und bat, diese möcht' ausgezischt werden.

Nun kamen mehrere Zeitungsblätter und wünschten, die Abonnenten möchten zunehmen, und die Abonnenten verlangten, die Blätter sollten abnehmen.

Da kam auch die sämmtliche getaufte Judenheit aus England und bat, die Emancipation der Juden möchte nicht durchgehen, denn sonst hätten sie sich umsonst taufen lassen; aber auch der Genius der englischen Nation erschien und sprach:

„Da die englische Nation doch eigentlich aus lauter Juden besteht, so wüßte man nicht, warum ein kleiner Theil dieser Juden nicht emancipirt werden sollte."

Auch die Griechen kamen und schrieben in das Desiderienbuch ein, man hätte so lange mit ihnen Ecarté gespielt, aber ohne König, jetzt wollten sie einen König haben, aber er sollte nicht wie ein Kartenkönig in französischen Karten zwei Köpfe haben, z. B. einen englischen und einen griechischen; denn diese zwei Kartenköpfe sehen gewöhnlich gegen einander gerichtet.

Die Völker kamen und baten um eine öffentliche

Gerichtsbarkeit, und die Juristen baten um eine geheime Gerichtsbarkeit.

Kurz, die Wünsche Aller liefen sich gerade entgegen, und ich überdachte eben, wie zu bedauern das Schicksal sei, und wie unrecht wir demselben thun, als das Schicksal selbst hereinstürzte und auch etwas in das Desiderienbuch des Schicksals einschrieb. Das Schicksal wünschte nämlich selbst wieder Schicksal zu werden, „denn," sagte es, „es ist doch besser, wenn das Schicksal die Polizei in Händen hat, als wenn die Polizei das Schicksal in der Hand hat." Dagegen ließ sich nichts einwenden, ich räumte dem Schicksal seinen Platz wieder ein, und es stellte mir frei, auch einen Wunsch in das Desiderienbuch einzuschreiben, er sollte erfüllt werden. Einen Augenblick wurde mir ganz schwindlich, goldene Berge lagen vor meiner Phantasie, Zauberschlösser bauten sich vor mir auf! Titel und Orden flammten vor meinen Augen, aus dem verfallenen Grabe meines Herzens stiegen selige Gestalten heraus, Lorbeerbäume winkten mit ihrem tiefsinnigen Grün, paradiesische Tempe-Thäler lockten mit Farbenspiel und duft'gen Blütenströmen, aber an dem jungen Zweig einer grünen Weide hing eine einfache Leier, und aus ihren Saiten klang es mir zu wie Freundesruf aus der Ferne, wie Muttergruß von Jenseits, wie Kirchentrost am Grabesrand, und aller Flitter zerstob um mich, und ich schrieb blos folgende Zeilen ein:

Ich höre Harmonien in mir rauschen,
Im Busen schlägt ein Nachtigallenchor,
Es lockt die eig'ne Brust mir zu belauschen,
Es ziehen weiche Klänge mir in's Ohr,
Doch soll mein Wünschen ich in Worte tauschen,
Zerrinnt's um mich wie leichter Nebelflor,
Ich will des Regenbogens Schimmer fassen,
Und sind gestaltenlose Wolkenmassen!

Natur! du bist des Sängers höchste Gabe,
Du bleibst allein sein angebetet Haupt,
Gesang zieht durch die Welt am Pilgerstabe,
Der Heimath sieht die Dichtkunst sich beraubt,
Der Lenz ist ihre Welt, der Mai ihr Habe,
Nur Blätter sind zum Obdach ihr erlaubt,
Kein Laut kommt freundlich ihr entgegen,
Als der, den ihre Silbersaiten regen.

Dennoch vor allen hast du den erkoren,
Dem du geschenkt des Liedes Zaubermacht,
Mit jedem Tag wird ihm ein Reich geboren,
Und eig'ne Sonnen schafft er seiner Nacht.
Er ruft den Reiz zurück verschwund'ner Horen,
Daß das Vergang'ne weilend bei ihm lacht,
Und aus dem Reich der Fluren und der Auen
Bringt Blumen er den Herren und den Frauen.

So will ich denn zum Abschied eben
Mir Blumen pflücken ohne Rast,
Und jedem dann das Blümchen geben,
Das sich so g'rade zu ihm paßt:

Für Frauenzimmer bring' in Schaaren
Ich Blumen erst in Liebe dar,

Für Bräute bring' ich „Braut in Haaren",
Für Frauen bring' ich „Frauenhaar".

Die Mädchen müssen „Lilien" haben,
Das „Röschen" und auch „Tausendschön";
Zuerst soll „Augentrost" sie laben,
Dann ist „brennende Lieb'" zu seh'n.

Für Mädchen, die am Nähtisch sitzen,
Da bring' ich freundlich „Fingerhut",
Und die am Herd beim Kochen schwitzen,
Die finden „Löffelkraut" auch gut.

Die Dumme, die mit Sprechen zaudert,
Kriegt „Gänseblum'" von mir,
Die Andre, die in einem plaudert,
Die „Glockenblume" reich' ich ihr.

Dem Manne, der zum Herzenslohne
Aus Liebe wirbt im Mädchenkreis,
Dem reiche ich die „Königskrone"
Und auch das Blümchen: „Ehrenpreis".

Doch dem, der nur auf volle Hände
Und nicht auf volle Herzen schaut,
Dem reich' ich „Goldlack" bis an's Ende,
Und auch das „Tausendguldenkraut".

Für Ritter und für Kriegeshelden
Ist „Rittersporn" und „Löwenzahn",
Doch will sich mir ein Feiger melden,
Dem biete „Zittergras" ich an.

Den Dichtern wird die „Imortelle"
Mit tiefer Demuth auch verehrt,

Doch naht ein Scribler meiner Schwelle,
So werden „Nesseln" ihm bescheert.

Für Advocaten und Geleite
Hab' „Zanktraut" ich und durst'gen „Schwamm",
Und für gewisse Eheleute
Bring' ich auch heimlich „Hahnenkamm".

Mich selber würd' es sehr beglücken,
Dürft' aus dem Kreis, der mich umflicht,
Ich heute mir das Kleeblatt pflücken:
„Nachsicht", „Geduld", „Vergißmeinnicht".

Die
deutschen Frauen, wie sie schwanken und schwenken.

Ehret die Frauen, sie schwanken und schwenken
Herzen und Tücher zum Fenster hinaus;
Stehen auf Stühlen, stehen auf Bänken,
Schwenken die Fahnen, schwenken den Strauß;
Schwanken im Herzen von Einem zum Andern,
Schwenken im Fenster Allen, die wandern!

Ehret die Frauen, sie schwanken und schwenken,
Schwenken und schwanken mit Sinn und mit Hand;
Schwanken vom Manne zum Mann, in Gedanken,
Schwenken für Jeden das Tuch und das Band.
Heute für Kaiser und König, gesetzlich;
Morgen für's Volk, souverain, unverletzlich!

Schlägt heut' ihr Herz noch für Mann und Gebieter,
Morgen schon schwankt es, es kriegt's der Student;
Heute für Krone und Kronenbehüter,
Morgen ist „Aufruhr" ihr Herzelement;
Singen heut': „Heil Dir im" und „Gott erhalte!"
Morgen das „Fuchslied", so junge als alte!

Ehret die Frauen, sie schwanken und schwenken
Herzen und Tücher, wie's g'rade sich trifft;
Heut' ist für's Haus nur ihr Sinnen und Denken,
Morgen ist ihnen die Häuslichkeit Gift!
Heute ist „Stille" ihr sittig' Begehren,
Morgen kann man beim Krawalle sie hören!

Heute für „Deutschland" nur tragen sie Bänder,
Sticken und schwärmen nur „Schwarz, Roth und Gold!"
Morgen als Ungarn für Brust und Gewänder
Sind sieder grünlichen Farbe auch hold;
Wieder ein Morgen und eben dieselben
Sind schnell die „Schwarzweißen" und die „Schwarzgelben!"

Heut' für Studenten blos Schleifen, Kokarden,
— Blos für die Studenten ihr Herzchen nur schlug; —
Schwanken sie morgen nur wieder zu „Garden",
Schwenken sie Fackeln beim wühlenden Zug;
Kommen dann an die Allerwelts-Deputirten,
Schwenken sie wieder, die Bänder-Gezierten!

Heut' sind sie „Schwestern" für „unsere Brüder",
Für alle die Helden in jeder Fabrik;
Morgen im „Gleichheits-Club" feurige Glieder;
Dann wieder Jünger vom „Deutschkatholik";
Doch kaum das „Rothe" ein Wenig sich bleichte,
Gehen mit Rosenkranz fromm sie zur Beichte!

Wollen heute von den „Soldaten“ nichts wissen!
„Feinde des Volkes! Die kommen uns nie!“
Morgen die Hand dem Croaten sie küssen,
Zupfen das Hemd des Gemahls zu Charpie!
Kommen Soldaten, o Jubel ohn' Ende!
Schwenken sie Bänder und Fahnen behende!

Ehret die Frauen, sie schwenkten und schwanken
Herzen und Tücher im Zeitenverlauf;
Heut' noch im „Club“: Für „Volk ohne Schranken“:
„Treubund“ und „Frauenverein“ gleich morgen darauf,
Herzen und Meinung g'rad' von Gummi Gutte,
Weich und elastisch, ja »cosi fan tutte!«

Der Proletar.

Zerfetzt das Kleid, verwirrt das Haar,
Steht am Wegweiser da ein Proletar;
Das Elend steht ihm im Angesicht,
Der Hunger aus Aug' und Miene ihm spricht:
Den Wegweiser fragt er höhnisch, siech und matt:
„Gut' Freund, ich bin verjagt dort unten aus der Stadt,
So weis' mir den Weg, wohin soll ich geh'n?
Darf nirgends rasten, nicht sitzen und steh'n,
Soll wandern, wandern zur Heimat, die mich gebar,
Und ich hab' keine Heimat, — ich bin ein Proletar!“ —

— Da kömmt ein Gensd'arm: „Was will er hier?
Wer ist er? Wo hat er denn Paß und Papier?“

— Der Proletar schweigt. — „Nun, will er störrisch sein?
Wo kömmt er her? Wohin? Wo ist sein Heimatsschein?" —
„Ich? Ich gehör' in's Elend, hier die Schwielen an Hand
und Bein,
Sie sind mein Ausweis und mein Heimatsschein;
Mein dürrer Leib, mein Angesicht blaß
Ist all' mein Papier und Reisepaß;
Kann er das lesen? Dann wird er wohl gewahr
Wer und was ich bin, — ich bin ein Proletar!" —

— Und weiter wandert er, den Knittel in der Hand,
Dem Schatten gleich schwankt er am Wegesrand,
Er hält sich aufrecht auf den beiden Füßen kaum,
Die Zunge lechzt und klebt an seinem dürren Gaum;
Er aß nicht und er trank nicht schon an die dreißig Stund',
Die Glieder sind ihm Blei, die Füße sind ihm wund;
So schleppt er in ein Dorf sich hin mit Müh' und Noth,
Da kömmt der Richter: „Wer ist man? Schwerenoth!
Schon wieder so ein Lump! Uns gehört er hier nicht zu!
Wer ist er? Das sag' er, dann pack' er sich im Nu!" —
„Ich bin ein Hungernder, reicht mir einen Bissen Brot nur dar,
Euch sagt es ja mein Elend: ich bin ein Proletar!" —

— Der Richter jagt ihn aus dem Dorf geschwind,
Er schleppt sich mühsam fort durch Schneegeschlitz und Wind;
Der Sturm durchpfeift sein löcherig Gewand,
Er starrt vor Frost, siecher wird ihm Fuß und Hand;
Ermüdung, Schlaf bewältigt seiner sich alsbald,
Zum Graben an dem Weg' zieht's ihn mit Allgewalt,
Da schließt er's Aug', sein Haupt sinkt auf den Stein,
Er fühlt den Tod, schon faßt er sein Gebein;
„Zu beichten brauch' ich nicht, der Sünden bin ich bar,
Wie sollt' ich sünd'gen denn? — ich bin ein Proletar!" —

— Erfroren, preisgegeben den Elementen wild,
Liegt todt im Graben er, — auch Gottes Ebenbild!
Der Schnee allein erbarmt zum letzten Dienst sich sein,
Er hüllt ihn christlich in ein weißes Linnen ein;
Und seine Seele, zu dem bessern Sein erweckt,
Sie steigt vom Graben tief zum Himmel auf direkt;
Und Petrus kömmt heraus zuerst an's Himmelsthor
Und fragt die arme Seele, wie der Richter g'rad zuvor:
„Wer ist man? Was will man? Man habe nur Geduld;
Ist man auch frei von Sünde, Fehl und Schuld?" —
Die arme Seel' erschrickt, und wie sie's stets gehört, fürwahr,
Sagt sie zu Petrus stillbeschämt: „Ich bin ein Proletar!"

— Der liebe Herrgott hört's und ruft dem Petrus zu:
„Das Himmelsthor mach' freundlich auf im Nu,
Die Sterne ruf' heraus und zünd' sie alle an,
Die Engel sollen kommen, mit Flügeln angethan,
Empfangen sollen sie, wie einen Bruder ganz,
Der tief auf Erden trug den Lebensdornenkranz!
Sein Erdengang voll Leid und Weh und Pein
Gilt für den Himmel als sein Heimatschein,
Denn eben hier im Himmel, in meiner Engel Schaar,
Heißt oftmals der ein „Fürst", der drunt hieß: Proletar!"

Simson's Kapuziner-Predigt in der Paulskirche zu Frankfurt.

Heisa, juchheisa, dudeldumdei!
Da geht's ja hoch her, bin auch dabei!
Ist das eine Armee von Deputirten?
Zählen wir zu Liberalen? Zu Rebellirten?
Treibt man so mit den Diäten Spott,
Als hätt' der liebe deutsche Herrgott
Eine Preſſ' zu Koſſuth-Banknoten?
Ist's jetzt Zeit zu Depeschen und Noten,
Zu Jammer und Leid über Erschlag'nen und Todten!
Quid hic statis otiosi?
Was fragt ihr die Verfassung: „wann sie?" und „wo sie?"
Was sitzt ihr hier und habt Professoren feil
Und kathedert stets: „sintemalen und alldieweil"?
Die Kriegsfurie ist an der Donau los,
In Preußen wird der alte Zopf wieder groß,
In Schleswig-Holstein schlägt „Cain" gegen seinen Bruder,
In Baiern kommt „Abel" wieder an's Ruder,
Und der Reichstag sitzt, sitzt hier in Sanct Paul,
Beschwört bald den Samuel, und bald den Saul,
Kümmert sich mehr um das Mundwerk, als um das Grundwerk,
Verliert eher die Fassung, als er sucht die Verfassung;
Hält sich lieber daran, ob ein Journal keift oder bellt,
Als daß er sich befestigt am Rhein und am Belt.
Das deutsche Reich seufzt und winselt wie Tamino,
Der Reichstag lebt nur im „Weidenbusch" und „Casino".
Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
In Deutschland geschehen Zeichen und Wunder;
Die Spree baut Schiffe mit Flagg' und Pilot,
Und die „östreichische Zeitung", saperlot!

Reißt schon wieder die Regierung herunter!
Die Cholera kömmt, wie eine Ruthe,
Das Geld geht dem Rothschild schon aus,
Die ganze Welt ist ein Invalidenhaus,
Ein Meteor ist erschienen wie eine Knute,
Kein Nachtwächter weiß mehr, wie er tute,
Und das „römische Reich“ — daß Gott erbarm',
Von „Hausen-Sonders“ bis „Stadt-Darm“
Ist beständig jetzund in Allarm und All' arm!
Der Rhein und der Main
Weiß keiner d'rein, was ist mein oder sein;
Den Ister fragt man jetzt: wer ist er?
An der Weser und an der Oder
Schreit jeder Esel: aber und oder!
Hannover liegt ganz an der „Leine“,
Die Hanse hat Hänse, gar kleine,
Und in all' den Landen der Einheit
Sagt der Andere: „morgen“, sagt der Eine: „heut“!
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden!
Das kömmt her von den Unterlassungs-Sünden,
Von dem Wirren, Schwanken und Schweben,
Dem sich Versammlung und Ausschuß ergeben.
Denn das Zaudern und Plaudern ist der Magnetenstein,
Der den Verdruß zieht in ganz Deutschland hinein.
Auf das Unrecht da folgt das Uebel,
Wie die Langweil' folgt dem Gegrübel,
Hinter dem W kommt gleich das X,
Und Gelächter folgt gleich hinter dem Ch!
Ubi erit victoria spes
Si offenditur Deus? Wie soll man constituiren,
Wenn man in der Paulskirch' wie zur Meß'
Hört nur, wie Orgeln donnern und posaunen!
Der Strobach im Cremsirium
Fand die verlorne Linke wieder,

Der Schwarzer fand sein „Schwarzblattel“ wieder,
Der Fröbel seine saubern Brüder,
Aber wer in einem deutschen Reichstag sucht
Die Furcht, daß die Zeit vergeht ohne Frucht,
Der wird wahrlich nicht viel finden,
Und thät er dem Teufel zehn Kerzen anzünden!
Zu den Wählern in Dörfern und Städten,
Wie wir lesen in allen Zeitungs-Pamphleten,
Kamen auch die Gewählten gelaufen,
Legten Beicht' ab und ließen sich taufen,
Fragten den Wähler: »Quid faciemus nos,
Was machen wir, wenn wir kommen in Reichstag-Schooß?
Et ait illis!« und er sagt:
»Neminem concutialis,
Wenn ihr euch mit Winden nicht plagt,
Necque calumniam faciatis,
Eure Wähler nicht mißversteht, nicht belügt,
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit euern Diäten,
Ohne der Umsturzpartei stets nachzubeten.
Es ist ein Gebot: Du sollst dem Himmel
Die Zeit nicht abstehlen mit Bammel und Bimmel;
Allein, wo hört man mehr leeres Schwadroniren,
Als in Reichstagen an Adressen und Interpelliren?
Wenn man für jeden Puff und Pfiff,
Den ihr loslaßt ohne rechten Begriff,
Einen Türken müßt' schaffen herbei,
Ganz Deutschland würd' bald werden Türkei!
Und wenn für jedes Kräh'n und Kikeriki,
Das nur berechnet ist für die Galerie,
Ein Journalist würde gehängt an den Baum,
Ueber Nacht fänd' man Einen mehr kaum
In Wien, Berlin, als wär's ein Traum!
Benjamin Constant war doch auch liberal,

Lamartine saß auch im Deputirtensaal,
Allein, wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie stets und immer blos Schreier gewesen?
Man muß den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Protest,
Als zu einem Huhn beim Verbrüderungsfest!
Wieder ein Gebet ist bei Christ und bei Jud':
„Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut!"
Ja, das befolgt ihr aber auch buchstäblich,
Bei der Linken sind die Rechten vergeblich!
Aber wie soll man die Untern loben,
Kommt das Aergerniß doch von oben,
Jede Partei hat ihr eigenes Haupt,
Doch weiß Niemand, woran dieses denn glaubt!
Heute dorten, morgen hier — —

Ein Trompeter.

Jetzt aber ist's genug schon, Saphir!

Professor Dannecker in Stuttgart.

In geist'ger Zeugungsqual, vertieft in Seelenfleiß,
Von wallendem Geblüt die Stirn, die Wangen heiß,
Lag einst der Künstler spät, längst war es Mitternacht,
In seinem Kämmerlein, auf ein Gebild bedacht;
Ein Bild, das weit von fern vor seiner Seele stand,
Und wenn er näher trat, in Licht zerfloß und schwand.
Nicht war's zum ersten Mal, daß Solches ihm geschah,
Er lag schon Stunden lang in mancher Nacht so da,
Hinschauend unverrückt, dort wo das hohe Bild
In gold'ner Ferne stand, in Purpurduft verhüllt.

Jetzt auch er trat hinzu, und wieder war es Wahn,
Da sprach er zu sich selbst: „Ist es auch recht gethan? —
Ist es nicht Eitelkeit, vielleicht gar sündhaftkühn,
Daß eine Creatur, mit thörichtem Bemüh'n,
Das fleischgeword'ne Wort, der ew'gen Liebe Sohn,
Der unerschaffen ist, erschaffen will aus Thon? —
Daß ich in todte Erd' einbannen will den Geist,
Der mich aus Erd' und Tod, aus meinen Banden reißt?
Schau in mein Herz, o Herr! und sende mir Bericht,
Ob ich in Unrecht bin, denn sieh! ich weiß es nicht.
Zwar sprech' ich mich nicht frei, daß Lob und Ruhm und Ehr',
Wenn ich mein Werk vollbracht, mir große Freude wär',
Und wenn dies Schwachheit ist und eitler Dünkelsinn,
Gesteh' ich, daß ich schwach, und daß ich eitel bin.
Doch sagen darf ich auch, dir, der mich jetzt befragt,
Dir, dem Allwissenden, dem Keiner Lügen sagt,
Daß meiner Wünsche Ziel nicht Lob ist Ehr' und Ruhm,
Nein! mein geliebtes Werk in deinem Heiligthum,
In deiner Kirche sieht mein Geist es aufgestellt;
Wie hier, o höchster Lohn! ein Büßer niederfällt,
Wer das zerknirschte Herz zum Sühnungsopfer bringt;
Dort unverdiente Noth zu deinen Füßen sinkt;
Hier sich der Gläub'ge stärkt, der Zweifler sich bekehrt,
Der Greis als Richter dich, das Kind als Vater ehrt,
Die alle seh' ich schon im Geist vor diesem Bild.
Vor deinem Bilde, Herr! von dem du liebend mild,
Du selbst barmherziglich auf sie herniederblickst,
Erquickend sie mit Trost, wie jetzt du mich erquickst.

Und nun, nachdem der Mond viermal seit jener Nacht
Sich vom Gebirg' erhob in aller Silberpracht,
Der Winter schon entfloh'n, der Maitag blütenweiß,
Da sitzt der Künstler noch mit angestrengtem Fleiß
Und ändert, bessert, formt mit kunstgeübter Hand,

Am Fuß, am Haar, am Haupt, am wallenden Gewand,
Doch endlich steht er auf und blickt empor und spricht:
„Es mag vollendet sein, vollkommen wird es nicht!
Ja, sündlich wär' es, Herr, wenn ich begehren wollt',
Daß meiner Hände Werk dem Bilde gleichen sollt',
Das deine Gnade mir in jener Nacht gezeigt,
Als ich im tiefsten Geist mein Knie vor dir gebeugt.
Ach! da erschien Er mir, in lieblicher Gestalt,
Wie Er auf Erden einst als Mensch einhergewallt:
Als Lehrer, Tröster, Freund, in demuthsvoller Kraft,
Als Trost der Leidenden, als Licht der Wissenschaft.
O, liebt! und glaubt! und hofft! und Leiden werden Lust.
So sprach der reine Blick, die Rechte auf der Brust,
Die Linke rückgebeugt, und eben wendend sich,
Schien Er zu sagen: Kommt! der Weg zum Heil bin ich,
Armselig thönern Bild, wie leblos stehst du da —
Wie gar nicht bist du Der, den ich in Wolken sah,
Ist das die reine Stirn, der Brauen heimlich Leid,
Des Auges feuchter Blick, des Mundes Mildigkeit?"

Und hastig setzt er sich und nimmt sein Werkzeug für,
Da klopft ein Fingerlein bescheiden an die Thür,
Des Nachbars Mägdlein tritt, ein zartes Kind, herein,
Neunjährig, klug und schön, ein kleines Engelein:
„Es grüßt Euch," spricht sie hold, „der Vater tausend Mal
Und ladet freundlichst Euch, Nachbar, zum Mittagmahl."

Und wie der Künstler nun dem Kind in's Aug' blickt,
Da denkt er bei sich selbst: dich hat mein Gott geschickt,
Ja, meine Unschuld du, auf dir soll es beruh'n,
Ob ich mein Werk vollbracht, ob ferner was zu thun,
Kein Menschen Auge sah, was ich seit jener Nacht,
Mit stillverborg'nem Fleiß in Einsamkeit vollbracht;

Nicht Haß verdamme mich, nicht schmeichle mir die Gunst.
Sei du, holdselig Kind! der Richter meiner Kunst!

Und freundlich bei der Hand nimmt er das Töchterlein
Und stellt sie vor das Bild und fragt: „Wer mag das sein?“
„Ei! Nachbar!“ spricht das Kind, „der Heiland ist's, der Christ!“
„Nun, woher weißt du das?“ — „Ei! weil er einzig ist!“

Da stand der Künstler stumm in Thränen sel'ger Lust!
Er hob das Mägdlein auf, er drückt es an die Brust
Und dankte freudig Gott, und wußte sonnenklar,
Daß nun sein Werk vollbracht, daß es gelungen war.

Amnestie Gottes zum Oster- und Frühlingsfeste.

— Der Ostermorgen grüßt die Welt,
Er tritt aus seinem Himmelszelt,
Ein Bräutigam, der lächelt;
Die Luft ist still, die Erde lauscht,
Der Wald verstummt, kein Blättchen rauscht
Vom Frühlingshauch gefächelt;
In Blumen, Blättern, Bäumen, Zweigen
Herrscht Andacht nur und Beterschweigen!

In Kirchen nur, in Kirchlein klingt's,
Vom Altar tönt's, vom Chore singt's,
Von Allen, die da kommen,
Von überall ertönt's: „Er lebt!“
Die Thräne fließt, das Herz erhebt,
Die Frommen sagen: „Amen!“

Ein Ruf ertönt in allen Landen:
„Befreier ist da, Christ ist erstanden!" —

— Und mild aus seiner Purpurwolke
Sieht Gott herab vom Himmelsthron',
Er senkt sein Aug' zum frommen Volke,
Dem er gesendet seinen Sohn;
Sieht Erd' und Wald gleich den Skeletten,
Sieht Fluß und Strom in Eisesketten,
Sieht weit entfloh'n, zu fernen Zonen,
Die Sänger, die in Lüften wohnen,
Sieht Berg und Fels, zur Straf' erkoren,
Vom Waldeshaupt ganz glatt geschoren,
Sieht Menschen beten, sinken auf das Knie
Und gibt in Gnad' und Huld nun — — Amnestie! — —

— Du Erde, vom Winter zum Tode verdammte,
Sei wiedergegeben dem Wachsthum, dem Licht,
Bekleide dich wieder mit grünendem Sammte,
Erhebe zur Sonne dein blasses Gesicht:
Den Frühling [illegible] im [illegible] Amte,
Der Blumen und Kränze in's Haupthaar dir flicht;
Das Wort der „Verzeihung!" das himmelentflammte,
Im Namen des Schöpfers er laut zu dir spricht!
Die Erde ist irdisch, voll Schwanken und Beben,
Der Himmel ist himmlisch, sein Wort heißt: Vergeben!

Ihr Quellen, ihr Bäche, ihr Ströme und Flüsse,
Seid wieder befreit von den Ketten aus Eis!
Stürzt sorglos in's Weltmeer die hellen Ergüsse
Der offenen Brust, im geregelten Gleis;
Empfangt und erwiedert die duftigen Küsse,
Vom Blümlein am Ufer, vom Zweiglein und Reis;
Und plaudert und murmelt in grüner Coulisse
Bald lachend, bald klagend, nach Launengeheiß;

Die Wellen, sie wandern, sie wechseln im Leben,
Der Himmel ist ewig, sein Wort heißt: Vergeben!

Ihr Körner, verurtheilt, wie arge Verbrecher,
Tief unter der Erde verschlossen zu sein,
Die Strahlen sie kommen als Fesselzerbrecher,
Entsteiget den Grüften zum rosigen Schein!
Als Halme, als Aehren, als Stengel und Becher
Schlürft freudig der Freiheit süßwürzigen Wein!
Die zehnfache Aehre sei glänzender Sprecher,
Wie dankbar die Saaten der Gnade gedeih'n!
Das Korn in der Erde kann Mißwachs erleben,
Das Himmelskorn bringt Saat, die Saat heißt: Vergeben!

Bewohner der Lüfte mit leichtem Gefieder,
In mildere Zone verbannt jetzt so weit,
Ihr Zungen des Frühlings, zur Heimat kehrt wieder,
Die Bäume, die Büsche, der Wald steht bereit!
Zur blattgrünen Wiege laßt fröhlich euch nieder,
Die jung euch umfangen, als Flaum euer Kleid,
Der Hain soll erwachen, erwachen die Lieder,
Die Sängergenossen sei'n nicht mehr zerstreut!
Nach Süden und Westen die Vögel hinstreben,
Der Himmel ruft heim sie, sein Ruf heißt: Vergeben!

Ihr Blätter und Blüten, ihr glühenden Trauben,
Ihr Blumen, vom Sturme der Zeiten geknickt,
Seid zurückgerufen, schmückt wieder die Lauben,
Die Knosp' sei gesprengt, die mit Haft euch umstrickt,
Seid Lieb'sboten wieder, die farbigen Tauben,
Mit Brieflein der Liebe zur Herrin geschickt;
Seid wieder die Fahnen, mit welchen der Glauben
Die Gräber als Sinnbild des Aufersteh'ns schmückt;
Es blühen die Blumen, verblühen auch eben,
Im Himmel blüht ewig das Blümchen: Vergeben! — —

— So, nachdem die Welt ihr Vergehen gebeichtet,
Erließ Gott die Auferstehungs-„Amnestie!“
So weit nur die Sonn', die allweckende, leuchtet,
So weit auch ertönet des Wortes Melodie!
Wie Morgenthau Fruchtfeld und Wüste beleuchtet,
So Gott die Verzeihung allumfassend verlieh,
Und so wie der Bogen der Versöhnung geleuchtet,
Nach Sündfluthstraf' fragend nicht: Wer? und Wo? und Wie?
Empfängt auch zum Feste der Wiederbelebung
Die Erde von Gott den Act der „Vergebung“!

1.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, die klare,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen wohnt die Knechtschaft, die wahre,
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen wird's Licht früh schon am Morgen,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen ist Finsterniß sicher geborgen,
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen leuchtet die Alpe mit Lust,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen drückt der Alp auf die Brust,
  Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen glaubt man an Gott und an Himmel,
  Ja wohl! ja wohl! ja wohl!

In den Bergen sieht man Gott nicht vor Kuttengewimmel,
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen flammt jetzt Deutschlands Aurore,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen sperrt man vor Deutschland die Thore
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf den Bergen horstet der Adler, der mächt'ge,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen nistet die Eule, die nächt'ge,
Vide Tirol! Tirol! Tirol!

Auf die Berge sollst, Oest'reichs Adler! du eilen,
Ja wohl! ja wohl! ja wohl!
In den Bergen, den finstern, nicht länger verweilen,
In Tirol! Tirol! Tirol!

2.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit.

Auf den Bergen wohnt der freie Mann!
Du deutsches Land, sag': Ja!
Und zweifelt noch ein Deutscher d'ran,
Steht „Spiel-" und „Asch-berg" da!

Auf Spiel- und Asch-berg wohnte lang
Wer nur von Freiheit sprach,
Wer von ihr schrieb, wer von ihr sang,
Der folgte hinten nach!

So freut denn, ihr Berge, euch,
Euch wird nun euer Recht,

Ihr stehet nun in euerm Reich,
  Ein frei und frank Geschlecht!

Kein Schubert für die Fürstengruft
  In eure Gruft jetzt sinkt;
Ihr nährt nicht mehr mit Moderluft,
  Der freie Luft besingt!

O Berge, werdet völlig frei,
  Den Rücken gebt nicht mehr
Zum Zellenbau der Klerisei,
  Zum Bau des Kerkers her!

Ihr Berge, werdet völlig frei,
  Erhebt das stolze Haupt,
Die deutsche Eiche grünt jetzt neu,
  Als Lorbeer euch um's Haupt!

— —

Ludwig Börne's Geist an Erzherzog Johann in Frankfurt a. M.

Ein Grab liegt ferne, nicht in Deutschlands Gauen,
Ein Grab liegt ferne, nicht in Deutschlands Schooß;
Und auf dem Grab kein deutscher Stein zu schauen,
Und auf dem Grab kein Kranz aus deutschem Moos;
Und auf dem Grab kein Zweig der deutschen Eiche,
Und auf dem Grab kein Zweig von Enzian,
Doch in dem Grab liegt eine deutsche Leiche,
Doch in dem Grabe ruht ein deutscher Mann!
Doch in dem Grabe ruhet ein Verbannter,
Von seiner Väter Herd vertrieben schnöd',

Doch in dem Grabe ruht ein Lichtgesandter,
Doch in dem Grab ruht Deutschlands Weltsprophet! —
— Habt ihr gekannt den deutschen Licht-Märtyrer,
Den kleinen Mann mit blassem Angesicht?
Habt ihr gekannt den ersten Reigenführer
Für Deutschlands freies Wort und Recht und Licht?
Ein Riesengeist in einer kleinen Schale,
Ein Heldenschwert in einer schwachen Scheid',
Das Aug' allein entbrannt vom Götterstrahle,
Der Blitze schleudert durch die Nacht der Zeit.
Die Wiege stand ihm dort, wo nie gedämmert
Ein Lichtstrahl hat für Menschenrecht;
In Frankfurt, wo die Tyrannei gehämmert
Die Ketten für Teutoniens Geschlecht!
An seiner Wiege haben grinsend ihn empfangen
Die Vorurtheile einer schmacherfüllten Zeit;
Im Ghetto eingepfercht, von Finsterniß umfangen,
Ward er getränkt mit Gall' und Bitterkeit!
Entweiht sah er an sich des Meisters Stempel,
Verhöhnt an sich des Schöpfers Ebenbild!
Da klang's herüber ihm aus Zions Tempel,
Wie Ruf zerbrochner Psalter, klagend wild!
Da klang's zu ihm wie Harfenton im Leiden,
Der von dem Volke singt, so schwer versucht;
Da klang es zu ihm her aus Babels Weiden,
Wie Mutterruf, die ihre Kinder sucht!
Und vor ihm lag die Krone, die verkümmert
Von Davids Haupt in die Vernichtung fiel,
Und vor ihm lag die Lade, die zertrümmert,
Bei Priestersang und heil'gem Zitherspiel;
Und vor ihm lag die hohe Feuersäule,
Die aus der Knechtschaft einst sein Volk entführt,
Und vor ihm lag die lange Dulder-Zeile,
Durch die Jehovah es bis jetzt geführt! —

Da zuckt der Strahl hernieder aus der Wolke,
Der Blitz entflammt die wetterschwang're Brust:
Er ward Prophet, — doch nicht nur seinem Volke,
Des höheren Berufs ist er sich kühn bewußt;
Es reißt ihn hin im Grimme des Propheten,
Um mit dem Aaronsstab, noch unverdorrt,
Vor Deutschlands Volks-Tyrannen hinzutreten,
Bewaffnet mit dem scharfbezahnten Wort!
Was er begehrt, es waren freie Stege
Von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz; —
Was er ermahnt, es waren Hammerschläge
An achtunddreißig Fürsten, hart wie Erz!
Was er gesagt, es waren zugespitzte Pfeile
In's Lager der verstockten Drängerbrut,
Und was er sprach, es waren blanke Beile,
Getaucht in's Herzens freiheitsrothe Blut!
Und was er sang, es war die heil'ge Vehme,
Die gegen Druck und Sklaverei erstand;
Und was er schrieb, es waren Lavaströme,
Die Gluten wälzend rasch von Land zu Land,
Und was er rieth, es waren gold'ne Blätter,
Vom Baum der Wahrheit in die Luft gestreut,
Und was er wahrgesagt, das haben hohe Götter
Jetzt wahr gemacht zur freien deutschen Zeit!!
— Was war sein Lohn? Der Lohn der allgemeine!
Was war sein Dank? Der Dank der ganzen Welt!
Wer warf auf ihn die ersten Martyrsteine?
Sein Vaterort war da der erste Held!
Wer jagt ihn fort aus seiner Heimat Hütte?
Sein Vaterland, für das er Freiheit warb!
Wer schenkt ein Grab ihm dann in seiner Mitte?
Ein fremdes Land, in dem verbannt er starb!
Im Grabe dort, in Frankreichs schönstem Garten,
Von Hoffnungsgrün bedeckt im dunklen Raum,

Dort ruht er still, als schien er zu erwarten,
Daß sich im Tod erfüll' sein Lebenstraum!
Kein Lichtstrahl kam vom deutschen Himmelsbogen,
Von seinem Volke kam kein Freiheitsbot',
Viel Deutsche, die nach seinem Grab gezogen,
Sie weinten auf dem Grab die Augen roth!
Der Bundstag, der in Frankfurt angebrochen,
Der lange, deutsche Allerseelentag,
An dem man fromme Messen hat gesprochen
Für's deutsche Volk, das tief im Staube lag;
Der Tag der Finsterniß, der blütenkahlen,
Der Tag des Morgen ohne gold'nen Kranz,
Der Tag des Mittag ohne Sonnenstrahlen,
Der Tag des Abend ohne Dämmerglanz;
Der Tag, der mit den dürren Eingeweiden,
Viel deutsche Jahre wirkungslos verschlang,
Der Tag, er mußte endlich dennoch scheiden,
Zu Grab getragen ohne Lied und Sang!
Und als der Ruf der Freiheit war erklungen
Durch's ganze, große, deutsche Vaterland,
Als Arndt's Lied ward überall gesungen,
An Elb' und Rhein, und an der Donau Strand,
Als frei durch Geist und Kraft der Musenhüter
Geworden war: Gedanken, Schrift und Wort,
Als das Geheiligtste der Erdengüter:
„Gewissensfreiheit“ öffnete den Port;
Und als des Volkes Garden zu Herolden
Des Völkersiegs zusammen sich geschaart,
Und als die Fahne: schwarz und roth und golden
Von Oestreichs Kaiserhand geschwungen ward,
Da schwang auf weit entflammtem Seraphs-Flügel
Sich Deutschlands Genius zum Friedhof nach Paris,
Senkt nieder sich auf Börnes Grabeshügel
Und ruft: „Steh' auf und Deinen Lohn genieß'!“

Die beiden Bettler.

Ich lad' euch ein, besteigt die leichte Fähre,
  Gezimmert von der Dichtkunst leichter Hand,
Sie trägt euch auf dem Rücken blauer Meere
  Gedankenschnell zum weitentfernten Land.
Ihr braucht zu zagen nicht und nicht zu zittern,
  Die Phantasie lenkt eure Barke leicht,
Von Stürmen nicht bedroht und Ungewittern
  Habt ihr das Ziel der Reise schon erreicht. —
Wo landet ihr? An einem großen Hafen,
  An dessen steingewölbter Riesenbrust
Viel tausend Wimpelschiffe ruhig schlafen,
  Des sichern Flutenlagers sich bewußt;
Der Hudson rauscht, er spricht zu den Fregatten,
  Die er in alle Welttheile schickt;
Die Halle glänzt, in der Washingtons Schatten
  Auf seines Wirkens ferne Zukunft blickt!
Das ist die Stadt, aus deren Riesenlende
  Der Gott des Handels in das Weltall sprang,
Da schätzt am Menschen man allein die Hände,
  Die Kraft des Thiers erhält hier Glanz und Rang.
Allhier ist weiß, wer sich in Gold gebadet,
  Und schwarz ist, wen kein Silberlicht erhellt;
Unsterblich ist, wer viele Schiffe ladet,
  Und eine Kirche nur ist da — das Geld!
Die Kirche füllt ein menschenfeindlich Düster,
  Die Lampen brennen, aber leuchten nicht,
Der Neid versieht den Dienst als Oberpriester,
  Der schwarze Geiz die stille Messe spricht;
Der Altar ist von Stein aus Felsenherzen,
  Der Kelch ist von erpreßten Thränen voll,

Als Altarlichter brennen wilde Schmerzen,
  Als Altarbild ist Habsucht, Haß und Groll;
Nicht zu dem Himmel blickt das Aug' der Väter,
  Zur Erde blickt es, in des Goldes Schacht;
Den Reichthum nennen sie den Gott der Väter,
  Den Schöpfer, der aus Goldstaub sie gemacht;
Das Gold, sprach Gott, daß es geboren werde,
  Tief in dem Erdenschooß, in dunkler Nacht,
D'rum zieht's den Reichthum immer nur zur Erde,
  Zum Vaterland, wo seine Wiege lacht.
Ein edler Gold hat Gott in's Sterngewimmel
  Als Trost für Erdenelend ausgestreut,
D'rum zieht's die Armuth stets empor zum Himmel,
  D'rum ist der Himmel ihre Erdenfreud'!
Als Gott zur Erde einst herniederschickte
  Das ungleich gleichgeborne Zwillingspaar,
Den Reichthum, der in Gold gestickte,
  Die Armuth, jedes Erdenschmuckes bar,
Gab er dem Reichthum einen gold'nen Degen
  Und einen goldnen Panzer um die Brust,
Damit er Raum sich mach' auf allen Wegen,
  In's Herz jedoch nicht dringe Schmerz und Lust;
Der Armuth aber gab zu Hab' und Lehne
  Drei kleine Gaben er vom Himmel mit:
Den Seufzer, das Gebet, die Thräne,
  Und sprach: „Such' Menschen auf, und sprich damit!"
Sie geh'n durch's Leben fester stets und fester,
  Der Seufzer sucht ein Echo auf der Erd'.
Die Thräne sucht im andern Aug' die Schwester,
  Und das Gebet, es sucht ein Herz, das hört!
Und grade auf dem großen Markt der Welten
  Geh'n die Geschwister fremd an sich vorbei,
Die Armuth wohnt für sich in groben Zelten,
  Der Reichthum wohnt für sich im Prachtgebäu'.

Die Stadt des Mammons und der Weltenschiffe,
In der sich drängt der Abenteurer Schaar,
Die Glanzpaläste mit dem gold'nen Griffe,
Es stellt dasselbe Trauerspiel euch dar!
In einer Straße, abseits vom Gedräng' gelegen,
Zwei Bettler sitzen, dürftig eingehüllt,
Ein Greis der Eine, streckt die Hand entgegen,
Des Elends und des Irrsinns Ebenbild.
Der Andre ist noch jung zumal an Jahren,
Jedoch noch ärmer als der Andere fürwahr,
Denn er ist blind! Den Augenstern, den klaren,
Hat er sich ausgeweint im Leidensjahr,
Nicht heimisch sind sie Beide hier im Lande,
Den Greis, den Jüngling trieb's von ferne her;
Der Greis zerriß der Heimat süße Bande,
Der Wahn der Hoffnung trieb ihn über's Meer,
Er griff in Hast zum harten Wanderstabe,
Vom Wahn der Unzufriedenheit bethört,
Verläßt sein Haus, sein Gut, sein letztes Habe,
Verläßt den väterlich geliebten Herd;
Die Welt, die neue, sucht er in der Ferne,
Die alte stößt von sich sein toller Wahn,
Den schönern Himmel und die schönern Sterne
Zeigt ihm sein Geist jenseits vom Ocean!
Er kam — er sah — er litt, er kämpfte bitter
Mit dem Geschick um eine Hand voll Glück,
Vom Freiheitsbaum bat er um einen Splitter,
Der Vogel in dem Nest wies ihn zurück!
Ein jeder Tag und jede Tagesstunde
Zog seinem Hoffnungskranz ein Blatt heraus,
Sein Herz ward eine große blut'ge Wunde,
Sein Hoffen und sein Wünschen war: „nach Haus!“
„Nach Haus! nach Haus!“ ging all sein Thun und Sinnen,
„Nach Haus! nach Haus!“ so lautete sein Traum.

Er strebt an Geld nur so viel zu gewinnen,
Zurückzulegen Land und Meeresraum.
Zusammenbetteln will er sich die Summe,
Beherrscht wird er von diesem Wunsch allein,
Es brütet in ihm dieser Wunsch, der stumme,
Nimmt all' sein Trachten und sein Denken ein,
Zum fixen Brennpunct wird ihm der Gedanke:
Nur so viel Geld, daß er zu reisen hat!
Doch niemals find't die Summe er, die blanke,
Vom Bettelpfennig ißt er kaum sich satt!
So sitzt und bettelt er an vierzig Jahre,
Vom einzigen Gedanken nur belebt,
Sein Leib wird krumm, und silberweiß die Haare,
Die Wange hohl, die Bettlerstimme bebt;
Und immer sitzt er noch und hütet
Die Pfennige und giebt sie wieder aus,
Und immer sitzt er noch und brütet:
„Nur so viel Geld": Nach Haus! nach Haus! nach Haus!
Der junge Bettler sitzt ihm gegenüber,
Er auch verließ ein theures Vaterland,
Auch an ihm ging gehofftes Glück vorüber,
Auch er sehnt sich zurück zum Heimatsstrand,
Und wehmuthsvoll tönt seine leise Bitte,
Mit welcher er die Hand entgegenhält. —
Da rollt vorüber einst ein reicher Brite,
Dem grad im Rosenlichte scheint die Welt,
Er kömmt jetzt grad vom Fest des höchsten Glückes,
Sein selig Auge glänzt, die Wangen glüh'n,
Und in dem Rausch des trunknen Augenblickes
Wirft er die Börs' dem jungen Bettler hin,
Und in der Börs', der strotzend übervollen,
Nach der der blinde Bettler suchend greift,
Erblickt der Greis das Gold und Silberrollen,
Ja, Gold und Silber blitzend aufgehäuft;

Da faßt ein fixer Wahn ihn an entsetzlich,
  „Nach Haus! nach Haus! nach Haus! Da ist das Geld!“
Und auf den jungen Bettler stürzt er plötzlich,
  Sein blankes Messer in der Hand er hält,
Und wirft ihn hin und faßt ihn bei der Kehle,
  Der, todtverzagt, sich wehren kaum noch kann.
Er ringt mit ihm, als gelt' es seine Seele,
  Und um den jungen Bettler ist's gethan.
Schon schwingt mit aller Wahnsinnskraft im Bunde
  Der Greis das Messer hoch mit Wuthgeschrei:
Da ruft in Noth und Angst der Todesstunde
  Der junge Bettler: „Himmel, steh' mir bei!“
Und als der Greis vernimmt die deutschen Worte,
  Dem jungen Bettler angstvoll ausgepreßt,
Wirft er das Messer hin zum fernen Orte,
  Fällt um den Hals ihm und umschlingt ihn fest:
„Du bist in Einem Land mit mir geboren
  Du sprichst die Sprach', die meine Mutter spricht,
Wo uns ein Landsmann lebt, wird neu geboren
  Dem Blinden selbst sein süßes Augenlicht!“
Und weinend schließet er in Arm den Blinden,
  Sein Sinn wird plötzlich hell und wunderklar,
Den kranken Geist fühlt plötzlich er gesunden,
  Es wird ihm nun um's Herz so wunderbar!
Wer nie im fremden Lande stand alleine,
  Vom süßen Land der Muttersprach' getrennt,
Wer nie am fernen Meer, im Palmenhaine,
  So Lieb' als Haß mit fremden Worten nennt,
Wer nie im fremden Land vor einem Kinde
  Gekniet und nicht verstanden seine Bitt',
Wer nie umsonst in fremden Baumes Rinde
  Den Namen seiner Herzgeliebten schnitt,
Wer nie vor fremdem Ohr sein Lied gesungen,
  In fremdem Land bei Wein und Dämmerlicht,

Wer in der Fremd' das Heimweh nie bezwungen,
  Der kennt das bittre Wort „Die Fremde" nicht!
So tauschten beide Bettler ihre Klagen
  In Sehnsucht nach der fernen Heimat aus.
Der Blinde gab das Geld hin ohne Zagen,
  Der Alte dient zum Führer ihm nach Haus!
Sie ziehen fort, die Gunst der Amphitrite
  Trägt sie auf blauen Wegen glücklich fort,
Das Ufer winkt, sie setzen ihre Schritte
  Beflügelt hin zum trauten Heimatsort;
Da lachen ferne her die deutschen Wälder,
  Die deutschen Ströme rauschen märchenhaft,
Es blinken hell die deutschen Weizenfelder
  Wie blanke Schilde in dem gold'nen Saft;
Und plötzlich sind sie da im Vaterorte,
  Die Muttererd' betritt ihr müder Fuß,
Sie hören wieder süße, deutsche Worte,
  Sie hören wieder biedern deutschen Gruß:
Sie sehen wieder-deutsche Sonnen-Auen,
  Sie sehen wieder deutsche Jugendblüth',
Sie sehen wieder holde deutsche Frauen,
  Sie athmen wieder ein ein deutsch Gemüth,
Sie herzen wieder alte, deutsche Brüder,
  Sie fühlen wieder deutschen Händeschlag,
Sie hören wieder helle deutsche Lieder,
  Die also tönen bei dem Festgelag:
„Schön ist die Heimat, wo schallen die Lieder,
  Die wir als Kind von der Mutter begehrt,
Schön ist die Heimat, wo zum Nest stets wieder
  Der Storch und die Schlange im Frühlinge kehrt,
Schön ist die Heimat, wo Laube und Flieder
  Unserer Kindheit Geständniß gehört;
Schön ist die Heimat, wo auf allen Wegen
  Vergißmeinnichte uns blühen entgegen!

Schöner noch lachen die Heimatsgefilde,
Wenn man verlassen im Irrthum sie hat,
Wenn sich gekühlt hat das Feuer, das wilde,
Wenn man zurückkehrt, des Suchens schon satt,
Wenn uns zurückführt die Liebe, die milde,
Wenn die Vergebung der Herzen find't statt,
Aber am schönsten strahlt die Heimatsstelle,
Wenn die Versöhnung grüßt an ihrer Schwelle!"

Ausrückungs-Lied der Nationalgarde.

1848.

Schwert aus der Scheid', aus dem Herzen das Lied!
Stimmt an das Lied der Lieder!
Jauchzend ertön' es durch Reihe und Glied!
Jauchzend durch jubelnde Brüder!
Blank wie die Waffe und hell wie der Stahl
Klinge das Lied von der Garde-National!

Männer zur Seit' mit geschwungenem Hut,
Frauen am Fenster mit Fahnen!
Kinder inmitten mit feurigem Blut,
Greise darunter gleich Schwanen!
Mitten hindurch zieht, geharnischt in Stahl,
Klingend und singend die Garde-National!

Klang und Gesang und ein Vivat mit Lust
Ihm, unserm Kaiser und Vater,
Ihm unser Herz und das Blut aus der Brust,
Treuer, als tausend Berather!

Mauern von Eisen, und Wälle von Stahl,
Steht liebend um ihn die Garde-National!

Freiheit und Vaterland, geistiges Licht,
Wollen wir freudig beschützen!
Freies Gewissen und offen Gericht,
Dafür das Blut auch verspritzen!
„Ketten für Knechte, für Freie der Stahl!“
Heißt die Parole der Garde-National!

Hoch den Studenten, und Jubel und Ehr',
Sie, die's vollbracht und begonnen!
Vivat den Bürgern, den Männern der Wehr,
Tapfer und stark und besonnen!
Innig verschmelzen zur Kette von Stahl:
Bürger, Studenten und Garde-National!

Zwangs-Verse.

W. W.

Wir Wiener wir haben »lucida intervalla«,
Doch nur durch bittere Erfahrung erworben;
Wir schwuren sinnlos einst in Aula und Bierhalla,
Und bitten jetzt submiß, uns zu bemaulkorben,
Wir schwärmten gestern für Swantewit und Allah,
Und heute wird für Pater Jehovah geworben!
D'rum lebte in Wien ganz glücklich Carac alla,
Marc Aurel aber ist in Wien gar schnelle gestorben!

Rom.

Senatoren, Tribunen und Quiriten,
Es ist ein und dasselbe Geschlecht!
Erst Freiheitshelden, dann Republikaner, dann Banditen,
Das heißt jetzt: „Das heilige römische Recht"!

Blüte deutscher Gesinnung.

Heil dir, mein Deutschland! Ewig steht dein Ruhm!
Du taufst ja deine Söhne: „Kossuth" und „Blum"!
Heil dir, mein Deutschland! Himmlisch ist dein Witz!
Du nennst ja deine Söhne: „Vogt", „Brentano", „Zitz"!
Die Namen Solcher steh'n dir als Modell da.
Seid ihr wirklich Enkel von „Hermann und Thusnelda"?

Frankfurt.

Frankfurt ist „neutral", nicht für, nicht wider Preußen;
Es war ja auch nicht für und nicht wider Goethe!
Zur Entscheidung wird's der „Schwerpunkt Deutschlands" reißen
Der „Bund'stag" aber ist, um den's am liebsten bät's!

Lord Palmerstone.

Der Herr Lord von Palmerstone,
Der ist ja wahrlich gar „nicht ohne"!
Der Herr Lord von Palmerstone
Ist manchmal auch ein Magyarone;
Der Herr Lord von Palmerstone
Gönnte auch dem Sultan Stephans Krone
Sieht Lord von Palmerstone
Dabei Profit für Zucker und Kaffeebohne!
Es schrieb Lord Palmerstone
An Bremen in Persone;
Es schrieb Lord Palmerstone,
Daß die „Marin'" von Albione

— Mit Verlaub von Palmerstone —
Die „deutsche Flagg'" nicht schone,
Sondern — so schreibt Lord Palmerstone —
Als „Seeräuberschiff" belohne!!
Man sieht, Lord Palmerstone
Ist wahrlich gar „nicht ohne"!

Deshalb?!

Weil die Presse brachte Gauner, Schufte, Strolche,
Wollt die freie Presse „Flut" ihr heißen? —
Weil die Freiheitsschwindler hatten Gift und Dolche,
Wollt die Freiheit ihr in Trümmer schmeißen? —
Weil zwischen Trüffeln wachsen Pilz' und Lorche,
Wollt ihr niemals Trüffel beißen? —
Weil der Sonnenstrahl brütet Schlang' und Molche,
Wollt die Sonne ihr vom Himmel reißen? —
Weil es unter Menschen gibt gar „Solche und Solche!"
Wollt ihr deshalb „Mensch" nicht heißen?!!

Der alte Herrgott!

Mir bleibt Gott ein Gott, ein legitimer,
Und ich bin sein Knecht, sein ganz serviler,
Bin „Besitzer" nicht, nicht „Eigenthümer",
Aber dennoch bin ich auch kein Wühler!
Denk': der alte Gott regiert passabel.
Ist mir lieber noch als ein Professor,
„Gagern", „Kossuth", „Frankfurt am Babel"
Machen's wahrlich nicht viel besser!
Geh' ich durch die Welt so still spazieren,
Denk' ich in mir desto lauter:
Laßt den alten Gott allein regieren,
Seid ihr doch nicht sein Vertrauter.
Eichen pflanzte Gott und Bohnen,
Jedem gab er seinen eig'nen Engel,

Jener schützt der Eichen hohe Kronen,
  Dieser schützt den schlaffen Bohnenstengel!
Um die Schultern hoher Berge
  Hängt er hoch der Rebe Purpurmantel,
Tanzen grinsend Gnomen auch und Zwerge
  Wüthend um sie wie die Tarantel!
Roß und Honvéd wüthen ohne Trense,
  Und zerstörend hilft der deutsche Michel;
Aber Gott läßt wachsen für die Sense
  Und beschäftigt segensvoll die Sichel!
Darum weil ich habe noch begegnet
  Stets den alten Gott auf meinen Pfaden,
Wenn die Sonne schien, wenn es geregnet,
  Wenn sich Blitz und Donner wild entladen;
Weil der alte Gott, der Himmelskaiser,
  Bügelt aus der alten Welt die Falten,
Sing' am Volkslied ich mich heiser:
  Gott soll Gott uns lang' erhalten!

Ausgleich.

Weil die Deutschen erfanden den Druck und die Lettern,
Erfanden sie auch das Pulver, sie niederzuschmettern.

Kossuth's freie Presse.

Kossuth's Presse, das nenn' ich eine Presse!
  Das ist eine Presse, eine grenzenlos freie!
Braucht er Banknoten, zu jeder Messe
  Preßt er d'rauf los, ganz funkelnagelneue,
Braucht er Soldaten, er preßt sie nicht minder,
  Dafür gibt es bei ihm kein „Preßgesetz";
Braucht er Geld, so preßt er die Judenkinder
  Mitsammt den Christen, das ist kein „Preßverein" jetzt;
Und ist endlich Land und Volk ganz ausgepreßt,
  So preßt er sich durch, und — Land und Volk sitzen fest!

Peter und Paul.

In Rom vor Sanct Peter
Erschien ein französischer Trompeter
Und sprach: „Oest'reich, wartet noch ein Bissel,
Gib, Petrus, indessen mir den Schlüssel!“ —
Die Peterskirche aufgesperrt in Rom,
In Frankfurt zugesperrt Sanct Paulus Dom,
So setzt sich die Freiheit auf den hohen Gaul
Und feiert ihr Portiuncula an „Peter und Paul“!

Schwarz, Roth und Gold,

oder:

Deutschlands Farben!

1848.

So schwarz wie Nacht und Ungewitterwolke
Lag Finsterniß auf Deutschlands edlen Gauen,
Ein schwarz Gespenst lag drückend auf dem Volke,
Daß es das Sonnenlicht nicht konnte schauen!
Im schwarzen Rock das Heer der Jesuiten
Ging mähend durch die Saat des Guten,
Im schwarzen Fracke kamen sie geschritten,
Die uns verhandelten an's Reich der Knuten!
Als schwarz vermerkt im Polizeiregister
Stand jeder, der ein freies Wort gesprochen,
Der schwarze Staar der störrigen Minister
Ward von Erfahrung selber nicht gestochen;
Das schwarze Heer mit ausgelöschter Kerze
Bekriegte Eines nur — die Druckerschwärze!

Doch roth brach's an auf Deutschlands schönen Bergen
Und flammenbusig kam ein Tag, ein neuer,
Die rothe Fahne kam, die Freiheits Schergen
Erblaßten, und es zitterten die Dräuer.
Das Roth des edlen Zürnens auf den Wangen,
Erschien die Jugend aus den Weisheitsälen,
Das Roth der Schmach, daß sie so lang' gefangen,
Entflammt die Bürger, ihren Muth zu stählen,
Und roth empor aus aufgeschlitzten Herzen
Schoß hoch der Blutstrahl der Märtyrer,
Und Roth ward Trumpf und stach die Pique aus Erzen,
In's falsche Spiel gemischt der Weltregierer,
Und aus dem Blutstrahl, der den Muth erhöhte,
Stieg scharlachhell die deutsche Morgenröthe!

Und Gold, Gold brachte Deutschlands Morgenstunde,
Das Gold der Freiheit, rein von jeden Schlacken,
Dies gold'ne Vließ bedeckt die tiefe Wunde
Vom langen Sklavenjoch um Brust und Nacken.
Die gold'ne Zahl im neuen Volkskalender,
Sie prangt in dieses Jahres Frühlingsgleiche,
Die Namen der Beginner und Vollender,
Sie schmückt das Goldlaub uns'rer deutschen Eiche!
Und so aus Schwarz und Roth, gemischt in Reinheit,
Stieg goldenthronend Deutschlands Völkerfahne,
Ein Zeichen, daß im Bund der deutschen Einheit
Die Farben alle einigt der Germane;
Und Schwarz und Roth und Gold zu Eins gesponnen
Ist das Panier von allen Aufgangs Sonnen!

Kaiser Joseph's Mitternachtsgang.

1848.

Die Sonne sank, der Abend war verdunkelt,
Die Nacht enthüllt den gold'nen Sterntalar;
Der Mond an ihrer dunkeln Stirne funkelt
Wie gold'ner Ring in einer Mohrin Haar;
Die Stadt ist still, die hohen Häusermassen
Steh'n, Geistern gleich, in weißes Licht gehüllt;
Und aufgeweckt vom Mondesstrahl, dem blassen,
Erwacht zur Mitternacht ein Reiterbild!
Das Reiterbild stand da ein halb Jahrhundert,
Stand vor der Ahnenburg als Geisterwacht,
Stand fünfzig lange Jahre da, verwundert,
Daß fünfzig Jahre dauert Eine Nacht!
Soll ich des Reiters Namen euch noch nennen?
Wer kennt den ersten Schöpfer Oest'reichs nicht?
Er hieß vom Chaos Finsterniß sich trennen,
Er sprach: „Es werde!" und es ward das Licht!
Er hat in Oest'reich Menschen erst erschaffen,
Gepflanzet der Erkenntniß ersten Baum,
Dem Völkergeist gab er die ersten Waffen,
Dem freien Wort gab er den ersten Raum;
Zur Schlange, die mit ihrem Hauch, dem siechen,
Vergiftet unser paradiesisch Land,
Zum Pfaffenthum' sprach er: „Im Staube triechen
Sollst du, aus meinem Eden sei verbannt!"
Brauch' ich den Namen nun euch noch zu nennen
Bezeichnet schon durch seinen Göttergeist?
So lang' Planeten rollen, Sonnen brennen,
Erräth man, daß er „Kaiser Joseph" heißt! —

Und als im März der Freiheit Ruf erschallte,
Da wurde flüssig gleich das kalte Erz,
Die Masse schmolz, im Kaiserbusen wallte
Wie Lavaglut das alte Freiheitsherz!
Er sprang herab von seinem eh'rnen Rosse,
Die deutsche Fahne nimmt er in die Hand;
Besuchen will den Reichstag er im Schlosse,
Und jeden Ort, wo Volk für Freiheit stand!
Er schreitet stille durch die hohe Pforte,
Die zum Areopag der Länder führt,
Und wo im Einklang mit des Volkes Cohorte,
So Fürst als Volk Gesetz und Recht regiert:
Den Kranz nimmt Joseph sich vom eig'nen Haupte,
Den der Versammlung er mild lächelnd reicht:
„Vollbringet ihr, was ich zu können glaubte,
Reicht ganz dem Volk, was ich ihm halb gereicht;
Was ich in Bangen, Zagen, Kummer, Sorgen,
In Kampf und Hader säete in Geheim,
Das wächst durch euch empor zum Frühlingsmorgen
Das ward durch euch zum reifen Zukunftskeim!
Denn wenn ein Haupt soll herrschen über Alle,
Da bleibt es nur durch Aller Liebe stark;
Wenn Recht, Gesetz erscheint in offener Halle,
Da steht der Thron in ungeschwächtem Mark!
Wenn eingefallen sind die schroffen Schranken,
Die zwischen Volk und Thron sich aufgebaut,
Wenn Fürst und Volk in Worten und Gedanken
Umarmen sich wie Bräutigam und Braut,
Dann schreit umsonst die wilde Schaar sich heiser,
Vergebens wüthet der Parteien Schaar,
Denn Vaterland und Völkerglück und Kaiser
Sind Eins wie Gott und Glaube und Altar!" —
Als Kaiser Joseph so den schönsten Segen
Der Reichsversammlung auf das Haupt gelegt.

Geht er vom Schloß der „Herrengaff'" entgegen,
Am „Ständehaus" das Herz ihm höher schlägt;
Da bleibt er steh'n: „Hier brach die Morgenröthe
Zuerst sich Bahn durch tausendjähr'ge Nacht,
Hier, wo ein Dach zur Kanzel sich erhöhte,
Von der das Volk gepredigt seine Macht!
Hier schlug die Jugend selber sich zum Ritter
Und brach die erste Lanze im Turnei,
Hier kämpftet ihr, ihr neugestählten Schnitter,
Mit Geist und Willen gegen Rohr und Blei!
Geschaart wie Vögel unter schwerem Wetter
Zogt gegen Blitz und Donner ihr dann dreist,
Hier schlangt ihr euch die ersten Eichenblätter
Um's Haupt, ihr Ritter von dem freien Geist!
Hier wecktet ihr die großen Siebenschläfer
Aus ihrem tiefen Staatskalender Schlaf,
Hier zeigtet ihr, daß Wolf und Hund und Schäfer
Nicht ungestraft sich theilen Heerd' und Schaf!" —
So sieht des Kaisers Geist das hier Gethane
Mit tiefem Sinnen und mit stiller Lust,
Senkt grüßend dreimal dann die Freiheitsfahne
Und schreitet wieder fort mit voller Brust.
Und als am „Ballplatz" er vorüberschreitet,
Senkt er sein Haupt, verhüllt sein Angesicht
Und spricht: „Wen Gott gerichtet und bedeutet,
Den richte und bedeut' der Mensch mehr nicht!" —
Dann setzt er fort den Weg zur stillen Stunde,
Begleitet nur vom bleichen Mondesstrahl,
Den „Hof" entlang, da stößt er auf die Runde,
Die Runde ist's der Garde-National;
„Wer da?" ruft sie, und er erwidert leise:
„Nur Kaiser Joseph's Geist, also: gut Freund!" —
Da kniet die Runde hin im engen Kreise,
Senkt das Gewehr und neigt das Haupt und weint.

Ihr Herz ist voll, als ging es zum Gebete,
Ihr Herz ist heiß, als ging es in die Schlacht;
Und Kaiser Josephs Geist nimmt die Muskete
Der nächsten Garde aus der Hand ganz sacht
Und weihet sie mit seinem Geistersegen,
Bekreuzt die Wehr, und gibt sie dann zurück
Und spricht: „In Bürgerhand der blanke Degen
Ist blankes Pfand von Land und Völkerglück;
Denn soll der Geist der Freiheit bleiben Sieger,
So muß der Geist der Frechheit untergeh'n,
Und aus den Gräbern uns'rer Märztags-Krieger
Der Geist der Eintracht leuchtend aufersteh'n!
O edle, wahre Freiheit, dich zu schildern,
Wo nehm' ich Farb' und Wort und Klang und Luft?
Aus Erd' und Meer, aus Stern- und Wolkenbildern,
Aus Zaubersagen und aus Märchenduft?
Nehmt Alles, was euch herrlich mag erscheinen,
Zur wahren Freiheit strahlend Ebenbild,
Die Schattenlust aus Goldorangen-Hainen,
Den Duft, der aus der off'nen Rose quillt;
Das Gold nehmt von den südlichsten Melonen,
Vom Griechenhimmel nehmt das zartste Blau,
Die Blüten nehmt aus Ebros goldnen Zonen,
Vom Tageswimper nehmt den reinsten Thau;
Den Purpur nehmt vom jungen Regenbogen,
Vom Taubenhalse nehmt die Farbenpracht;
Zum Weißen nehmt den Saum der Silberwogen,
Zum Dunkel nehmt die tiefe Tropennacht;
Zum Lichte nehmt der hellen Sterne Flimmern,
Zum Ausdruck nehmt den Strahl der Poesie,
Zum Firniß nehmt der Morgensonne Schimmern,
Zum Pinsel nehmt den Flaum vom Colibri,
Zum Gliederbau nehmt aus den Götterländern
Ein Vorbild euch in ewig jungem Glanz,

Zum Schmelz von Faltenwurf und von Gewändern
Nehmt euch den Saum vom Abendwolkenkranz,
Das Alles faßt zusammen dann in Einheit,
Und gebt dem Ganzen Strahlenkrone, Schwert und Schild,
Und vor euch steht in ihrer keuschen Reinheit
Der wahren Freiheit göttlich Ebenbild!
Und diese Freiheit sollt ihr hüten, schützen,
Den Garden ist sie heilig anvertraut,
Ihr seid des Freiheitstempels Säul' und Stützen,
Bewacht den Tempel, den ihr aufgebaut;
Laßt nicht an seinen grünen Wänden schütteln
Von zügelloser, wild verwirrter Hand,
Will Anarchie an seinem Grundstein rütteln,
Dann leistet löwenmuthig Widerstand;
Denn wo die Freiheit immer noch erschienen,
Zieht mit ein wildes Heer Verderber ein,
Den Bau der Ordnung sucht es in Ruinen,
Sein letzter Feldruf heißt: „Kein Dein und Mein!"
D'rum ward dem Freiheitsbau zum Schutz gegeben
Die Riesenmacht der Garde-National,
Daß sie begeistert, mit Muth und Blut und Leben,
Das Volk beschütz' mit Kraft und Schwert und Stahl!" —
Und weiter schritt der ruhmgekrönte Schatten
Und schritt fort bis zur Universität,
Wo in der Aula Geist und Kraft sich gatten,
Dem weisen Rath die That zur Seite steht,
Da schwillt das edle Herz in seinem Busen,
Er lächelt milde vor sich hin und spricht:
„Ich grüße dich, du junges Volk der Musen,
Zur Wahrheit machtest du ein schön Gedicht!
In dieser Hallen heilig dunklem Düster
Sprang der Gedanke aus Minervens Haupt,
Ging leise erst herum wie Blattgeflüster
Durch Eichenkronen, segenvoll belaubt.

Doch bald fing der Gedanke an zu rauschen,
Wie Sturmeswehen durch die Wipfel schallt,
Die Deutung galt's dem Sturme abzulauschen
Wie dem Orakel in Dodonens Wald;
Und von des Wissens sonnenheller Warte
Entschaart im Sturme sich das junge Heer,
Voran mit weißem Banner und Standarte,
Minervens Schild und Themis scharfer Speer!
Was in gemalten Lettern blos im Buche
Für Eingeweihte nur der Zeitgeist sprach,
Was die Gelehrten zugedeckt mit woll'nem Tuche,
Daß es daliege bis zum letzten Tag,
Wovon die Weisheit lang' nur hat gestammelt,
Was langsam überdacht Philosophie,
Was Rechtsgelehrtheit heimlich aufgesammelt,
Was nur in Bildern schuf die Poesie,
Das Alles hat aus halbvergilbten Blättern
Befreit der Studenten muthentflammte Schaar,
Das Alles haben sie mit lautem Schmettern
Verkündet von dem offenen Altar!
So wurden sie aus den Gedankenträgern
Die Träger auch der ruhmbekränzten That,
Den Geist, ihn schärften sie zu blanken Schlägern,
Das Wort zur Sichel für die reife Saat!
Heil ihnen, die zur Schnitterzeit erwarben
Für Volk und Land der Freiheit gold'nen Glanz.
Und Kaiser Joseph fügt zum Kranz der Garben
Für sie noch zu des Ruhmes Erntekranz!" —
Er senkt die Fahn' und schreitet fort zur Stelle,
Und vor St. Stephan bleibt er sinnend steh'n.
Da sieht er hoch in blauer Lüfte Welle
Die deutsche Fahne siegesprangend weh'n;
Da sieht er Wolken, dunkle, vielgestalt'ge,
Um diese Fahne, sie verdunkelnd, zieh'n,

Die wie Gewitterheere, starkgewalt'ge,
Zusammenstoßen, auseinanderflieh'n;
Doch zu dem Aar, der hoch am Riesendome
Seit Hunderten von Jahren sicher wohnt,
Der trotz der Ebb' und Fluth im Zeitenstrome
Auf seiner klaren Höhe ruhig thront,
Spricht Kaiser Joseph: „Sei gegrüßt, mein Adler,
Du Sonnenfürst, in deinem Wolkennest,
Laß um dich toben Stürme, Wolken, Tadler,
An Oesterreichs altem Dome halte fest!
Noch strahlen Oesterreichs Sterne hoch am Aether,
Noch strahlt ein Stern in Oesterreichs treuer Brust,
Noch fehlt dem Dome nicht der fromme Beter,
Noch fehlt's dem Volke nicht an Thatenlust,
Noch fehlt's dem Lande nicht an Patrioten,
Noch fehlt's dem Lande nicht an Kraft und Schwung,
Noch fehlt's nicht ganz an tüchtigen Piloten,
Noch fehlt's der Brust nicht an Begeisterung,
Noch fehlt's der Jugend nicht an Sinn für Treue,
Noch fehlt der Sinn für's Vaterland uns nicht,
Noch fehlt's in Oesterreich nicht an Kraft und Weihe,
Noch fehlt's dem Bürger nicht an Bürgerpflicht,
Noch fehlt's den Saaten nicht an gold'nen Lasten,
Noch fehlt dem Berg nicht Eisen und Metall,
Noch fehlt's der stolzen Donau nicht an Massen,
Noch fehlt's den Wäldern nicht an Vogelschall,
Noch fehlt's dem Herzen nicht an Reiz der Triebe,
Noch fehlt dem Aug' die Mitleidsthräne nicht,
Noch fehlt der Masse nicht Gemüth und Liebe,
Noch fehlt es nicht an Glauben, Zuversicht,
Noch fehlt es nicht an treuen Oesterreichschaaren,
Die um den Thron steh'n wie ein Manifest,
Die Freiheit und das Herrscherhaus zu wahren,
Mit Muth und Blut für's große Zukunftsfest.

Ich sah im Geiste Deutschlands, Oest'reichs Fahnen,
Umschlungen weh'n als brüderlich Panier,
Und geh' getrost zurück zu meinen Ahnen
Und segne scheidend dich: „Heil Oestreich dir!"

Die gemischten und verwischten Ehen und Wehen des Lebens.

Im Anfang schuf Gott die Erde und den Himmel
Aus Nichts; dann Licht und Pflanz' und Wild zur Jagd;
Vom Ueberrest des Nichts schuf er den ersten Lümmel,
Deß dumpfen Schlaf noch jetzt die Welt beklagt!
Die Erde aber war „finster und vermischt und leer",
G'rad als ob ein officiell' Journal sie wär'!

Vermischt regierten an des Himmels blauer Tonne
Erst Sonn' und Mond, bis sie sich getheilt sodann,
Am Tag' regiert die Allerhöchste Sonne,
D'rauf zünd't der Mann im Mond sein Nachtlicht an.
Und weil des Nachts die Sonne geht wie die Zwanziger aus,
Gibt Gott den Einverschein Mond in Vierteln heraus!

Vermischt war Mann und Frau und Schlang' im Paradiese,
Der Dummheit und Erkenntniß Bäume standen durcheinand',
Freund Adam brach die Erkenntniß sich als gute Prise,
Er aß die Frucht, und aus dem Blatt ward sein Gewand;
Der Himmel sah den Menschen und sein Blatt mit Hohn,
Und fragte wie ein Staatsanwalt: „He, Adam, wo ist die Caution?"

Vermischt auch brachten später Kain und Abel
Ihr Opfer dar aus klein und großem Vieh,
Vermischt war alles Volk auch dann zu Babel,
Kein Mensch verstand den andern aus lauter Diplomatie,
Den Sprachstämmen allen ward ihr Recht, von Mensch bis Papagei,
Und wie wir jetzt hören, war auch ein — Ruthene dabei!

Vermischt war in der Arche Noah rein und unrein Wesen,
Kein Wunder, da 's ein „Sicherheits-Ausschuß" war!
Ich glaub', die Arche ist die „deutsche Flotte" gewesen,
Wenn's nicht vierzig Tag' regnet, ist's Fahrwasser gar;
Dann sticht die deutsche Flotte in's todte Meer der Idee!
Und holt uns Colonialwaaren vom Ufer der Spree!

Und so vermischt, gemischt war Alles anzusehen,
Von einst bis jetzt, so hier wie anderwärts,
Nur Eins war hoch verpönt: „Die gemischten Ehen!"
Und doch ist's eine Mischung nur von Hand und Herz,
Im Eh'- und Kartenspiel hängt's von der Mischung ab am Rand',
Ob Herzen und Kreuz und Figuren bleiben beieinand'!

Sobald die Frau kömmt unter die Haube,
Ertheilt dem Mann sie Glaubensunterricht,
Damit er Alles, was sie sagt, ihr glaube,
Und was er ihr Alles glaubt, das glaubt der Zehnte nicht!
Und wenn der Arme auch protestirt, gebt nur Acht,
Der Protestant wird von ihr doch katholisch gemacht!

Ein Mann setzt in die Zeitung: „Ein Mann in besten Jahren,
Wohlhabend, conservativ, wünscht eine Gattin, so und so," —
Ein Weib setzt in die Zeitung: „Eine Frau, zu unerfahren,
Da und da, sucht einen Mann, reich und alt und froh!"

Das wird unter die gemischten Nachrichten gesetzt
Und wird gewiß eine sehr gemischte Ehe zuletzt

Die Eh' ist jetzt ein Mischmasch, wie Kraut und Rüben und Kaula,
Der Mann ist Nationalgardist, mit Hochgefühl!
Die Frau jedoch ist Lieutenant auf der Aula,
Und später wird sie gar »Garde mobile«,
Er Gardist, sie mobil, der Hausfreund Legionär',
Das ist doch eine sehr gemischte Eh', auf Ehr'!

Man würde wahrhaftig jetzt ganz melancholisch,
Wenn alle Eh'leut' von einem Glauben müßten sein!
Es gibt jetzt so viele! deutsch- und jüdisch-katholisch!
So vielerlei Glauben fast wie Banknoten und Cassascheín'!
Ein emancipirter Jud' hat eine Christin gesucht,
Sie feiern die Bußtag' zusamm' und die Feiertag' gemischt!

In unsern Zeiten muß der Mann sich selbst verdammen,
Ein Hagestolz zu bleiben trotz Moralgeschwätz,
Denn bei der Eh' kommen wenigstens Zwei zusammen,
Und das ist gegen das „Associations-Gesetz"!
Da mischt in die Eh' sich vielleicht die Polizei
Und fragt: „Zu was rotten sie sich zusamm, diese Zwei?"

Und nun genug; der Dichter und die Declamatrice,
Die müssen eine Art gemischter Eh' auch sein!
Was er mir gibt — daß er's nur ja nicht wisse! —
Benütz' ich blos, um Andern zu gefallen ganz allein!
Gelingt mir das durch seine Gabe nicht, wohlan!
So geh' ich und trag' sogleich auf — Scheidung an!

— —

Mein Taschen-Katechismus in Noth und Tod.

Ich glaube, daß ein Gott dort ist im Himmel oben, der da ist Gnade, Tröstung, Heiligkeit und Licht;

Glaub' aber nicht, daß ihn seine „Heerschaaren loben", denn Gott braucht das Lob der Recensenten nicht! —

Ich glaub' an die göttliche christliche Lehre, die da ist Liebe, Tugend, Heil und Zuversicht; —

Glaub' aber nicht, daß ihre stehenden Heere mit Mantel und Kragen sind stark an Gewicht! —

Ich glaub', daß meine Seel' ist unsterblich, und daß der Geist des Menschen unvergänglich sei; —

Glaub' aber nicht, daß dort drüben verderblich noch herrschen Stockhaus, Straf' und Polizei!

Ich glaub' an meinen Kaiser, als Herrscher und Vater, daß er das Beste will, fromm und gerecht; —

Glaub' aber nicht, daß all' seine Berather sind schon der Freiheit ergeben wahr und echt! —

Ich glaub' an die Preßfreiheit, daß jegliche Feder darf schreiben, was sie so fühlet und meint; —

Glaub' aber nicht, daß dadurch alsogleich ein Jeder, der schimpft und raisonnirt, ist des Volkes wirklicher Freund! —

Ich glaub' an die Freiheit, die wir erobert, an schönere Zukunft glücklich und frei; —

Glaub' aber nicht, daß der Teufel der Robert, der Widersacher, schon ganz bezwungen sei — ! —

Ich glaub' an die Wohlthat der Gesetze, daß Ordnung sein muß, Fügsamkeit, gesetzliche Macht; —

Glaub' aber nicht, daß die Schlingen und Netze der Gesetzbücher gut sind bedacht! —

Ich glaube, daß alle Glaubensparteien verdienen ein einziges, göttliches, rechtliches Los; —

Glaub' aber nicht, daß durch Drängen und Schreien die Schreier verbessern ihr jetzig's und künftig's Loos! —

Ich glaub', daß jedes gedruckte papierne Zettel kann Gutes erwecken, wenn es erscheint. —

Glaub' aber nicht, daß jedes gewesene „Zeitung", das jetzt liberal ist, es wirklich so meint! —

Ich glaub', daß wir uns alle vereinen in dem Gedanken nach Freiheit und bess'rer Zeit; —

Glaub' aber nicht, daß wir die Arbeiter, die Armen, genugsam bedenken an uns'rer Seit'! —

Ich glaub', daß in den jetzigen Wirren mit meiner schwachen Feder das Beste ich möcht'; —

Glaub' aber nicht, daß ohne Fehlen und Irren je noch Einer gewesen im Menschengeschlecht! —

Das Orchester der menschlichen Leidenschaften.

Nur einer Oper gleicht das Leben,
Das heißt: ganz unverständlich ist der Text;
Die Decoration nur soll es erheben,
Die uns der Maler „Zufall" hingeklecks't;
Ja von der Oper- und der Lebenshandlung
Uns das Motiv stets im Geheimniß bleibt,
Oft überrascht uns plötzlich die Verwandlung
Wie's der Maschinenmeister „Glück" betreibt;
Die Leidenschaften lauern auf Momente
Und stimmen emsig ihre Instrumente.

Die Freundschaft stimmt die allerreinsten Herzen
Zum Einklang immer und zur Harmonie,

In Lust und Leid, in Wonnen und in Schmerzen,
Berührt die allerzart'sten Saiten sie;
D'rum spielet sie mit sanft verklärter Miene
Im Leben auch die erste Violine.

Die Liebe naht, das Dasein zu verschönen,
Ihr huldigt Amor, Mars, Apoll;
Das Weltall scheint melodisch zu ertönen
Und jeder Durklang löst sich auf in Moll;
Wie Nachtigallensang bei Abendröthe
Ertönt die Liebe uns als süße Flöte.

Nun kommt ein Instrument voll Dissonanzen,
Die Ehe ist's, wie man doch leicht begreift,
Man ist nicht froh und muß dabei doch tanzen,
Wie uns ein andres Wesen dazu pfeift;
„Der Ehemann," sprach Gott in seinem Zorne.
„Der blase immer zu auf seinem Horne."

Die Ehe, ach! die hat gar schwere Noten,
Nur Banko-Noten geben ihr den Glanz,
Ein Kreuzchen nach dem andern wird geboten,
Von allen Seiten keine Resonanz;
Die Eheleute brummen ohne Unterlasse,
Sie als Viola, er im Contrabasse.

Der Neid, dies Ungeheuer der Empfindung,
Der nagend nur die eig'ne Brust zerfleischt;
Der stets mit tausendfacher Schlangenwindung
Das Herz umschlingt, in's Ohr uns schneidend kreischt,
Der Neid muß sich zu allen auch gesellen,
Um als Hoboe uns in's Ohr zu gellen!

Die Eitelkeit, die findet sich am Ende,
Doch übertönet das Orchester sie,

Von ihrem Ton erschallen alle Wände,
Und sie zerreißet jede Harmonie.
Ja, ja, die Eitelkeit mit vollen Backen
Bläst als Trompete laut uns in den Nacken.

Die Dummheit will nur alles übertönen,
Sie platzt so in den guten Ton hinein;
Beleidigt wird das Ohr von ihrem Dröhnen,
Ihr hohles Lärmen wird zur wahren Pein;
Als Pauke nimmt die Dummheit ihre Stelle,
Sie spricht und lärmt vom eig'nen Eselsfelle.

Doch unter allen diesen bunten Tönen
Fehlt eines noch, das sehr den Dichter reizt,
Was ganz allein kann sein Bestreben krönen,
Wonach er heut am allermeisten geizt,
Wenn Händ' wie Teller aneinanderschlagen,
Und güt'ge Nachsicht für den Autor sagen.

Der Muth und seine Familie.

Wer kennet den Helden von hoher Gestalt,
Mit flammenden, herrschenden Blicken?
Für's Große das Herz in dem Busen ihm wallt,
Er zeigt der Gefahr nie den Rücken.
Er wohnet im deutschen hochherrlichen Land,
Ist unter dem Namen der „Muth“ da bekannt.

Und dieser so wack're und stolze Herr Muth
Hat viele Verwandte und Kinder;

Die Töchter sind alle so herrlich und gut,
Die Söhne sind wahrlich nur Sünder;
Und trefft ihr ein Töchterchen, so betet es an,
Die Söhne jedoch, o! die leget in Bann.

O, seht hier den ältesten trotzigen Sohn,
Wie er so gespreizt nicht da stehet;
Er spricht jeder Art, jeder Höflichkeit Hohn,
Wenn Dünkel und Selbstsucht ihn blähet;
Dies Söhnlein macht wohl seinem Väterchen Schand',
Dies traurige Söhnlein, der „Hochmuth“ genannt.

Doch da ist die Schwester ein anderes Ding,
So lieblich wie Rosen zu schauen,
So heiter und freundlich, so lose und g'ring,
Ein Vorbild der gütigen Frauen.
Sie fesselt, doch ist es ein sammt'nes Band,
Wer kennt nicht die Holde, „Sanftmuth“ genannt.

Da wieder ein Bruder, ein finst'rer Hecht,
Dem Keiner zu Recht was kann machen;
Der brummet und zanket und hat doch nie Recht,
Den bringt auch kein Garrick zum Lachen,
Er stützet den Kopf in die sorgende Hand
Und wird von den Leuten der „Unmuth“ genannt.

Doch da ist die Schwester, ein himmlisches Kind!
Der göttlichste Reiz des Geschlechtes;
Und ohne dies süße Geschöpf, wahrlich! sind
Die Schönheit und Jugend nichts Rechtes,
Denn Liebe noch niemals ein Mann wohl empfand,
Wo sie mangelt, die Holde, die „Anmuth“ genannt.

Da wieder ein Bruder, entartete Brut!
Der schauet stets rückwärts und zittert;

Es klopfet sein Herzchen, es stocket sein Blut,
Wenn er die Gefahr auch nur wittert.
Wer reicht wohl dem Feigen die männliche Hand,
Dem zitternden Buben, der „Kleinmuth" genannt?

Doch da ist die Schwester, ein Heiligenbild!
Es schwimmet das Aug' ihr in Thränen;
Ihr Anblick mit höherer Ahnung uns füllt,
Wir fühlen ein himmlisches Sehnen.
O Fromme, du schaust in ein besseres Land,–
Du duldende Priesterin, „Demuth" genannt.

Da wieder ein Bruder, der „Uebermuth" heißt,
Ein toller, unbändiger Range.
Doch da auch die Schwester, die Herzen zerreißt,
Die „Wehmuth", mit bleichender Wange,
Und noch eine Schwester — Ihr kennet sie schon!
Die „Großmuth" für ähnliche Declamation.

Die Kennzeichen der Ehe.

Er.

Man sieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wissen, ob's ein Eh'paar ist,
Dafür will ich euch jetzt die Zeichen geben,
Damit ihr es von nun an sogleich wißt:
Ob es die Frau ist, die ihr mit ihm schaut,
Ob die Geliebte oder gar die Braut.

Sie.

Man sieht ein Pärchen oftmals wohl im Leben,
Und möchte wissen, ob's ein Eh'paar ist,
Dafür will ich euch jetzt die Zeichen geben,
Damit ihr es von nun an sogleich wißt,
Ob es der Mann ist, den man mit ihr sieht,
Ob der Geliebte ihr zur Seite zieht.

Er.

Gesetzt, ihr seht ein Pärchen herspazieren,
Sie spricht vertraut mit ihm und läßt sich führen,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht die Frau.
Doch wenn sie schweigend neben ihm nur geht,
Bald rechts, bald links das schöne Köpfchen dreht,
So glaubt gewiß nur mir: es ist ihr Mann.

Sie.

Gesetzt, ihr seht ein Paar spazieren gehen,
Er ist besorgt, die Mücken abzuwehen,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht der Mann.
Doch wenn er ewig spielt nur mit dem Hunde,
Und die Cigarre dampft aus seinem Munde,
So glaubt gewiß nur mir: es ist ihr Mann.

Er.

Wenn er am Schreibtisch suchet in Papieren,
Und sie tritt leise auf, schließt sacht die Thüren,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht die Frau.
Doch wenn er sich vertieft in Rechnungszahlen,
Sie aber klirrt mit Gläsern und mit Schalen,
So glaubt gewiß mir: es ist seine Frau.

Sie.

Wenn sie beschäftigt ist mit Kleid und Spitzen,
Und er kann sanft dabei am Nähtisch sitzen,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht der Mann.
Doch wenn am Fenster sie ganz einsam stricket,
Und er halb schlafend auf dem Sopha nicket,
So glaubt gewiß nur mir: es ist ihr Mann.

Er.

Wenn er genöthigt ist, gleich zu verreisen,
Und sie versucht den schnellsten Weg zu preisen,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht die Frau.
Doch wenn sie gern die Vorsicht will erheben,
Ihm von der Wäsche doppelt mitzugeben,
So glaubt gewiß mir: es ist seine Frau.

Sie.

Wenn sie in's Seebad muß, nichts kann mehr schützen,
Und er sie fleht, die Jahreszeit zu benützen,
So glaubt gewiß mir; es ist nicht der Mann.
Doch wenn er spricht: „es mangelt so an Pferden,"
Bald: „es will heuer gar nicht Sommer werden,"
So glaubt gewiß nur: es ist ihr Mann.

Er.

Wenn ihn der Kopfschmerz plagt, er kann kaum schreiben,
Und sie ihn bittet, doch zu Haus zu bleiben,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht die Frau
Doch wenn sie sagt: „Das kommt vom dumpfen Zimmer,
Geh' doch ein wenig aus, das hilft ja immer,"
So glaubt gewiß mir: es ist seine Frau.

Sie.

Wenn die Migrän sich stets nur will erneuen,
Und er ihr räth, sich mehr doch zu zerstreuen,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht ihr Mann.
Doch wenn sie klaget über Nervenschwächen,
Und er ihr sagt: „Du mußt nur ja nicht sprechen,"
So glaubt gewiß nur mir: es ist ihr Mann.

Er.

Wenn in der Loge, rückwärts, so im Düstern,
Sie ist bemüht, ihm stets in's Ohr zu flüstern,
So glaubt gewiß mir: es ist nicht die Frau.
Doch wenn sie auf die Brüstung hin sich lehnet,
Und halb das Wörtchen spricht, und halb es gähnet,
So glaubt gewiß mir: es ist seine Frau.

Sie.

Wenn er im Schauspiel immer bis zum Schlusse
Stets bei ihr bleibt, nicht spricht vom Ueberdrusse,
So glaubt gewiß mir: er ist nicht ihr Mann.
Doch wenn im Corridor, an Logenthüren
Er in den Zwischenacten geht hausiren,
So glaubt gewiß nur mir: es ist ihr Mann.

Beide.

Wenn hier die Pärchen hören, was wir sagen,
Und unbefangen in die Hände schlagen,
So glaubt gewiß: sie sind nicht Mann und Frau
Doch wenn sie sich getroffen etwas spüren
Und ihre Hände gar nicht wollen rühren,
So glaubt gewiß mir: sie sind Mann und Frau.

Mein encyklopädisches Mädchen.

Hinweg mit Buch und Feder,
Mit Tintfaß und mit Sand,
Mit Logik und mit Feder,
Mit Hegel und mit Kant,
Mit Hörsaal und Katheder,
Mit Tubus und Dolland,
Mit Kolben und Retorten
Und Euler & Consorten.

Ich hab' ein Mädchen funden,
Ein lebend Lehrgedicht,
In Liliensammt gebunden,
Verziert mit Rosenlicht;
Die gibt in süßen Stunden
Privat mir Unterricht;
Mich lehret ihre Neigung
Der Wissenschaft Verzweigung.

Ich lerne mit Verlangen
Das Lesen erst der Schrift,
Die man auf ihren Wangen
Mit Rosentinte trifft;
Die Worte, die da hangen,
Sind sinniger als Swift
Und alle die Autoren
Im Drucke je geboren.

Mir tönt aus ihrem Munde
Musik und Harmonie;
Ihr Bau gibt mir die Kunde
Der höchsten Symmetrie;

Ihr Aug' lehrt jede Stunde
Mich schnell Astronomie;
Ihr Kuß ist Magnetismus,
Ihr Handdruck Galvanismus.

Auch das Gesetz der Schwere
Lehrt sie auf meinem Schooß;
Jedoch die höchste Lehre,
Die ich von ihr genoß,
Die ist, bei meiner Ehre,
Das höchste Erdenlos;
Sie heißt: mach' dir's zu eigen
Von deinem Glück zu schweigen

Der Kinder Engel.

Es saß auf seinem Thron der Herr der Welten
Und um ihn rings der Engel lichte Schaar,
Die Sterne ausgespannt, gleich goldnen Zelten,
Im blauen Himmelsfelde wunderklar,
Und jedem Engel aus dem hohen Kreise
Gab er Befehl zu seiner Erdenreise.
Denn jedem Menschen einen eig'nen Engel
Der Schöpfer zum Geleit hienieden gab,
Der steht bei ihm mit seinem Lotos-Stengel
An Wiege, Gängelband, Altar und Grab,
Und wenn sein Leib gelegt wird in die Bahre,
Trägt seinen Geist der Engel hin in's Klare.
Der Blinde, der am Quell des Lichts verschmachtet,
Hat seinen Engel, der ihn führt und lenkt,
Die Außenwelt allein ist ihm umnachtet,
Weil ihm sein Engel inn're Lichter schenkt;
Der Engel küßt die hohlen Augenlider,
Und in der Brust sieht Licht der Blinde wieder.

Und einen Engel haben auch die Kranken,
Die arm, allein, von keiner Hand gepflegt,
Der Engel labet sie mit Trostgedanken,
Genesungsschein in ihre Brust er legt,
Der Engel küßt die fieberheißen Wangen,
Und Träume halten kühlend sie umfangen.

Und ihren Engel haben, die da schreiten,
Nachtwandelnd, schlafend, über Haus und Dach,
Ihr Engel wandelt unsichtbar zur Seiten,
Bis Aug' und Leib und Seel' ist wieder wach.
Und wenn ein Schrei Gefahren könnte bringen,
Läßt ihn der Engel an ihr Ohr nicht dringen.

Den Engel hat auch der zum Tod Verdammte,
Der sühnend zu der Richtestätte geht,
Der Engel spricht in seinem Trösteramte,
In's Herz ihm dann ein heiliges Gebet;
Er läßt sein inn'res Aug' das Urlicht finden,
Wenn sie das ird'sche Auge ihm verbinden.

Jedoch aus allen Engeln ist wohl keiner
Von Gott mit solcher Vollmacht ausgeschickt,
Kein Engel ist erhabener und reiner,
Kein Engel ist mit solchem Licht gestickt,
Als der, den Gott geschickt hat auf die Erde,
Daß er des Lebens Kinderengel werde.

Der Himmel hat den Engel ausgerüstet
Mit Allem, was ein Kinderherz begehrt
Mit Allem, was ein Kinderherz gelüstet,
Mit Allem, was dem Kinderleben werth:
Mit Weihnachtsbäumen, reich an Goldgefiedern,
Mit Sternen, Blumen und mit Wiegenliedern.

Der Engel kam herab an weißen Schwingen,
Und weilt, wo er ein Kind alleine sieht,
Er lehrt die Kinder lallen, beten, singen,
An ihrem Kinderwägelchen er zieht,

Er mischt sich in ihr Spiel voll Gnad' und Güte,
Daß er im Fall vor Schaden sie behüte.
Und wo ein Kind steht elternlos, alleine,
Und wo ein Kind nicht Vater, Mutter hat,
Und wo ein Kind nicht weiß, zu wem es weine,
Und wo ein Kind ist bleich und siech und matt,
Und wo ein Kind verzehren will ganz einsam,
Vereint der Engel rettend sie gemeinsam.
Dann wenn der Engel hat vereint die Kinder,
Sucht er die edlen Herzen auf zur Stund',
Wer Herzen sucht, ist auch ein Herzensfinder,
Des Menschen Herz ist gut im Herzensgrund;
Der Kinder Engel klopfet an mit Schmerzen,
Und „nur herein!" ertönt's aus allen Herzen.
An jeder Herzensthür der Engel sammelt,
Wo eine Mutter je ein Kind gewiegt,
Wo nur ein Kind das Wörtchen „Mutter" stammelt,
Wo nur ein Kind sich an den Vater schmiegt,
Mit Gaben reich kehrt er zur Kinderscene,
Denn wer gar nichts hat, gab doch eine Thräne.
Die Kinder aber brauchen mehr als Gaben,
Sie brauchen Liebe, Liebe, Lieb' allein,
Sie wollen Sorgfalt, zarte Pflege haben,
Des Auges und des Herzens Sonnenschein,
Sie wollen wie die Knospen zarter Rosen
Gewieget sein von Schmeichelwort und Kosen!
Und dankbar, so für Lieb' als für Geschenke,
Weilt jetzt der Engel in dem Kinderreich,
Den Schöpfer bittend, daß er segnend lenke
Sein Götterauge huldvoll jetzt zu euch:
Er sprach: „Die Kleinen lasset zu mir kommen!"
Doch ihr seid zu den Kleinen selbst gekommen!

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

	Seite
Vor-Vorlesung	3
Die Scala des modernen Gesellschaftstones	5
Das ABC-Büchlein und die Hagestolze vor dem jüngsten Gericht	25
Didaskalien über das deutsche Theaterwesen	52
Schauspielerthum und Schauspielerinnenthum	78
Intendanten, Regisseure	103
Etwas über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen . .	130
Das Gesellschafts-Zelt in der Arche Noah	140
Kleine Briefe großer Mächte	147
Marinirte Redensarten und Sprichwörter nebst Betrachtungen über Dilettantismus und Stroh . . .	155
Das Desiderienbuch des Schicksals	176
Die deutschen Frauen, wie sie schwanken und schwenken .	183
Der Proletar	185
Simsons Kapuzinerpredigt in der Paulskirche zu Frankfurt	188
Professor Dannecker in Stuttgart	191
Amnestie Gottes zum Oster- und Frühlingsfeste . . .	194

	Seite
Auf den Bergen wohnt die Freiheit	197
Ludwig Börne's Geist an Erzherzog Johann in Frankfurt a. M.	199
Die beiden Bettler	203
Ausrückungs-Lied der Nationalgarde	209
Zwangs-Verse.	210
Schwarz, Roth und Gold oder Deutschlands Farben. .	214
Kaiser Joseph's Mitternachtsgang	216
Die gemischten und verwischten Ehen und Wehen des Lebens	223
Mein Taschen-Katechismus in Noth und Tod	226
Das Orchester der menschlichen Leidenschaften . . .	227
Der Muth und seine Familie	229
Die Kennzeichen der Ehe	231
Mein encyklopädisches Mädchen	235
Der Kinder Engel	236



M. G. Saphir's Schriften.

M. G. Saphir's Schriften.

Sechszehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.

1.

Ihr, der holden Blume Gottes,
Will ich alle Lieder weihen,
Trotz des Hohnes, trotz des Spottes,
Des sie sich von ihr erfreuen!

Wie die Saaten, die da schliefen,
Werden wach beim Ruf der Sonnen,
Wie die Quellen aus den Tiefen
Schießen auf in Frühlingswonnen,

Wie der Sterne gold'ne Lettern
Tauchen aus des Himmels Bogen,
Wie der Duft aus Nelkenblättern
Lichtwärts zieht in vollen Wogen;

So, wenn ich die Holde sehe,
So, wenn ich der Holden denke,
So, wenn in der Holden Nähe
Ich mich ganz in Lieb' versenke,

Wird mein Fühlen zu Gedanken,
Und Gedanken werden Lieder,
Und der Lieder Wurzelranken
Werden zu Gedanken wieder!

Streuen möcht' ich Liederkränze,
Streuen möcht' ich süße Sänge,
Streuen möcht' ich ew'ge Lenze,
Wo ich nur zu ihr gelänge!

Malen möcht' ich Freudensprüche
Ueberall, wohin sie blicket,
Säen möcht' ich Wohlgerüche,
Wo sie hin den Athem schicket.

Mit der Linken, mit der Rechten
Möcht' ich sie auf Rosen betten,
Möcht' ihr Märchenschnüre flechten,
Und aus Sternen Spang' und Ketten!

Möchte Scherz- und Räthselspiele
Tag und Nacht für sie ersinnen,
Möchte ihres Zimmers Diele
Mit Gedichten überspinnen.

Möchte, wenn ich von der Erden
Scheide, mich in's Grab versenkend,
Selbst ein kleines Klaglied werden,
Das sie sänge, mein gedenkend!

Grüßt mein Lied den Schwalben-Reigen,
Der den nahen Lenz verkündet,
Und es sollte schüchtern schweigen,
Wenn den Frühling selbst es findet!

Blume, Frühling, Morgenröthe,
Laß von meinem Lied Dich grüßen!
Grüßen? — Nein! wie zum Gebete
Will ich singen, Dir zu Füßen!

2.

Hast Du den Flieder versäumt,
So seh' die Rose glüh'n,
Hast Du die Rose verträumt,
So seh' die Lilie blüh'n.

Kommst Du zur Lilie zu spät,
So blüht der Mohn Dir doch,
Wird Dir der Mohn auch verweht,
Die Aster bleibt Dir noch.

Hast Du die Lerche verhört,
So lausch' der Nachtigall;
Ist nur das Ohr nicht zerstört,
Gesang wohnt überall!

Hat Morgen Gold nicht im Mund,
Der Abend auch ist hold,
Ist nur Dein Herz recht gesund,
Bringt jede Stunde Gold!

Fandst Du als Jüngling kein Herz,
Bringt Alter eins Dir geführt,
Rührt heute sie nicht Dein Schmerz,
Wird morgen sie gerührt.

Wenn Gluth das Herz nur durchweht,
Der Geist nur grünt und blüht,
Ist keine Stunde zu spät
Für Liebe und für Lied!

3.

Gebirg' ist stark, das Eisen durchbringt's,
Das Eisen ist stark, das Feuer bezwingt's,
Das Feuer ist stark, das Wasser es hemmt,
Das Wasser ist stark, der Mensch es doch dämmt,
Der Mensch ist stark, der Tod nieder ihn weht,
Der Tod ist stark, die Lieb' ihm widersteht,
Bin ich einst todt und Asche bereits,
Ich liebe, Holde, Dich noch jenseits!

4.

Der Tag ist mir so lange,
Noch länger mir die Nacht,
Am Tag ist mir so bange,
Noch bänger bei der Nacht.

Wenn Morgens ich erwachte,
Ging gleich mein Sinn zu ihr,
Wenn ich geträumt zu Nachte,
Kam gleich ihr Bild zu mir!

Wenn sie geweint im Leide,
So weinte mit mein Aug',
Wenn ich gelacht in Freude,
Lacht' ihr das Herze auch!

Was ich zu ihr gesaget,
Das sagte auch ihr Herz,
Was sie zu mir geklaget,
Das klagte auch mein Schmerz.

Als ich ihr Herz bekommen,
Da kam ich erst zu mir,
Als sie's zurückgenommen,
Da nahm sie mich von mir!

5.

Wenn Ihr kein Freund von Rosen seid,
Der Frühling kommt dennoch,
Wenn Vogelsang Euch garnicht freut,
Die Nachtigall singt doch!

Thut auch das Licht dem Auge weh,
Die Sonne scheint dennoch,
Schaut Ihr auch garnicht in die Höh',
Der Himmel schaut Euch doch!

Und wenn sie auch mein Lied nicht hört,
Mein Lied gilt ihr dennoch,
Und wenn sie auch den Tod mir giebt,
Mein Leben ist sie doch!

6.

Ich saß und sann und lauschte
   Dem Blättergeist im Baum,
Ein Feenmärchen rauschte
   Durch Zweig' und Blüthensaum;

Ich hörte Kinder sprechen,
   Ich hörte Bräute fleh'n,
Ich hörte Jugendfreunde
   Wie nahe Geister geh'n;

Ich hörte Schwäne singen,
   Ich hörte Glockenschall,
Ich hörte Nixen tanzen
   Im Saale von Kristall;

Ich hörte Engel beten
   Bei Harf- und Psalterspiel,
Ich hörte Blumen läuten
   Auf silberweißem Stiel;

Ich saß und sann und lauschte
Dem Blätterspiel im Baum,
Als ich es fassen wollte,
Zerfloß es wie ein Traum!

7.

Laß mich nach gewohnter Weise
Dir ein Blatt zu Füßen legen,
Denn es muß zu Deinem Preise
Stets sich Geist und Herz bewegen.

Zwar vermag ich nichts zu singen
Was Du mich nicht selbst gelehrt,
Doch was wir den Göttern bringen,
Haben sie zuerst beschert!

Du gabst Lieb' und Du gabst Lieder,
Du gabst Lust und Weh' für's Herz,
So empfange, Göttin, wieder
Deine Wonne, Deinen Schmerz!

8.

Morgen bringt ein Heer von Mühen,
Doch der Abend rückt sie ferne,
Tag bringt Gluth und wilde Flammen,
Doch die Nacht bringt milde Sterne!

Unmuth bringt ein Feld voll Dornen,
Frohsinn bringt uns Blumenbeete,
Zweifel bringt ein Heer voll Schlangen,
Doch der Glaube bringt Gebete!

Lüfte bringen Blitz und Geier,
Doch das Wasser Perl' und Schwäne,
Erde bringet Sorg' und Schmerzen,
Doch der Himmel bringt die Thräne!

Schönheit bringt gemalte Blumen,
Liebreiz bringt den Himmel nieder,
Liebesglück bringt Rausch und Taumel,
Liebesschmerz bringt Sang und Lieder!

9.

Frühlingsschein hab' ich getrunken
Und gebadet mich in Luft,
Aus dem Herzen sprangen Funken,
Flügel wuchsen meiner Brust;

Wie im Opferbrande rauchte,
Flammte hoch der Lüfte Flor,
Eine Götterinsel tauchte
Aus dem blauen Meer empor.

Lieder hat mein Ohr vernommen,
Doch die Sänger sah ich nicht,
Rufe hört' ich zu mir kommen,
Ohne Ahnung, wer sie spricht;

Und in dieser Zauberstunde
Trat die Holde vor mich hin,
Wie aus heiliger Rotunde
Einer Gottheit Priesterin!

Wie in Priesterbinde leuchtet
Ihre Stirne hoch und rein,
Und ein hehres Naß befeuchtet
Ihres Auges Sternenschein.

In des Augenblickes Dauer,
Als sie kam und ging und schwand
Lag Entzücken, Taumel, Trauer,
Kälte, Schauer, Frost und Brand!

Als sie hinschwand in die Ferne,
Ward die Frühlingswelt zu Staub,
Und der Glanz geträumter Sterne
Ward der Wirklichkeit zum Raub!

10.

Blumen hab' ich gesammelt und Thränen,
Ich hab' sie gesammelt für Dich, o Holde!
Ich weinte, als ich die Blumen gesammelt,
Die Thränen verbergen sich tief in der Dolde.

Ich schick' Dir die Thränen, Du innig Geliebte,
Weil Thränen allein nur der Liebe genügen;
Ich schick' Dir die Blumen, Du schmerzlich Vermißte,
Weil Sprache der Blumen allein nicht kann lügen.

11.

Moses sah den Busch in Flammen,
Und der Busch blieb unversehrt,
Und er hat die Wunderflamme
Tief im Staube dann verehrt.

Wenn ein Herz in Liebesflammen
Ihr entbrennen seht fortan,
Und das Herz lebt fort in Flammen,
Betet fromm und schweigend an.

Werft Euch nieder auf die Erde,
Und die Schuhe ziehet aus,
Denn der oberste der Götter
Spricht aus diesem Brand heraus.

12.

O Nacht, o Balsamnacht,
O süßer Wunderbaum,
Der Schlaf ist Deine Blüthe,
Und Deine Frucht der Traum!

Um Deine Wurzel lagern
Die Seelen sich zur Ruh',
Durch Deine Wipfel schauen
Die Sterne schützend zu.

Als Stern durch Deine Zweige
Möcht' ich nur einmal geh'n,
Und ihr, im stillen Schlafe,
In's holde Antlitz seh'n.

Als Sternlein möcht' ich fallen
Vom Himmel durch die Nacht,
Und vor ihr dann verlöschen,
Wenn sie ist aufgewacht!

13.

Ich hab' sie gesehen am Morgen,
  Als Baum und Blume erwacht,
Doch schöner als Tag und Aurore
  Hat strahlend ihr Antlitz gelacht.

Ich hab' sie gesehen am Abend,
  Als Sterne den Himmel bekränzt.
Doch heller als Sterne und Hesper
  Hat lieblich ihr Auge geglänzt!

Ich hab' sie gesehen im Garten,
  Als Blumen und Rosen erglüht,
Doch holder als Kinder der Flora
  Ihr rosiger Mund war erblüht!

Ich hab' sie gesehen im Saale,
  Umfluthet von Pracht und von Licht,
Doch reiner als Lichter und Flammen
  Erstrahlte ihr reizend Gesicht!

Ich hab' sie gesehen beim Beten,
Als fromm auf den Knieen sie lag,
Da erst hat mein Herz es empfunden,
Wie Schönheit das Höchste vermag!

14.

Oft seh' ich Deinen süßen Blick
Sich in mein Aug' versenken,
Wie Taucher in das tiefe Meer,
Wenn Perlen sie d'rin denken.

O tauch' Dich in mein Auge nur,
Du wirst den Schatz ergründen
Du wirst die schönste Perle d'rin,
Du wirst Dein Bildniß finden.

15.

Wie ein Zauberbuch, ein dunkles,
Liegt ihr Auge aufgeschlagen,
Und mich treibt der Geist der Liebe,
Seine Zeichen zu befragen.

Zu befragen, zu beschwören
Die geheimnißvollen Zeilen,
Voll von unenthüllten Räthseln,
Voll von Schlangen, Blitzen, Pfeilen.

Doch das Wort, dem sie gehorchen,
Diese Geister in dem Buche,
Dieses Wort kann ich nicht finden,
Wie ich sinne auch und suche.

Ist's ein Gott, der sie geschrieben,
Daß der Mensch sie nicht enthülle?
Ist's ein Dämon, der sie malte,
Auf daß wilde Gluth uns fülle?

Nein, ein Gott hat diese Zeichen
In dem Buche ausgegossen,
D'rum, wenn sie das Auge schließet,
Ist mein Himmel mir verschlossen!

16.

Sagt mir, ob ich wachend träume?
Blauer Himmel, grüne Bäume,
Dunkle Schatten, Blumenprangen,
Laue Lüfte, kühle Räume
Und des Abends Farbenschäume;
Halb geschwebt und halb gegangen,
Geht sie durch des Waldes Säume
Wie ein süßes Liebverlangen!
Wenn ich auch den Wald wegräume,
Fliegend bleib' ich doch gefangen!
Blauer Himmel, grüne Bäume,
Sagt mir, ob ich wachend träume!

17.

Dein Haar ist schwarz, Dein Auglid schwarz,
Und weiß sind Deine Wangen,
Da steht es ja schon schwarz auf weiß,
Nach Dir geht mein Verlangen!

Dein Aug' ist Gluth, Dein Blick ist Gluth,
Und kalt ist Dein Betragen,
Wie kann doch solche Flammengluth
Aus kaltem Innern schlagen?

Dein Mund ist süß, Dein Laut ist süß,
Und bitter Deine Worte,
Wie fließt doch solche Bitterniß
Aus holder Rosenpforte?

Mein Leid rührt Dich, mein Leid rührt Dich,
Ich selbst kann Dich nicht rühren;
O Leid voll Lied, o Lied voll Leid,
Wohin soll das noch führen?!

18.

O Aug', so schwarz und doch so licht,
O Aug', so hell und doch so dunkel,
Du trägst in Dir die Wunder all',
Die man erzählt von dem Karfunkel!

Denn wem Dein Schein in's Auge fällt,
Der Wunderschein, zum ersten Male,
Der steht erschreckt, er schließt das Aug',
Geblendet von dem Wunderstrahle.

Und wen Dein Strahl zum zweiten Mal
Trifft, mit dem Glanz, dem freundlich feuchten,
Der fühlt durch all' sein Wesen geh'n
Ein inneres Erglüh'n und Leuchten!

Und wem die Götter Dich geschenkt
Zu eigen und ganz für immer,
Dem nahen sich die Erdensünd',
Der Erde finst're Geister nimmer!

Und wer Dich nur betrachtet lang,
Und sich versenkt in Deine Fluthen,
Dem ist's, als ob in Deinem Grund
Viel tausend kleine Lieder ruhten.

Mit jedem Blick Dir in das Aug'
Lockt er ein Lied vom hellen Grunde,
D'rum kaum ich Dich nur hab' erschaut,
So gibt ein Liedchen davon Kunde!

19.

Die Rose schimmert munter,
Zum Baum empor sie sieht,
Da singt zu ihr herunter
Die Nachtigall ihr Lied.

Der Sang von hohem Raume
Zur Ros' herab nicht klingt,
Der Rose Duft zum Baume
Hinauf sich auch nicht schwingt;

Und so auf halben Wegen,
Inmitten in der Luft,
Da kam sich doch entgegen
Der Wohllaut und der Duft.

Und wie sie sich verweben
Und fließen ineinand',
D'raus wird ein Lieder-Leben,
Das geht durch jedes Land.

Mit Worten, mit gar süßen,
Zu allen Herzen spricht's:
„Die Liebe läßt schön grüßen!"
Und weiter sagt es nichts.

Was will denn mehr noch haben
Ein Herz zum Ueberfluß,
Als zarte Liebesgaben
Und seiner Liebe Gruß?

20.

Du Gedächtniß, fromme Schwalbe,
Die in meinem Herzen nistet,
Die zu oft das Jahr, das halbe,
In der Ferne nur sich fristet,

Kehr' zum Liederfrühlings-feste,
Süße Hausgenossin! wieder,
Habe Dir zu Deinem Neste
Schon bereitet süße Lieder,

Liederchen, so weich wie Seide,
Liederchen, so zart und schmiegsam,
Wohlig, wie zum Winterkleide,
Und zum Ruhen gar so wiegsam.

Fromme Schwalbe, bleibe wohnen,
Auch im Winter fliehe nimmer,
Find'st bei mir die warme Zone,
Herz, das liebt, hat Frühling immer!

21.

Ja schön ist ihre Locke,
Doch schöner ist das Haupt,
Dem ich die dunkle Locke
Zur guten Stund' geraubt.

Ihr Brief ist gar so lieblich,
Doch lieblicher die Hand,
Die Hand, die ihn geschrieben,
Als Amor bei ihr stand!

Das Busenband ist reizend,
Das sie verlor im Geh'n,
Doch reizender die Stelle,
Wo ich's zuerst geseh'n!

Ihr Bild ist wie ein Engel,
Doch engelhafter sie,
Ihr Bildniß ist getroffen,
Sie selber treff' ich nie!

Ihr Herz ist mir verschlossen,
Verschloss'ner noch ist sie,
Zum Herzen wüßt' ich Schlüssel,
Doch zu ihr selber nie!

22.

Was sagen die Wolken? —
Wir kommen und gehn! —
Was sagen die Blätter? —
Wir grünen, verwehn! —
Was sagen die Sterne? —
Wir schimmern, erbleichen! —
Was sagen die Träume? —
Wir täuschen, entweichen! —
Was sagen die Lieder? —
Wir athmen und sprechen! —
Was sagen die Herzen? —
Wir lieben und — brechen! —

23.

Schön ist sie, wenn sie herzinnig
  Grüßet und das Antlitz neigt,
Schön, wenn sie verständniß-sinnig
  Und bedeutsam lächelnd schweigt;

Schön ist sie, wenn sie in Ferne
  Wandelt in des Waldes Grund,
Schön sind ihre sanften Augen,
  Schön ihr süßgeformter Mund;

Schön ist sie, schön, wenn sie weinet,
  Schön, wenn Freude sie verklärt,
Schön ist sie, wenn sie verneinet,
  Schöner noch, wenn sie gewährt;

Doch am schönsten ist sie betend,
  Sonntags in dem Gotteshaus;
Vor das Gnadenbildniß tretend
  Zieht das Betbuch sie heraus.

Schönheit, Fülle, Reiz des Leibes
Sah ich nimmer zu der Zeit,
Nur den höchsten Reiz des Weibes:
Ein Gesicht in Frömmigkeit.

Gott zum Preis und Gott zum Ruhme,
Prangt der Frauen volle Blüth',
Reiz des Leibes ist die Blume,
Und der Duft: ein rein Gemüth!

24.

Wenn die Wintersterne oben
Schimmern, funkeln mit besonderm Licht,
Für die tiefe Erdenzone
Ein die strengste Kälte bricht;

So auch, wenn Dein Auge funkelt
In besonders hellem Schein,
Tritt für mich dann erst empfindlich
Deines Herzens Kälte ein.

25.

Es fiel auf grüne Matten
Ein Stern herab zur Nacht,
Er lag gehüllt in Schatten,
Bis daß die Erd' erwacht.

Und als der Tag jetzunder
Ließ seine Fahne weh'n,
Da ward das helle Wunder
Von aller Welt geseh'n.

Die Lerche fragte flötend:
Wo kommt dies Lichtbild her?
Die Rose meint erröthend,
Sie sei jetzt Ros' nicht mehr!

Die Schmetterlinge wagten
An diesen Glanz sich nicht
Die Nachtigallen zagten
Mit ihrem Liebgedicht.

Und aus dem Stern zur Stunde
Wird schnell ein rosig Weib,
Hat Perlen zart im Munde,
Und leuchtend ist ihr Leib!

Ihr Haar ist reich und prächtig,
Ihr Lächeln ist wie Wein,
Ihr Auge tief und mächtig,
Es sieht wie Nordlicht d'rein!

Ich ging an grünen Borden,
Da nahm ich plötzlich wahr,
Den Stern, der Frau geworden,
Die Frau, die Stern erst war.

Ein heil'ger Liebeskönig
Dem Stern stets nach ich zieh',
Wohin? das frag' ich wenig,
Zum Heil führt sicher sie!

26

Aus dem Leib nahmst Du mir mein Herz,
Was hast Du mit dem Herzen gemacht?
Aus dem Herz nahmst Du mir mein Lied,
Wo hast Du das Lied hingebracht?

Aus dem Kopf nahmst Du das Denken mir,
Und doch denkst Du meiner nicht!
Aus dem Schlaf die Träume Du nahmst,
Weil ein jeder von Dir nur spricht.

Du nahmst mir viel, Du nahmst mir All's!
Gesang und Lied, Gedanken, Traum;
Und gabst dafür nur wenig mir,
Und gabst mir Hoffnung kaum:

Doch was Du gabst, wie wenig auch,
Es ist des Lebens gold'ner Baum,
Denn auf dem Zweig der Hoffnung blüht
Gesang und Lied, Gedanken, Traum.

27.

Sei gegrüßt, mein Edelfalke,
Mit dem Aug' so hell und klar,
Blickst Du, Falke, mir in's Auge,
Blickst Du mir in's Herz fürwahr!

Sei gegrüßt, mein Reh des Waldes,
Stolzen Schrittes, leicht bewegt;
Ebenmaß tritt mir entgegen,
Wenn Dein Schritt zu mir Dich trägt.

Sei gegrüßt, mein Schilf am Strande,
Mit dem Leib so schlank und fein,
Neigst Dich, beugst Dich, zartgeschmeidig
Schließt mein treuer Arm Dich ein.

Sei gegrüßt, Du Hebronstaube,
Mit dem Blicke sanft und fromm,
Bring' im Mund ein Liebesblättchen,
Süße Taube, komm, o komm!

Sei gegrüßt, Juwel der Frauen,
Demant mir und Edelstein,
Schreibe in die Herzensscheibe
Deinen Namen mir hinein.

Und der Name wird da bleiben
Bis zur letzten Lebensfrist,
Bis im Tode mit dem Namen
Auch das Herz gebrochen ist.

28.

Man erzählt von dem Bonon'schen Stein,
Daß am Tag er trink' die Strahlen,
Um des Nachts im Finstern dann
Licht und Helle auszustrahlen;

So, mein Aug', eh' Du erblindest,
Trink ihr Bild noch allzumalen,
Um es in der Nacht der Blindheit
Meinem Innern auszustrahlen.

29.

O Herz, mach' alle Thüren auf,
Es kömmt ein Gast, ein lieber;
O Lieb', kehr' ein, eh's Abend wird,
O Lieb', geh' nicht vorüber.

Ich will Dich kleiden in Seidenkleid,
Aus buntem Lied gewoben;
Will Dir bereiten Liebesmahl,
Den Trank auch sollst Du loben;

Will Dir bereiten Lagerstätt'
Aus frischen wilden Rosen;
Und will Dich singen in den Schlaf
Mit Schmeichelwort und Kosen.

O Lieb', weil Du noch einmal kamst,
Bevor mein Tag geht nieder,
D'rum sei gesalbt mit Lieder-Oel
Dir Haupt und Brust und Glieder!

30.

Der Zephir, der des Morgens weht,
Der hat die Rose gepflegt,
Der Westwind, der des Tags dann geht,
Der hat die Rose bewegt.

Der Südwind, der des Mittags geht,
Der hat die Rose geneigt,
Der Ostwind, der des Abends geht,
Der hat die Rose gebeugt.

Der Sturmwind, der zu Nachten geht,
Der hat die Rose geknickt;
So ward die Ros' gebrochen wohl,
Doch ward sie nie gepflückt!

31.

Als ich betrübt und leidvoll war,
Und Weh im Herzen lag,
Hab' ich geweint und stets geweint,
Geweint bei Nacht und Tag.

Als ich beglückt und selig war,
Als ich mit Dir vereint,
Als ich an Deinem Anblick hing,
Hab' wieder ich geweint!

Wie ist es doch so wunderbar
In einer Menschenbrust;
Wie gleich sind oft im Leben doch
Der Schmerz und auch die Lust!

32.

In ihrem Auge tief,
Da lag ein Stern und schlief,
Weil's Aug' sie zugemacht;
Da küßt' ich ihr das Augenlid,
Sie schlägt es auf und sieht,
Da war der Stern erwacht!

Und als nun wach der Stern war,
Da schaut er aus dem Aug' so klar,
So wundervoll mich an:
„Weil Du gestört hast meinen Schlaf,
So sei's fortan zu Deiner Straf'
Um Deinen Schlaf gethan!“ —

Schließ' ich nun Nachts das Auge zu,
Der Stern erscheint, gibt keine Ruh',
Bis Morgenroth erwacht!
Gewiß des Himmels Ausspruch ist:
„Wer jemals einen Stern geküßt,
Für den gibt's keine Nacht!“

33.

Aus meinem Herzen quillt es,
Aus meinem Herzen schwillt es:
Ich sehne mich nach ihr!
Aus meinen Augen bricht es,
Aus meinen Liedern spricht es:
Ich sehne mich nach ihr!

In alle Lüfte klag' ich's,
Zu allen Blumen sag' ich's:
Ich sehne mich nach ihr!
In tausend Worte kleid' ich's,
In alle Bäume schneid' ich's:
Ich sehne mich nach ihr!

In allen Träumen schau' ich's
Und jedem Stern vertrau' ich's:
Ich sehne mich nach ihr!
Und ewig also treib' ich's,
Mit jedem Wölkchen schreib' ich's:
Ich sehne mich nach ihr!

34.

Eine blaue Himmelsdecke
Hat uns Gott hier für das Leben,
Eine grüne Erdendecke
Für den Tod uns auch gegeben.

In die blaue Lebensdecke
Stickt er seine lichten Sterne,
Daß der Mensch hier auf der Erde,
Höh're Lichter kennen lerne;

In die grüne Todesdecke
Stickt er jährlich frische Rosen,
Daß sie von dem Auferstehen
Sprechen zu den Glaubenslosen.

Sterne steh'n in Deinen Augen,
Blumen in dem Antlitz eben;
Bist mir Himmel, bist mir Erde,
Hier und dort mir Tod und Leben!

35.

Mein ganzes Leben!
Ich hab' Dir so gar nichts zu geben,
Als nur mit Zittern eben
Mein ganzes Leben!

Mein Glück hiernieden!
Mir ist auf Erden nichts beschieden,
Darum nimm, und sei zufrieden,
Mein Glück hiernieden!

Mein Herzgedenken!
Ich habe nichts, was ich könnte schenken,
Ich kann stets nur zu Dir lenken
Mein Herzgedenken!

Mein Quell der Lieder!
Was leg' ich Süßes Dir zu Füßen nieder?
Dir selbst entspringt ja immer wieder
Mein Quell der Lieder!

36.

Ich möchte Dir sagen so gerne,
Daß ich Dich liebe!
Wie soll ich Dir sagen von ferne,
Wie ich Dich liebe?
D'rum bitt' ich dort oben die Sterne:
Sprecht Ihr von Liebe!

Ich möchte Dir schreiben zwei Zeilen,
Voll nur von Liebe!
Ich möchte geh'n tausend von Meilen,
Dir nur zu Liebe,
D'rum bitt' ich die Blumen zu eilen
Zu Dir hin in Liebe!

Ich möchte Dir küssen die Wange
Zärtlich in Liebe!
Ich möchte Dir Halsband und Spange
Schenken in Liebe!
D'rum bitt' ich den Blick, daß er hange
An Dir in Liebe!

Ich möchte viel Perlen Dir senden,
Rein wie die Liebe.
Ich möchte Dir dichten Legenden,
Heilig wie Liebe!
D'rum sing' ich, das Herz Dir zu wenden,
Lieder der Liebe!

37.

Womit grüßen sich Sterne?
Mit dem Strahl durch die Luft!
Womit grüßen sich Blumen?
Durch den Athem voll Duft!
Womit grüßen sich Berge?
Durch des Wiederhalls Ruf!
Womit grüßen sich Lieder?
Durch den Geist, der sie schuf!
Womit grüßen sich Herzen?
Mit des Augapfels Schein!
Womit grüßt denn die Liebe?
Durch sich selber allein!

38.

Ich pflücke die Rosen, die prangend
Am Rosenstrauch steh'n,
Die Rosen sie fragen mich bangend:
Für wen, ach, für wen? —
Nicht weiß ich's für wen und nicht weiß ich wofür,
Doch alle die Rosen, die Rosen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich denke und sinne mit süßem Behagen
An dies und an das;
Da kommen die Leute und fragen:
An was denkst? an was? —
Ich weiß es wohl selbst nicht, kann's sagen nicht Dir,
Jedoch die Gedanken, die Gedanken von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich schreibe viel Briefchen herzinnig,
Bald groß und bald klein;
Da fragen dann Viele so sinnig:
An wen soll das sein? —
Ich schrieb' sie nicht Euch und ich schrieb' sie nicht ihr,
Doch alle die Briefchen, die Briefchen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

Ich dichte und singe viel Lieder,
Bald froh und bald bang;
Da kommen und fragen sie wieder:
Wem gilt Dein Gesang? —
Ich weiß nicht, wohin wohl das Echo sie führ',
Doch alle die Liedchen, die Liedchen von mir
Geh'n alle, geh'n alle, geh'n alle zu ihr!

O Rosen und Briefchen und Lieder,
O hört' meine Bitt'!
Geht einst zu der Holden ihr wieder:
So nehmt mich doch mit; —
Ihr alle geht zu ihr bei offener Thür',
„Du Armer allein!“ so sag' ich zu mir, —
„Geh'st niemals, geh'st niemals, geh'st niemals zu ihr!“

39.

Süßer Wahnsinn, kamst du wieder,
Wie ich in die Ferne lausch'?
Alte Liebe, junge Lieder,
Alter Wein und junger Rausch!

Lautes Lärmen, stilles Sehnen,
Wie sich seltsam das vereint!
Kalter Brief und heiße Thränen,
Blaues Auge roth geweint!

Kurze Nächte, langes Denken
An die Liebste, weit von mir,
Lieder, Wünsche, Träume, alle
Lenken ihren Weg zu ihr!

40.

Meine Lieb' ist eine Biene,
Schwärmend um die wilde Rose,
Süßen Liederhonig sammelnd
Aus dem Antlitz, makellose.

Eine Bien' ist meine Liebe,
Und ihr Stachel fuhr mit Schmerzen
In die Brust mir, in die Seele,
Unter Singen, unter Scherzen.

Und ich fühle, daß nur sterbend
Dieser Schmerz vergehen werde,
Liebesscherz und Bienenstiche
Heilt die Hand voll kühle Erde!

41.

Einen Tag nur in der Woche
Darf ich hoffen, sie zu sehen,
Dieser Tag kömmt glanzvoll, strahlend,
Alle andern farblos gehen.

Eine Stund' in diesem Tage
Ist sie mir nicht ganz so ferne;
Dieser süßen Stund' zu Liebe
Harr' ich lange Tage gerne!

Zwei Minuten dieser Stunde
Sind gegönnt mir, ihr zu sagen
All' mein Denken, Fühlen, Sehnen,
Hoffen, Wünschen, Bangen, Klagen!

Und in diesen zwei Minuten
Hält Verstummen mich gebunden,
Ihr mein Herz zu offenbaren,
Voll von Dornen, Blut und Wunden.

42.

Die Blüte fällt, der Baum aber bleibt,
Der Baum, der viele Blüten noch treibt;
Die Klage schweigt, der Schmerz dauert fort,
Der Schmerz tönt Klagen aus immerfort.

Die Welle geht, der Strom bleibt stehn,
Der Strom, aus welchem Wellen stets gehn,
Die Thräne trocknet, das Auge nicht,
Das Aug', aus welchem die Thräne stets bricht.

Der Mund verstummt, der Wiederhall nie,
Der Wiederhall tönt Abends und früh;
Es brach mein Herz, die Leier brach nicht,
Sie tönt für Dich stets Lied und Gedicht.

43.

Der Edelstein liegt tief im Schacht,
In ihm kein Licht, kein Flimmern,
Er liegt gehüllt in dumpfer Nacht;
Wie kann er da auch schimmern?

Doch wenn der Lichtstrahl auf ihn fällt,
Dann fängt er an zu strahlen,
Daß Mensch und Erd' und Himmelszelt
In seinem Schein sich malen.

In bin der Stein, Du bist das Licht,
Das Licht, das mich getroffen,
Nun strahlt und funkelt mein Gedicht
Von Liebe und von Hoffen!

———

44.

Ich seh' in's Aug' ihr zärtlich,
Ich frag' den Ring darin so klein:
„Gehört sie mir?“ Er flüstert:
„Sie ist Dein!“

Ich küss' die Hand ihr zärtlich
Und frag' den Ring daran so klein:
„Gehört sie mir?“ Er flüstert:
„Nein, o nein!“

Wem glaub' ich von den beiden?
Dem Augenring? dem Ring der Hand?
Ich glaub', was Sterne sagen
Und Ring und Stern miteinand'!

45.

Eine Blume sah ich blühen,
Küßte sie und brach sie nicht;
Sprach: „Ade, Du süße Blume!"
Und verhüllte mein Gesicht.

Kam am andern Morgen wieder,
Und die Blume war verblüht;
Schmetterling hat sie getödtet,
Ihr die Aeuglein ausgeglüht.

„Schmetterling, Du bunter Bursche,
Suchst von gestern Deine Braut?
Ueber Nacht ist sie gestorben,
Ohne Klage, ohne Laut."

Und die Blume sah ich liegen,
Küßte sie und brach sie nicht,
Sprach: „Ade, Du bittre Blume!"
Und verhüllte ihr Gesicht.

46.

Ich möchte singen ein wildes Lied,
Ein Lied mit Helm und Sporn,
Ich möchte zieh'n ein Schwert, das glüht,
In Grimm, in Wuth und Zorn!

Ich möchte donnern ein Hochgedicht
Aus Gluth und Muth gereimt,
Ich möchte sprechen wie Aetna spricht,
Wenn er von Lava schäumt.

Ich möchte weh'n ein brennend Wort
An vieler Menschen Ohr,
Daß es auflodere also fort
In's off'ne Menschenohr!

Ich möchte singen ein Ständchen toll
Der schlafbefang'nen Zeit,
So daß die Schläferin glauben soll,
Das Weltend' sei nicht weit!

Da zeigt sich die Geliebte mir,
Das wilde Lied wird zahm,
Es will zu ihr und es strebt zu ihr
In Lieb' und Leid und Gram.

Der Zorn verstummt und der Groll wird mild,
Der Grimm wird Zärtlichkeit,
Was ich gestrebt, was ich gewillt,
Liegt hinter mir so weit!

Die Welt erscheint mir so wunderschön,
Die Menschen lieb und gut,
Ich möcht' mit Allen zusammen geh'n
Und theilen Herz und Blut.

Ein Herz, das liebt, das hegt keinen Groll,
Denn Lieb' ist all' sein Schatz,
Ein Herz, das immer von Lieb' ist voll,
Hat für nichts and'res Platz!

Du, süßes Weib, machst zur Süßigkeit
Die Bitterniß in mir,
Das „wilde Lied", es wird jeder Zeit
Zur „wilden Rose" Dir!

47.

Hab' eine Rose bekommen,
Ach, aus gar schöner Hand!
Ich hab' die Rose genommen,
Denn ich bin ja galant!
Die Rose, sie war voll Duft und Licht,
Allein gesprochen hat sie, die Rose, doch nicht!

Die Rose, sie fühlt, ob Liebe sie pflückt,
Dann leuchtet sie sehr;
Die Rose, sie fühlt, ob Liebe sie schickt,
Und duftet noch mehr;
Die Rose, sie weiß, ob Liebe sie schenkt,
Die Rose, sie weiß, ob die Lieb' sie empfängt!

Und kömmt die Rose von Liebe gesandt,
Dann lacht ihr Gesicht!
Und kömmt eine Rose in liebende Hand,
Dann lebt sie und spricht!
O, käm' ein Röslein, ein wildes, nur her,
Das lachte und plauderte und schwiege nicht mehr!

48.

Wilde Stunden, böse Tage
Hab' zuweilen ich im Leben;
Wo ich bin den finstern Mächten,
Den Dämonen Preis gegeben!

Bald des Hasses Geierflügel
Um das Haupt mir nächtlich rauschen,
Bald der Rache wilde Geister
Auf des Herzens Pulse lauschen!

In meinem Denken fühl' ich Schlangen
Wie im weichen Moose wühlen,
Und mein Fühlen und Empfinden
Möcht' in Feindes Blut ich kühlen!

Mit dem Himmel möcht' ich rechten,
Zerren an der Erde Adern,
Mit den Menschen blutig streiten,
Mit der Hölle höhnisch hadern!

Da erscheint der Lichtesbote,
Die geliebte „wilde Rose“,
Und die bösen finstern Geister
Schwinden in das Wesenlose!

Engelzuruf, Freudensgrüße,
Frühgebete um mich klingen,
Friedenstauben grüne Blätter
In das Herz mir freundlich bringen!

Wie der See wird oft im Sturme
Plötzlich still und glatt und eben,
Wird, indem ich sie erblicke,
Still und klar mein stürmisch Leben!

— ——— - —

49.

Geh' hin, Du blätterreicher Ast,
Sag' ihr, so viel Du Blätter hast,
So viel bringst Du der Süßen
An Küssen und an Grüßen!

Zieh' hin, Du Wolke, sage ihr,
So viele Tropfen als in Dir,
So viel bringst Du der Süßen
An Thränen und an Grüßen!

Geh', Abendhimmel! zu ihr hin,
Sag' ihr, so viel Sternlein in Dir glüh'n,
So viel bringst Du der Süßen
An Wünschen und an Grüßen!

Geh' hin, du Schwalbenzug dort weit,
Sag' ihr, so viel Ihr Schwalben seid,
So viel bringst Du der Süßen
An „Lebewohl" und Grüßen!

50.

In einen Wald möcht' ich gehen,
In den noch Niemand gegangen,
In einen Stern möcht' ich sehen,
Der noch Keinem aufgegangen!

In einem Meere möcht' ich schiffen,
Das noch von Niemand durchschnitten,
Um einen Preis möcht' ich kämpfen,
Um den noch Niemand gestritten.

Auf einer Windharf' möcht' ich spielen,
Die noch kein Lufthauch erschüttert,
In einer Wolke möcht' ich wandeln,
Von der kein Blitz noch gewittert!

Und in ein Aug' möcht' ich schauen,
Das mit keinem Blick noch gesprochen,
Und an ein Herz möcht' ich sinken,
Das noch kein andres gebrochen.

51.

Wann ist der Liebe Stund'?
Wenn in dem Waldesgrund
Die Blätter heimlich plaudern;
Dann, Lieb', ist Deine Zeit,
Dann, Liebe, sei gescheidt,
Dann ist nicht Zeit zum Zaudern!

Wann ist der Sehnsucht Stund'?
Wenn an dem blauen Rund
Die Sterne alle wandern;
Dann wird die Sehnsucht wach
Mit ihrem O! und Ach!
Ein Herz will zu dem andern!

Wann ist des Dichters Stund'?
Wenn Herz ist weh und wund,
Wenn Herzblatt schwimmt in Thränen!
Dann wird das Leid zum Lied,
Und zum Gedicht erblüht
Das Harren und das Sehnen!

52.

Ich ging an ihrem Garten hin,
Die Thür zu dem Garten verschlossen;
Doch standen blühend die Bäume da,
Von Hermelin übergossen;
Und leise lispelte der Flieder:
„Sie kommt nun bald wieder!“

Ich stieg über's Gitter leise hinein,
Gleich einem nächtlichen Diebe;
Ich fragte die Bäume, ob es möglich kann sein,
Daß sie, die Allerschönste, mich liebe?
Und leise lispelte der Hollunder:
„Die Liebe thut Wunder!“

Und traurig geh' ich ab und auf,
Es rauscht herab vom Wipfel;
Ich schau' in Sehnsucht weit hinweg
Wohl über der Berge Gipfel,
Da flüstert es still durch die Buchen:
„Du mußt sie suchen!“

Ich lege mich sinnend dann in's Gras,
Um an die Geliebte zu denken,
Die Aeste der Bäume wie treue Freund'
Sich nieder auf's Haupt zu mir senken,
Und leise flüstern die lieblichen Linden:
„Du wirst sie schon finden!"

Natur, Du bist ein liebliches Buch
Für Herzen, die dichten und lieben,
Orakel und Wunder sind hier und hier
Auf jegliches Blatt Dir geschrieben!

53.

Die Rose steht einsam zur Nacht
Mit offenen Augen im Garten,
Sie stehet so einsam und wachet und wacht,
Den Liebsten, den Tag, zu erwarten;
Und als der Geliebte im Strahlenkleid kam,
Sie küssend mit Thau und mit Flammen,
Erfaßt sie die Wonne, erfaßt sie die Scham,
Sie trinkt und bebt und sinket zusammen.

54.

Gestern warst Du lieb und wonnig,
Lieb und sonnig warst Du gestern,
Doch auch heute bist Du sonnig,
Und ich will den Tag nicht lästern;
Gestern warst Du schön wie heute,
Brauchst Dich, Holde, nicht zu sorgen,
Schön wie heute bist Du morgen!

Gestern warst Du gar so prächtig
Warst gehüllt in Gold und Seide,
Dunkel war Dein Haar und nächtig,
Licht die Augen alle beide;
Doch von gestern und von heute
Brauchst Du Dir von heut für morgen
Keinen neuen Reiz zu borgen!

Gestern war ich wie von Sinnen,
Bin von Sinnen heut noch immer;
Denn wie soll ich Dich gewinnen,
Weiß ich heut wie gestern nimmer;
Gestern sann ich, sinn' noch heute,
Und in Bangen und in Sorgen
Sinn' ich sicher auch noch morgen!

55.

Unter allen Blumen mir zuwider
Ist „brennende Lieb'“ nur allein;
Laut und wild wie Gassenlieder
Ihre Blätter „liebt mich!“ schrei'n!

Auf dem Fenster, an der Hecke,
Auf der Treppe, vor dem Haus
Steckt die ungenirte Kecke
Ihre rothe Fahne aus.

Nebenan die weiße Rose,
Noch vom Thau des Morgens naß,
Wie sie dasteht! gierdenlose!
Sinnig hold und reizend blaß.

Roth das ist ein Ding, ein dreistes,
Das von Sinnenflammen schreit,
Blässe ist die Farb' des Geistes,
Blaß ist der Gedanken Kleid!

Dir im blassen Angesichte,
Feenweib, von Gott geschmückt!
Steh'n Gedanken und Gedichte,
Die mein Auge durstig pflückt!

56.

Ein Rosenstrauch ganz einsam steht,
Mit Duft er rings die Lüfte füllt!
Wenn Ihr zurück die Aeste biegt,
Der Rosenstrauch — ein Grab verhüllt!

Von wilden Rosen steht ein Strauch,
Man pflückt die Rosen heiter ab;
Wer durch die Zweige tiefer blickt,
Sieht ein verfallen Herzensgrab!

57.

Viele holde, wilde Rosen,
Lieblich zart und geisterblaß,
Zaubert mir die Nacht des Neujahrs
Zum Geschenk an's Fensterglas.

In den Stengel dieser Rosen
Schreib' ich Deinen Namen ein,
Und in seine weißen Blätter
Liedchen und Vergißnichtmein!

Morgen kömmt und Strahl der Sonne,
Lied und Namen auch zergeht,
Und an Lied- und Namen-Stelle
Eine helle Thräne steht!

58.

Daß ich Dich liebe, macht mich glücklich;
Ob Du mich liebst? Ich weiß es nicht!
Ich weiß es nicht; will Dich nicht fragen,
Auf Gegenlieb' leist' ich Verzicht.

Ich lieb' das Licht, ich lieb' die Blume,
Ich lieb' den schönen Abendstern,
Ich lieb' den See mit blauen Wellen,
Und frag' sie nicht: „Habt Ihr mich gern?"!

Wer liebt und fordert Gegenliebe,
Liebt sich selbst auch und liebet zwei,
Ich liebe sie und sie nur einzig,
Und nicht einmal mich selbst dabei!

59.

Einst ging die Blumenkönigin
Durch ihre bunte Schöpfung hin,
Um jede Blume, groß und klein,
Zum Liebes-Sinnbild einzuweih'n.
Zur Rose sprach sie: „Sei das Bild
Von „Liebesgluth", die nie gestillt;"
Der Lilie ward ein höh'rer Preis,
Denn „Unschuld" deutet an ihr Weiß;
Das Veilchen war am besten d'ran,
„Bescheidenheit" nur zeigt es an;
Zur Sonnenwende sagte sie:
„Sei Du das Bild der Sympathie."
Tulpe, stolz auf Schmuck und Kleid,
Ward Symbol der Eitelkeit.
So ertheilt sie gut und wohl
Jedem Blümchen sein Symbol;
Nur ein Blümchen, blau und klein,
Stand im Gras versteckt, allein,
Und von Flora ungeseh'n
Bleibt das arme Blümlein steh'n,

Bis es schüchtern flüsternd spricht:
„Königin! vergiß mich nicht!"
Flora sieht das Blümchen an,
Das mit Demuth angethan
Sanft und schmachtend zu ihr schaut;
Sagt dann zu dem Blümchen laut:
„Weil ich Dich im grünen Bett
Gar zu bald vergessen hätt',
Sage, Blümchen Du, sofort
Für das Herz das höchste Wort,
Was die Lieb' am liebsten spricht,
Sage nur: Vergißmeinnicht!"

60.

Wilde Rose, thaubegossen,
Hat die Aeuglein noch geschlossen,
Steht im Grünen, früh am Tage,
Schlummernd in dem Knospen-Hage
Kömmt der Westwind herzufliegen,
Kömmt der Westwind, sie zu wiegen:
„Schlumm're, schlumm're, kleine, lose
Waldestochter, wilde Rose;
Schmetterling steht auf der Lauer,
Ueberfliegt die Gartenmauer,
Wartet schon auf Dein Erwachen,
Um den Hof Dir gleich zu machen,
Wie Du kömmst aus Deinem Schlummer,
Harret Deiner Liebeskummer!"
Wilde Rose, halb im Schrecken,
Fängt die Blättlein an zu strecken,
Reibt den Schlaf sich aus den Augen,
Tagesstrahlen einzusaugen,
Spricht zum Westwind, halb im Lachen:
„G'rade d'rum will ich erwachen!

Schmetterlinge nur und Rosen
Sind geschaffen, sich zu kosen;
Schmetterling und Rose, beiden
Fehlt die Zeit, sich lang zu meiden,
Lang sich schweigend zu betrachten,
Lang zu klagen, lang zu schmachten!
Schmetterling und Ros' zusammen,
Kurze Seufzer, kurze Flammen,
Kurzes Leben, kurze Sinne,
Kurzes Buhlen, kurze Minne,
Kurzes Wehren, kurzes Beben,
Kurz begehrt und kurz ergeben!" — —

Also hat die Ros' gesprochen,
Als sie Schmetterling gebrochen;
Also steht die Kunst zu lieben
Auf dem Rosenblatt geschrieben!

61.

Eine Kirche ist die Erde,
Und die Berge sind Altäre,
Finken, Lerchen, Nachtigallen
Sind die frommen Priester-Chöre!

Und die Blumen sind die Knaben,
Die, im weiß und rothen Kleide,
Weihrauch senden in die Lüfte
Aus dem Kelch von Blätterseide.

Blau' und weiße Glöcklein läuten,
Daß die Kirche man betrete,
Und die Himmelschlüßlein öffnen
Uns den Himmel zum Gebete!

Und der Himmel ist die Kanzel,
Allwo predigt laut der Glaube,
Von dem Lichte, von der Allmacht
Für die Hörer tief im Staube.

Und des Herzens reine Liebe
Ist die fromme, stille Messe,
Und das Hoffen ist der Segen,
Den das Herz gar nie vergesse!

62.

Der Frühling behütet die Rose am Strauch,
O Frühling, behüte die Rose mir fein!
Die Rose behütet die Liebe dann auch,
O Rose, behüte die Liebe mir fein!
Die Liebe behütet das Lied in der Brust,
O Liebe, behüte die Lieder mir fein!
Doch Liebchen zu hüten sind Lieder zu schwach,
Die Liebchen sind leider zu flott!
Und hütest Du, Liebchen, Dich selber nicht — ! — ach!
Dann, Liebchen, behüte Dich Gott!

63.

Den Wald nur kann ich lieben,
Der Wald ist recht mein Ort,
Im Walde steht geschrieben
Manch' grünes Räthselwort.

Im Walde, so im düstern,
Da wird's in mir erst licht,
Ich hör' die Zweige flüstern,
Ich hör' das Blatt, das spricht.

Ich liege, um zu lauschen,
Wie durch der Bäume Weh'n,
Wie durch der Blätter Rauschen
Verschied'ne Stimmen geh'n.

Aus hohen Wipfelräumen
Tönt eine Stimme her,
Als ob's in schweren Träumen
Ein Herz voll Sorgen wär'.

Doch durch die tiefern Aeste
    Da geht ein Klingen mild,
Wie aus dem Blätterneste
    Des Sprossers Klage quillt;

Viel tausend süße Lieder
    Von Sehnsucht, Lieb' und Schmerz
Sie sinken dann hernieder
    Und sinken in mein Herz!

Da pfleg' ich sie in Wehmuth,
    Tauch' sie in Thränen ganz,
Und flechte sie in Demuth
    Der Lieblichen zum Kranz!

64.

Es steht ein rother See in Feuergluthen,
In ihn ergießen sich viel wilde Flammen,
Bald lacht der Spiegel seiner hellen Fluthen,
Bald rinnen wild und lodernd sie zusammen;
In seiner Tiefe wohnen beieinander
Delphin und Unhold, Nix und Salamander.

Viel tausend Klippen, Wirbel, Felsenrisse
Droh'n dem, der diesen See will kühn befahren,
Doch Muth und Hoffnung senden ihre Schiffe
Zur See, in Stille und in Sturm'sgefahren —
Und zu durchschiffen ihn auf Abenteuer,
Ersteht doch ein Columbus stets, ein neuer.

Und auf des rothen See's tiefem Grunde,
Allwo entspringt der Wegen Wunderquelle,
Sieht man, wenn klar der See, zur stillen Stunde,
Den Schatz von Perlen in der Muschelzelle;
Und wer zum Grund des See's will niedertauchen,
Verschließ' den Mund und wage kaum zu hauchen.

— Kennst Du den „rothen See"? — Es ist das Herz,
Mit seiner Ebb' und Fluth aus Lust und Schmerz!

65.

Wie Elfenbein liegt da ein See, ein kleiner,
Geebnet wie ein Teich am Frühlingsmorgen.
So glatt, so rein, kein Lilienblatt ist reiner;
Doch unter seiner Decke, still verborgen,
Arbeiten ungesehen stille Mächte,
Zum Glück und Weh' der menschlichen Geschlechte!

Was unter dieses See's Silberspiegel
Geheime Kräfte wundersam ersinnen,
Drückt auf dem See, ein unverkennbar Siegel,
Sich ab, mit seinem ersten Urbeginnen;
Was innen lebt an Stärke und an Schwäche,
Das malt er ab auf seiner Oberfläche:

Bald kräuselt sich der See, die weißen Wogen
Geh'n hoch, in Furchen falten sich die Wellen;
Und bald, von düstern Wolken überflogen,
Verdunkeln sich die sonst so klaren Stellen,
Und wenn er ruhig scheint, als ob er schliefe,
Ringt eine Welt sich oft aus seiner Tiefe!

— Kennst Du den „weißen See", den silberblanken?
Die Stirne ist's, das Weltmeer der Gedanken!

66.

Es ruht ein blauer See in engen Grenzen,
Doch weithin strahlt sein magisches Gefunkel,
Wie Morgenhimmel bald erscheint sein Glänzen,
Und bald wie Abendhimmel, düsterdunkel;
Doch sind in diesem Himmel, in dem klaren,
So Tag als Nacht die Sterne zu gewahren!

Und was der „weiße See“ als ein Geheimniß
Verschließt, wie Perlen in den Austerzellen,
Das spricht der „blaue See“ aus ohne Säumniß
Das plaudern aus die vielberedten Wellen;
Verrathen vorlaut vom Geschwätz der Wogen,
Wird der Gedanke schon an's Licht gezogen!

Und wenn im „rothen See“ die Quellen bluten
Von wilden Freuden und von wilden Wehen,
Da sieht den „blauen See“ man überfluthen,
Weil beider Quellen ineinander gehen;
Wenn voll der „rothe See“ zum Ueberfließen,
Dann muß der blaue magisch sich ergießen!

— Kennst Du den „blauen See“ und seine Kunde? —
Das Auge ist's, mit seinem Sternengrunde!

67.

Du süße Frau, Du schlanke,
Mein innigster Gedanke
Schlingt sich wie eine Ranke
Um Deinen Leib herum;
Doch fragst Du, was ich kranke,
Warum ich bebe, schwanke:
Du weißt es nicht, warum!

Ich darf mein Leid nicht zeigen,
Ich muß es Dir verschweigen,
Mein Knie nur darf ich beugen,
Doch bleibt die Lippe stumm;
Der kleine Lieder-Reigen
Tönt ferne Dir aus Zweigen:
Du weißt es schier, warum!

Was hab' ich denn verbrochen!
Ich hab' zu Dir gesprochen
Viel Stunden, Tage, Wochen,
Du all mein Heiligthum!
Und ist nach bitterm Pochen
Mein Herz in Leid gebrochen,
Dann weißt Du wohl, warum!

68.

Wie ist so schnell ein Jahr verschwunden?
Ich weiß es!
Ich hab' ein liebend Herz gefunden,
Ein heißes;
Ich sah sie an und sah mich um,
Da war das Jahr herum!

Im Lenz hab' ich die Süße
Umgarnet,
Sie erst durch Blick und Grüße
Verwarnet;
Ich sang von Lieb', ich sang vom Mai,
Da war der Lenz vorbei!

Den Sommer hab' ich im Suchen
Versäumet,
Ihn unter Lindenbaum und Buchen
Verträumet:
Ich sann und rieth, wo sie denn sei,
Der Sommer war vorbei!

Es zog der Herbst die Schwalben
Von dannen,
Die Freuden allenthalben
Zerrannen;
Ich schrieb der Lieder mancherlei,
Da war der Herbst vorbei!

So geh'n die Jahre schnelle
Hinüber,
Geh'n dunkel bald, bald helle
Vorüber;
Doch was da komm' und was da sei,
Mit Lieb' ist's nie vorbei!

69.

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat alle Fenster offen!
Schaut hinaus in lauter Frühling,
Liebe blüht und Gruß und Hoffen!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz fliegt leicht durch Berg und Thal,
Bäume blühen, Bäche klingen,
Ueberall ist Duft und Strahl!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Neue Rosen Herz schon bringt,
Neues Bangen, neues Wünschen,
Und die Lerche: „Liebe“ singt!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat Lenz und Sonnenschein,
Neue Sehnsucht, neues Wandern,
Frühling, Frühling muß es sein!

Herz, mein Herz hat keinen Winter,
Herz hat jetzt schon seinen Mai,
Sie sprach freundlich, sie sprach zärtlich,
Schwalb' und Frühling flog herbei!

70.

Es ist kein Vöglein so klein,
Es hat ein warm Federlein!
Es ist kein Fischlein so klein,
Es hat ein frisch Wasserlein!
Es ist kein Blümchen so klein,
Es hat sein Theil Sonnenschein!
Es ist kein Sternchen so klein,
Ein Stückchen Himmel ist sein!
Es ist kein Betwort so klein,
Es läßt die Seele gedeih'n!
Es ist kein Herzchen so klein,
Ein Bischen Lieb' fällt hinein!
Es ist kein Argwohn so klein,
Er bringt die Lieb', Angst und Pein!
Es ist kein Liedlein so klein,
Es rührt ein Herzchen von Stein!

71.

Die Erde liegt im Winterschlafe,
Träumt Sonnenlicht und Frühlings-Räume,
Träumt alte Zeiten, neue Wünsche,
Träumt Wiesengrün und Blütenbäume.

Der Frühling kömmt, ihr Herzgeliebter!
Er weckt sie mit dem Kuß der Wonne,
Was sie geträumt, das tritt in's Leben,
Licht, Blumen, Wäldergrün und Sonne!

Mein Herz auch träumt im langen Winter
Vom Frühling und vom Wiedersehen,
Von ihrem Blick, von ihrem Lächeln,
Vom Suchen, Finden, Kommen, Gehen!

Die Erde träumt von Freud' und Rosen,
Denn sicher steigt ihr Frühling nieder; —
Mein Herz jedoch träumt Leid und Dornen,
Weil es nicht weiß, ob sie kommt wieder!

72.

Wenn der Hammer auf der Glocke
Ruhet noch vom schweren Schlage,
Tönt nur dumpf die Schwergetroff'ne,
Tönt nur dumpf die tiefe Klage.

Später erst, nachdem der Hammer
Von der Glocke sich erhoben,
Sendet sie die weichsten Klänge
In die Lüfte und nach oben.

Wenn der Schlag vom Weh der Liebe
Frisch noch liegt auf unsrem Herzen,
Tönen dumpf und stumpf nach innen
Seine Klagen, seine Schmerzen.

Spät erst, wenn des bittern Schlages
Schwerer Fall das Herz gelichtet,
Tönt es aus die Schmerzenslieder,
Frühern Leiden spät gedichtet.

73.

Ich habe zum Richter geschickt,
Zur Anklag' hab' ich Dich erkoren;
Du hast mir den Kopf erst verrückt,
Dadurch hab' den Kopf ich verloren.

Und weil ich den Kopf so verlor,
Blieb schutzlos das Herz mir und offen,
Der Pfeil, den der Gott mir erkor,
Hat sicher es deshalb getroffen!

Nun stelle Dich gleich zu Gericht,
Ersetze mir Schaden und Schmerzen;
Denn klar das Gesetz hier wohl spricht:
„Kopf für Kopf und Herzen für Herzen!"

Ersatz muß Dein Kopf und Dein Herz
Mir deßhalb natürlich nun reichen,
Für Wundfieber, Qualen und Schmerz
Will ich mich dann gütlich vergleichen!

74.

Ist's denn so? Ist's wirklich wahr?
Abschied nimmst Du, altes Jahr? —
Halten kann ich Dich wohl nit,
Nimm mir nur die Lieb' nicht mit!
Geh' mit Gott, Du liebes Jahr!

Kömmst Du wirklich schon fürwahr,
Neues, unbekanntes Jahr? —
Kömmt nur Lieb' an Deiner Hand,
Werden wir gleich gut bekannt;
Grüß' Dich Gott, Du liebes Jahr!

Welche Wünsche bring' ich dar,
Dir, mein Herz, zum neuen Jahr? —
Was Du wünschest, treffe ein,
Was Dich liebet, bleibe Dein,
Dein nur noch ein tausend Jahr!

75.

Geht sie rechts, so geh' ich links,
Sitzt sie hier, so sitz' ich dorten; —
Doch weiß sie's, daß ich ihr zu Lieb'
Bin und bleib' an allen Orten.

Sieht sie her, so seh' ich fort,
Sieht sie fort, so schau' ich 'nüber; —
Und doch trägt ihr so Wunsch als Wort
Blick und Blick herüber!

Wann es kam und wo und wie,
Daß wir so herzeinig?
Das weiß nur ich, das weiß nur sie,
Das weiß Liebe nur alleinig.

Aug' und Auge sprechen sich,
Brauchen Wort' und Briefe,
Herz und Herz vereinigt sich,
Und wenn's Meer dazwischen liefe!

76.

Mein Auge brennt mir heute sehr,
Es ist zum Glück das linke,
D'rum hoff' ich, daß ich heute noch
Sie sehe und ihr winke.

Mein Ohr klingt heut' mir wundersam,
Es ist zum Glück das rechte,
Daß heut' sie zärtlich von mir spricht,
Ich sicher wetten möchte!

Die Hand auch heute prikelt mir,
Es ist zum Glück die linke,
Ein Briefchen krieg' ich heute noch,
Aus dem ich Nektar trinke.

Mein Herz klopft heut', als ob sie käm',
Es ist zum Glück das rechte,
Denn wenn's kein rechtes Herz mehr wär',
Sie's garnicht haben möchte!

77.

Gestern war ich tief betrübt,
Heute bin ich glücklich!
Wenn man liebt und wird geliebt,
Kömmt das augenblicklich.

Gestern war sie feindlich kalt,
Heute ist sie huldig;
Wenn man liebt und wird geliebt,
Trägt man das geduldig.

Erst gekos't und dann gegrollt,
Kuß dann zur Versöhnung,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Wird das zur Gewöhnung!

Heut' mit ihr durch Thal und Wald,
Morgen stets im Zimmer,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Liebt man d'rum nicht schlimmer!

Heut' gefällt ihr jedes Lied,
Morgen ist sie wählig,
Wenn man liebt und wird geliebt,
Wird man dabei selig!

78.

O, lächle nicht so freundlich,
So huldvoll mich nicht an; —
Mich macht es doch noch trüber,
Noch schmerzlich stiller dann!

O, heb' Dein Aug' voll Himmel
Nicht auf zu mir so klar,
Mein Herz wird dann noch dunkler,
Als es schon früher war!

Sprich nicht so weich, so huldig,
Mein Evangelium!
Mir scheint dann Alles wertlos,
Das ganze Weltall stumm!

Und wenn Du gehst vorüber,
Kehr' rückwärts nicht den Blick;
Di: Sehnsucht zieht mich mächtig,
Und doch bleib' ich zurück!

Die Rose, die ich schickte,
Trag' nicht an Deiner Brust;
Mein Herz ist der Verwaisung
Sich dann erst recht bewußt!

Man heilt die kranken Herzen
Mit solchen Mitteln nicht,
Mit Schonung und mit Achtung,
Mit Mitleid im Gesicht.

Es hat bei Herzenswunden
Mir ein Verband geglückt;
Das Herz, das sie geschlagen,
Wird fest darauf gedrückt!

79.

Dein Wesen ist voll Netze
Vom Kopfe bis zu der Zeh',
In Deinem Aug' sind Netze
Aus Licht im blauen See;
In Deinem Haar sind Netze,
Gesponnen von der Fee;
In Deinem Lächeln Netze
Aus Grübchen in dem Schnee!
In Deinem Wort sind Netze
Vom Zauber-ABC;
In Deinen Armen Netze
Aus silberner Camee;
In Deinen Briefen Netze
Aus Ausdruck und Idee;
Ist's möglich, daß dem Netze
Ich herzgesund entgeh',
Wenn selbst mich hält im Netze
Dein Abschiedswort: Ade!?
So ist mein ganzes Leben
Ein Netz aus Lust und Weh!

80.

Was ich zum Jahr Dir bringen soll?
Ich bring' Dir einen Becher voll,
Den setz' an Deine Lippen;
Mein Herz, das soll der Becher sein,
Mein Blut, das ist der rothe Wein,
Trinkst Du den Becher auch nicht rein,
Wirst Du davon doch nippen!

Was bring' ich Dir zum Jahrsgebrauch?
Ich bring' Dir einen Rosenstrauch,
Den stecke Dir an's Mieder;
Der Rosenstrauch ist meine Lieb',
Viel tausend Rosen sie schon trieb,
Die ich für Dich als Liedchen schrieb,
Und frische bringt sie wieder!

Was bring' ich Dir zur Huldigung?
Ich bring' Dir einen Jüngling jung,
Der fünfzig Jahr' geschrieben!
Und mit dem Jüngling mein' ich mich,
Der jung geworden ist durch Dich,
Sein Herz blüht wieder wunderlich;
Dein Werk, das mußt Du lieben!

81.

Dein Aug' ist eine Sommernacht, voll Pracht:
Mit Himmel und mit Sternenschein darein;
Manchmal gewittervoll, sammt Gluth und Fluth!
So oft ich auch in dieser Nacht gewacht,
Hat sich's gemacht!

Dein Lächeln ist ein Frühlingstag, im Hag';
Der hat das Blümchen Wunderhold in Sold,
Und Amor gräbt in Grübchen klein sich ein!
So oft mir nur Dein Mündchen sacht gelacht,
Hat sich's gemacht!

Dein Zürnen ist die Herbstesnacht, gib Acht!
Bald tröpfelt's, bald tobt's und tollt's, bald schmellt's;
Ein Strahl manchmal dazwischen fliegt, und siegt!
Doch wenn es auch sich gerüstet mit Macht zur Schlacht,
Hat sich's gemacht!

Und ist Dein Herz ein Wintertag? O sag'!
So kurz angebunden und, ich weiß, voll Eis:
So rein wie Schnee, und wie im Wald, so kalt?
Sag', wenn ich die Gluth hab' angefacht im Schacht,
Hat sich's gemacht?

82.

Die Rose Abends neigt das Haupt,
Ihr Blatt fällt sterbend von dem Strauch; —
Ein „Lebewohl!“ an Tag und Licht
Ist noch der Rose letzter Hauch!

Die Sonne sinkt vom blauen Thron,
Sie scheidet langsam aus dem Thal; —
Ein „gute Nacht!“ an Flur und Wald
Liegt noch in ihrem letzten Strahl!

Die Schwalbe zieht vom Dach und Nest
Nach Süd zum warmen Sommertag; —
„Auf Wiederseh'n!“ zu Stadt und Dorf
Sagt noch ihr letzter Flügelschlag!

Die Holde geht Mittags nach Haus.
Zu Ende ist für heut' mein Glück; —
„Ein Morgen, Morgen wieder!“ sagt
Mir noch ihr süßer. letzter Blick!

83.

Neue Ströme fließen in das Meer,
Bäche, Flüsse, täglich, stündlich;
Und das Meer nimmt alle auf,
Denn sein Reich ist unergründlich;

Neue Sterne schießen auf,
Viel Kometen unvergeßlich,
Und der Himmel faßt sie all',
Denn sein Plan ist unermeßlich;

Neue Pflanzen treibt Natur,
Tausend Blumen, vielgestaltig,
Und die Erd' ernährt sie all',
Denn ihr Schooß ist allgewaltig;

Neuer Lichtstrahl fällt ins Aug',
Farb' und Schimmer, nie erblassend,
Und das Aug' wird doch nicht satt,
Denn sein Kreis ist allumfassend;

Neue Welten schimmern auf
In dem Geiste, lichtumflossen,
Und der Geist belebt sie all',
Denn sein Hauch ist Gott entsprossen.

So strömt neue Lieb' zu Lieb'
In's Meer von meinem Triebe;
So auch tauchen Sterne auf
An dem Himmel meiner Liebe;

So treibt neue Blumenwelt
Aus dem Grund von meinem Herzen,
So fällt neuer Lichtstrahl stets
In den Kreis von meinen Schmerzen;

So ringt sich aus meinem Geist
Welt um Welt von Liebesklagen,
Doch hat Lieb' nie Lieb' genug,
Um genug von Lieb' zu sagen.

84.

Es ist herabgesunken
Vom Baum herab ein Blatt,
Weil es sich satt getrunken
Am Sonnenscheine hat.

Es kräuselt sachte nieder,
Es möcht' zurück zum Licht,
Zum Baume möcht' es wieder,
Zur Erde möcht' es nicht!

So zwischen Himmel, Erde
So treibt es in der Mitt',
Und was aus ihm noch werde
Das weiß es selber nit!

Da kam ein Lüftchen leise,
Das Lüftchen trug es fort;
Wohin dann ging die Reise?
Gar Niemand weiß den Ort. —

Das Blatt auch ist gesunken
Vom grünen Liederbaum,
Weil es den Strahl getrunken
Von Deinem Wimpersaum.

Es kräuselt Dir zu Füßen,
Doch möcht's zur Erde nicht,
Es möcht' zurück zum süßen,
Zum süßen Angesicht.

So zwischen Himmel, Erde
Dies Blatt mit Zittern schwebt;
In Sehnsucht und Beschwerde
Dies Blatt sich senkt und hebt.

Ein Seufzer voller Schmerzen
Der weht das Blatt dann fort;
Wohin? Zu Deinem Herzen —
Das ist sein Heimathsort!

———

85.

Ohne Mantel um die Schultern
  Geh' nicht in Regen und in Wind,
Ohne die Liebe im Herzen
  Geh' nicht in's Leben, mein Kind!

Ohne Feuer auf dem Herde
  Bleib' nicht in Kälte und Frost,
Ohne erwärmende Worte
  Gib keinen Brief auf die Post!

Ohne Wort von Glaub' und Hoffnung
  Geh' in das Grab nicht von hie,
Ohne Versprechen im Blicke
  Trenne vom Liebsten Dich nie!

Ohne Dank und frommen Segen
  Esse nicht Fleisch und nicht Fisch,
Ohne Erhebung der Seele
  Setz' Dich nicht schreibend zu Tisch!

Ohne brennend helle Farben
Male nicht Feuer, nicht Licht!
Ohne die Flamme im Busen
Lese kein Liebesgedicht!

86.

Gesegnet soll April mir sein,
April sei mir gesegnet;
Den Mai hab' ich voll Frühlingsschein
Schon im April begegnet,
Den Mai, so wie er leibt und lebt,
Aus Licht und Duft zur Frau gewebt!

Man schelte den April mir nicht,
Er steht in meinem Schutze,
Es brach für mich ein Meer voll Licht
Aus seinem Wettertrutze;
Mein Lied sei in April geschickt,
Weil im April ich Mai erblickt!

Viel tausend Launen hat April,
Bald Regen und bald Sonne,
Grad wie's die Liebe haben will
Für Herzens Lust und Wonne;
Jetzund geweint und dann gelacht,
Das ist's ja, was den Zauber macht!

April, Du blühender Prolog
Vom goldnen Frühlingsbuche,
Durch Deine Zeilen lieblich zog
Der Mai, den ich stets suche;
Doch kommt der Frühling selbst herbei,
Dann ist's mit meinem Mai vorbei!

Mit Dir zieht auch der Mai dann fort!
Die Stadt, die Welt verdunkelt!
Dann gibt's für mich nicht Raum und Ort
Wo mir mein Mai noch funkelt;
Und erst wenn Winter wiederkehrt,
Wird wieder mir der Mai beschert!

87.

In der Erde, nicht gar tief,
Lag ein Veilchen lang und schlief;
Frühling schickt den Sonnenstrahl:
„Veilchen! steh' doch auf einmal!
Es ist schon spät! 's ist schon Zeit!
Zieh' an Dein blauseiden Kleid,
Gott hat Dir geschenkt den Duft,
Daß Du hauchst in die Luft!"
Veilchen eilt vom Gras herfür,
Stellt sich hin vor grüne Thür',
Schickt den Duft, von Gott beschert,
Jedem zu, der ihn begehrt.
Doch kaum hat's die Flur geschmückt,
Wird's vom Bettelkind gepflückt,
Bettelkind macht Sträußchen d'raus,
Flehend streckt's die Händchen aus:
„Bin verwais't, verarmt, allein,
Bitt' um eine Gabe klein!" —
Und das Veilchen im Bouquet,
In dem grünen Blatt so nett,

Nimmt mein Herz sich ganz geschwind,
Schickt Dir's mit dem Wort vom Kind:
„Bin verwaist't, verarmt, allein!
Bitt' um eine Gabe klein!“

88.

Hast mir heut' ein Röschen gegeben,
  Das Du Dir vom Busen genommen;
Das fing des Nachts an zu zittern, zu beben,
  Das Röschen hat Heimweh bekommen;
Sag', süßes Kind, sag' mir's bei Zeiten,
  Darf ich das Röschen heim begleiten?

89.

Ich lieb' Dich nur wenig, sagst Du,
Ob ich an Dich denke, fragst Du, —
Vielgeliebtes Weib, wie magst Du
Mir so unvertrauend sein? —

Oft zu Thränen traurig scheinst Du,
Antwort und Bescheid vereinst Du, —
Vielgeliebte Huldin, meinst Du,
Daß ich mit nicht klag' und wein'?

Deine Schritte abseits lenkst Du,
Deine klaren Augen senkst Du, —
Vielgeliebte Seele, schenkst Du
Gar kein Mitleid meiner Pein?

Nicht das kleinste Zeichen nickst Du,
Nicht das kleinste Zeichen schickst Du, —
Vielgeliebte Huldin, blickst Du
Nie mehr auf den Liebsten Dein?

Wär' ich bei Dir, wüßt' ich's,
Schwieg' Dein Aug', so küßt' ich's,
Vielgeliebtes Herz, und müßt' ich's
Zahlen mit dem Herzblut mein!

— —

90.

Winzig klein ist das Recept.
Das Recept der Liebe;
Meine Holde bat mich d'rum,
Daß ich's niederschriebe.

Aller Liebe Grundgesetz
Will zuerst ich nennen;
Wolle liebenswürdig sein,
Und Du wirst es können!

Eh' ein and'res Herz Du suchst,
Suche erst das Deine,
Ob es liegt am rechten Ort,
Ob's gebaut für Eine.

Eh' Du Andern ew'ge Treu'
Schwören willst und schreiben,
Schwör' vor allen Dingen erst,
Selbst Dir treu zu bleiben!

Wenn Du Liebe kommen siehst,
Geh' ihr still entgegen,
Sprich nicht viel und schwör' nicht viel,
Schweigen nur bringt Segen.

Wenn Du wahre Liebe willst,
Lieb' Du wahr nur immer,
Wenn Du Glauben blind verlangst,
Zweifle selber nimmer!

Wenn Du willst ein grünes Blatt,
Bringe selbst kein falbes,
Wenn Du willst ein ganzes Herz,
Schenke selbst kein halbes!

91.

Wer das Feuer hat getrunken
Aus des Sonnengottes Schale,
Wem in's Auge flog der Funken
Von dem Blitz- und Jovisstrahle:

Ist mit ew'ger Gluth betheiligt,
Gleich dem Feuerbusch der Wüste,
Den in Flammen Gott geheiligt,
Als ihn Moses fromm begrüßte.

Seine Flamme brennt nicht nieder
An dem Docht der Zeit und Uhren,
Braucht nicht immer Nahrung wieder,
Gleich gewöhnlichen Naturen.

Ew'ges Flammen, Singen, Lieben,
Gestern, morgen, so wie heute,
Ihm werden Jahr' nicht angeschrieben
Nach dem Kerbholz and'rer Leute.

Flackert ab nicht bis zur Sohle,
Wie die andern Menschenkerzen,
Nie zur ausgebrannten Kohle
Werden wahre Dichterherzen;

Wie in Gluth, aus der sie stammen,
Ewig leben Salamander,
Leben stets in seinen Flammen
Lied und Liebe mit einander!

92.

Ihr Herz, es ist ein Stein,
Nichts kann ihr Herz erweichen,
Mein Herz, es ist ein Stahl,
So fest und ohne Gleichen.

Und als mein Herz am ihrigen
Nur ein Mal hat geschlagen,
Kam zusammen Stahl und Stein,
Gab's Funken, nicht zu sagen!

93.

Er war schön, doch sie war schöner!
Der Tag war schön, der strahlensüße,
Doch schöner sie, die Wunderholde,
Und schöner strahlten ihre Grüße.

Sie war kalt, doch er war glühend; —
Die Luft war kalt, im Schneegeflimmer;
Ihr Blick jedoch, der lichtgefüllte,
War glühend wie der Sonnenschimmer!

Er war fern, doch sie war nah;
Der Weg war fern bis zum Grunde;
Doch nahe war das Liebgeständniß
Aus ihrem holden Rosenmunde!

Sie war flüchtig, er ist ewig, —
Flüchtig war der Zwiesprach Wonne;
Ewig ist der Schmerz der Sehnsucht,
Neu erwachend jede Sonne!

94.

Der Nachbar schläft, der Vater schläft,
Wer schläft, der schläft für sich;
Das Töchterlein allein nur wacht,
Allein es wacht für mich;
So haben wir zusamm' gewacht,
Die Schläfer alle ausgelacht
Wohl tausend und eine Nacht!

Der Mensch löscht seine Kerzen aus;
„Wünsch' angenehme Ruh'!"
Da schleich' ich mich zum Stübchen hin,
Lass' vor der Thür die Schuh';
Dann klopf' ich an, so sacht', so sacht',
Und sachte ward mir aufgemacht,
Schon tausend und eine Nacht!

Der Wächter schreit stets vor dem Haus:
„Bewahr' das Feu'r und Licht!"
Indessen brennt's darinnen schon,
Der Wächter sieht das nicht;
Die Flamme hab' ich mitgebracht,
Die Liebste hat sie angefacht
In tausend und einer Nacht!

„Der Morgen kommt, es kräht der Hahn,
So geh', so geh', ich bitt' Dich d'rum!" —
— Sei still, sei still, ich geh' ja schon,
Es kräht kein Hahn darum!
Herr Kikeriki, nicht ungeschlacht.
Sonst wird er morgen abgemacht
Für tausend und eine Nacht!

Ein Märchen bringt mir jede Nacht,
Das währt bis Morgens spat.
Ich bin der Sultan Schach-Niar
Und sie ist Sherazad,
Und immer ist sie d'rauf bedacht,
Für neue Märchen noch voll Pracht
Zu tausend und einer Nacht

95.

Ein Weltaug' ist der Himmel,
Ein Auge tief und blau;
Er weint allnächtlich Thränen,
Die Erde nennt sie: Thau!

Dies Auge liebt die Sonne,
Hüllt sich in schwarze Tracht,
Wenn seine Liebste scheidet,
Die Erde nennt es: Nacht!

Und kehrt die Liebste wieder
So früh sie nur vermag,
Dann strahlt das Auge wieder,
Die Erde nennt es: Tag!

Mein Herz ist so ein Himmel,
Sein Tag und seine Nacht
Wird nur durch Dich, Geliebte,
Durch Dich allein gemacht!

Denn seh' ich Dich erscheinen,
Wird's in ihm licht und hell;
Und wenn Du gehst und scheidest,
Wird's Nacht in ihm zur Stell'!

96.

Wer versteht das Wort der Rose?
Wer der Blume Flammenschrift?
Wer den Seufzer, der vom Moose
Auf den Duft des Veilchens schifft?
Wer den Hauch vom Märzvöglein? —
Das versteht die Lieb' allein!

Wer versteht den Gruß der Sterne?
Wer des Mondes Trauerlicht?
Wer versteht, was aus der Ferne
Die verschwiegne Wolke spricht?
Wer versteht den Dämmerschein?
Das versteht die Lieb' allein!

Wer versteht das Lied der Biene,
Wenn sie um die Blume schwirrt?
Wer den Meer-Chor der Delphine,
Der auf den Gewässern irrt?
Wer der Folter Lust und Pein?
Das versteht die Lieb' allein!

Wer versteht den Sang der Lerche,
Wenn sie in die Furche stürzt?
Wer die Stimme ferner Berge,
Durch das Echo abgekürzt?
Wer versteht den Memnons-Stein?
Das versteht die Lieb' allein!

Wer versteht den Geist der Lieder?
Wer des Herzens wachen Traum?
Wer das Lächeln, für und wider,
Um der Lippen rothen Saum?
Wer im Blick das Stelldichein?
Das versteht die Lieb' allein!

97.

Stern im Aug' und Licht im Blick,
Mondschein auf den holden Wangen,
Sag', was kann vom Himmel man,
Vom Himmel mehr verlangen?

Vergißmeinnicht und Thau im Aug',
Weiße Rosen auf den Wangen,
Sag', was kann von Erde man,
Von Erde mehr verlangen?

Mund und Lippen perlenreich
Und Korallenprangen,
Sag', was kann vom Meere man,
Vom Meere mehr verlangen?

Lieb' im Aug' und holder Blick,
Im Geheimen aufgefangen,
Sagt, was kann vom Himmel man,
Vom Himmel mehr verlangen?

Könnt' ich nur einmal, weinendstill,
Einmal liebend sie umfangen,
Würd' ich Himmel, Erde, Götter, Meer
Nicht mehr wünschen und verlangen.

98.

Ich hab' ein Schwert, ein scharfes,
Es heißt „das Wort!“ klar wie ein Spiegel;
Ich hab' ein Pferd, ein edles,
Heißt „Pegasus“ und hat Flügel!

Ich hab' ein Reich, ein gewalt'ges,
Heißt „Traumreich“, seine Brunnen springen;
Ich habe eine Welt voll Wunder,
Heißt „Tonwelt“, ihre Wälder klingen!

Ich hab' ein Meer, ein wundertiefes,
Heißt „Lieb'“, hoch seine Wellen schlagen;
Ich hab' auch meinen eig'nen Himmel,
Der Himmel heißt: — das darf ich nicht sagen!

99.

Ich sehne mich nach Ruhe,
Nach Ruh' um jeden Preis;
Nach Ruh' am stillen Orte,
Und oben d'rauf ein Reis.

Ich sehne mich nach Ruhe,
Ich bin so müd', so matt!
Ich bin des Hörens, Sehens,
Ich bin des Redens satt!

Ich sehne mich nach Ruhe,
Auf weichem Erdenpfühl;
Wo's traulich ist und stille,
Wo's heimlich ist und kühl!

Ich möcht' mein Auge schließen,
Weil noch Dein Bild d'rin lacht;
Und es hinunternehmen
Als Grablicht in die Nacht!

— —

100.

Mond, der zärtlich gute Vater,
Mit dem blassen Angesichte,
Führt die Sterne, seine Kinder,
Abends aus, beim Mondenlichte.

Und sie seh'n den Teich im Garten,
Und er scheint sie einzuladen,
Und sie werfen sich herunter,
Um im klaren Teich zu baden.

Und am Ufer lag ich nächtlich,
Sah die Kinder in den Wellen,
Wie sie Kindermuthwill' treiben,
Plätschern, auf- und unterschnellen;

Morgens kam die Mutter Sonne,
Glaubt zu Hause sie zu finden,
Und die Kinder aus dem Teiche
Geh'n nach Hause und verschwinden.

Und ich sehn' mich nach den Kindern,
Mit gar mächtigen Gewalten,
Und ich möcht' hinein mich stürzen,
Um die Kinder festzuhalten!

— — — —

101.

Wer nie in seinen Kindertagen
Von Mutterlippen ward geküßt,
Von Mutterhänden ward geleitet,
Weiß nicht, was „Zärtlichkeit" wohl ist!

Wem nie ein Weib in süßer Liebe,
Zu tausend Mal geküßt die Hand,
Der hat das höchste Glück der Liebe,
Der Liebe Demuth nicht erkannt!

Wer nie sein Glück ganz hingegeben
Für die, so ihm am Herzen lag,
Der weiß nicht, was in Opferstunden
Ein Herz zu geben, wohl vermag!

Wer nie die Thräne hat getrunken,
Die der Geliebten Aug' entsank,
Der weiß es nicht, daß es auf Erden
Gibt solchen süßen Wehmuthstrank!

Wer nie in seinen Lebenstagen
Ein lieblich-blühend Kind geherzt,
Der hat für seinen Zukunftswinter,
Erinn'rungs-Frühling! Dich verscherzt!

Wer nie im Herbste seiner Sonnen
Ein Blümchen Liebe hat gepflückt,
Der weiß nicht, wie dem späten Wand'rer
Ein gastlich Licht das Herz entzückt!

102.

Der Tag wird kurz, der Abend länger,
Der Herbst klopft an die Blätter an;
Im Herzen wird mir bang' und bänger,
Du gehst! Ich seh' Dich nimmer dann!

Soll jeder Mai nur einmal blühen?
Bringt jeder Lenz nur einen Kranz?
Soll jeder Stern nur einmal glühen?
Hat Liebesfest nur einen Tanz?! —

Die Rosen gehn, die Blätter fallen,
Die Lüfte wandern, die Schwalben ziehn;
Wohin die Rosenblätter wallen?
Wohin die Lüfte gehn, wohin?

Wohin der Frühling fliegt, der schöne?
Wohin das Grün der Fluren kömmt?
Wohin der Vogel schickt die Töne?
Wohin der West geht in die Fremd'?

Ich weiß es nicht, ich seh' mit Trauern
Den Scheidenden noch lange nach;
Wenn Herbst mit seinen düstern Schauern,
Das Trennungswort, das herbe, sprach.

Doch wo Du hingehst und wirst weilen,
Du Rose, Lenz und Blumenblatt,
Ich weiß es, Holde; Dich ereilen
Kann mein Gedanke nimmersatt.

Ich kenn' das Land, die Stadt, die Straße,
Das Haus, das Dich, Du Liebliche, umfaßt,
Ich weiß, wohin ich sie entlasse,
Die Sehnsucht, wenn sie fort will ohne Rast!

Ich kenn' die Wege, die Du täglich
Zu Gärten schufst durch Deinen Schritt;
Mit Dir zu gehn ist mir nicht möglich,
Doch meine Seele wandelt mit!

Wird's Dich zuweilen mahnen leise,
Wenn Du allein im Zimmer bist,
Dann ist's mein Geist, der seine Kreise
Still um Dich zieht, die Stirn Dir küßt!

Hörst Du zuweilen sachte klingen
Dein Ohr, wenn Du auf andre hörst?
So denk', Du hörst mich schmerzlich singen,
Weil Du die Schmeichler ab nicht wehrst!

103.

Lange bat mein sehnend Auge
Dich um einen einz'gen Blick,
Endlich kam mein bettelnd Auge
Froh mit Einem schnell zurück!

Und es haben diese Bettler
Mir vom Glück gebracht ein Theilchen,
Bringt doch meist ein Kind, das bettelt,
Uns im Lenz das erste Veilchen!

104.

Ich will's der Welt erzählen
Zur jeder Zeit und Frist,
Will's nicht der Welt verhehlen,
Daß Du die Eine bist,
Daß Du die Auserwählte,
Von der sie sich erzählte.

Ich will's der Welt verkünden,
Daß Du verjüngt mich hast,
Die Welt soll sie entzünden
Die Gluth, die mich erfaßt,
Der Welt, den Wolken, Winden
Sing' laut ich mein Empfinden!

Die Welt, sie soll es wissen,.
Daß Du mich neu beschwingt,
Der Welt sag' ich's beflissen,
Daß Kraft mich neu durchdringt,
Der Welt sing' ich's in Psaltern,
Daß Dichter niemals altern!

Die Welt soll Dir's bezeugen,
Daß ich Dein Dichter bin,
Daß Lieder Dir sich neigen,
Dir, ihrer Königin!
Die Welt soll's mitgenießen,
Wenn Liederströme fließen!

Die ganze Welt zu laden
Deck' ich den Liedertisch,
Der ich von Gottes Gnaden
Noch lieb' und singe frisch;
Der Herr, der hat's gegeben,
Ich theil' es mit dem Leben!

Stets war mir Welt willkommen,
So lang' der Herr was gab,
Noch hat er's nicht genommen,
Läßt's etwa bis zum Grab.
Des Danks für seine Gnade
Im Lied ich mich entlade!

105.

Das Glück hab' ich in der Jugend versäumt,
Die That hab' ich in Sehnsucht verträumt,
Die Lieb' hab' ich im Wahne verfehlt, —
Was bleibt noch, das die Brust mir beseelt?! —

Der Durst ward mir mit Wermuth gestillt,
Der Geist ward mir vom Drucke zerknillt,
Das Herzblut ward mir vom Undank belohnt, —
Was wär's noch, das im Herzen mir wohnt?! —

Den Schmerz hab' ich in Tagen probirt,
Die Thräne hab' ich nächtlich studirt,
Die Welt hab' ich verächtlich erkannt, —
Was hat vor mir noch Werth und Bestand?! —

Der Lenz hat mir Erziehung entstellt,
Den Sommer hat Verrath mir vergällt,
Mein Herbst ist karg an Obst und an Wein, —
Wie wird mein Winter jetzund wohl sein?! —

Verzeih' mir, Winter, freundlicher Greis!
Steh'st vor der Thür', im HauptHaar so weiß;
Dem Herzen bringst Du, willkomm' zu sein,
Der Liebe letztes Röschen herein!

Mein letztes Röschen, lieblich und blaß,
Wie Blum' aus Eis am Fenster von Glas!
Die Winterrose kommt und erscheint,
Und wenn sie geht, die Scheibe dann weint!

O Ros', die mir den Winter versüßt,
Sei fromm, sei tief, sei zärtlich begrüßt,
Blüh' nur noch heut', schon morgen vielleicht
Wirst Du als Ros' des Grab's mir gereicht!

106.

Die Sonne scheint, ringsum ist Licht,
Die Räume alle funkeln,
Ich such' die Holde, find' sie nicht,
Und lebe so im Dunkeln!
O Sonne, was scheinst Du?!

Mein Auge füllt mit Thränen sich
Vor Bangen und vor Sehnen,
Doch sie bleibt ferne wissentlich
Und sieht nicht meine Thränen!
O Auge, was weinst Du?!

Mein Herz, es thut mir bitter weh',
Sie will davon nichts wissen;
Ist das wohl eine Panacée,
Wenn schon das Herz zerrissen?
O Herzweh, was meinst Du?!

107.

Der Sturm rast, das Schiff zertrümmert
Und bald begräbt's der Wasserschooß;
Der Schiffer steht gefaßt und ruhig
Und stolz ergeben in sein Loos!

Schreibt nur ein zärtlich Wort den Seinen,
Gibt's Blatt in eine Flasche dann,
Und wirft's in's Meer, vielleicht an's Ufer
Treibt's eine wilde Welle an.

Im Sturm des hohen Lebensmeeres
Denk' ich nur Dein, in dumpfer Klaus',
Bedeck' dies Blatt mit süßen Worten
Und werf' es in die Welt hinaus!

Bedecke es mit Sehnsuchtsgrüßen,
Bedecke es mit Küssen heiß,
Mit Zärtlichkeiten, Schmeichelnamen,
Und schick' es schmerzlich auf die Reis'!

Vielleicht daß eine Zufalls-Welle
Das Blatt vor Deine Füße spielt,
Und Du erfährst, daß auch im Kerker
Mein Herz nur Sehnsucht nach Dir fühlt!

108.

Das Angesicht von meiner Holden
Ist ein von Gott geschrieb'ner Brief,
In sinnigen und schönen Zügen,
Anmuthiglich und tief.

Der Rand, das ist die weiße Stirne,
Mit Linien zart und lilienrein,
Gedanken stehen als Devisen
In diesem aus Elfenbein.

Zwei Zeilen dann im schönen Antlitz,
An Inhalt und an Ausdruck reich,
Den Zeilen, die geheime Mächte
In Zauberbücher schreiben, gleich.

Zuerst des Auges dunkle Zeile
Mit süßer Schrift von schwarzer Tint',
D'rin zu lesen, ob die Blicke,
An sie geschickt, willkommen sind.

Sodann der Lippen Rosenzeile,
Darinnen steht mit rother Schrift,
Ob Liebesbitt' und Klage
Das Herz der Vielgeliebten trifft!

Und diese Zeilen les' ich täglich,
Studire emsig ihren Sinn,
Und finde täglich auch am Abend
Daß ich noch nicht im Klaren bin.

109.

„Leb' wohl!" sprach ihr' Augenwimper,
So wehmuthsreich herabgesenkt;
„Leb' wohl!" sprach ihr Blick, ihr langer,
Vom lautern Sehnsuchtsthau getränkt;
„Leb' wohl! ich sag' Dir bang: Ade!
Denn Scheiden und Meiden thut weh!" —

„Leb' wohl!" sprach die stille Thräne,
Durch die ich leidend zu ihr sah;
„Leb' wohl!" sprach mein schmerzlich Lächeln,
Bei dem das Weinen mir war nah';
„Leb' wohl! mein Süßherzlieb, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!"

„Leb' wohl!" sprach ein leises Zucken
An ihrer Lippen rothem Rand;
„Leb' wohl!" sprach des Hauptes Neigung
Unmerklich hin, wo fern ich stand:
„Leb' wohl, o leb' wohl und Ade!
„O Scheiden und Meiden thut weh!" —

„Leb' wohl!" sprach die Hand, die weiße,
Die sie von ferne mir noch wies;
„Leb' wohl!" sprach die weiße Rose,
Die sie im Gehen fallen ließ;
„Leb' wohl!" sagt' die Rose, Ade!
„Ach, Scheiden und Meiden thut weh!" —

„Leb' wohl! o leb' wohl, Geliebte!
Leb' wohl und lieb' wohl, Holde mein,
Denn liebt man nur wohl, kann Trennung
So schmerzlich und so bitter nicht sein;
Dem Herzen thut nicht beim „Ade"
Dann Scheiden und Meiden so weh!"

110.

Vom Sehen kommt das Lieben,
  Vom Lieben kommt das Wähnen,
Vom Wähnen kommt das Hoffen,
  Vom Hoffen kommt das Sehnen!

Vom Sehnen kommt das Suchen,
  Vom Suchen kommt das Bangen,
Vom Bangen kommt das Wünschen,
  Vom Wünschen kommt Verlangen!

Vom Sehen kommt denn Alles!
  Die Freuden und die Wehen!
Vom Sehen kommt die Sehnsucht,
  Denn Sehnsucht sucht zu sehen!

Denn Sehnsucht sucht zu sehen,
  Zu suchen und zu gehen;
Zu sehen, was sie quälet,
  Zu suchen Leid und Wehen!

D'rum hütet Euch vor Sehen!
Vom Sehen kommt das Leiden!
Doch ich möcht' lieber sterben,
Als sie zu seh'n vermeiden!

111.

Wenn die Sonn' ist abgeblüht,
Wenn sie ihre Purpurgluthen
Ueber ferne Berge zieht
Und versinkt in Meeresfluthen,
Wenn die Nacht, das blasse Weib
Kömmt mit ihrem dunkeln Haare,
Mondschein um den schönen Leib,
Augen wie die Sterne klare,
Wenn die Welt ist Nacht umfangen,
Ist mein Tag erst aufgegangen!

Dann erscheint mein Sonnenlauf
In der Musen Heiligthume,
Und es blüht die Welt mir auf
Eine Abend-Sonnenblume;
Morgenroth zieht ihr voran
Wie des Frühroths zarte Säume,
Sonne selbst erscheint sie dann
Ueberleuchtend alle Räume,
Zieht heran im Lichtgefieder,
Nacht entflieht und Tag ist wieder!

Aber was hat sie gebracht
Diese schöne Abendsonne?
Kurzen Tag in langer Nacht,
Langes Leid für kurze Wonne;
Heißen Durst nach kaltem Blick,
Bittres Weh' in süßem Sehnen,
Lust voll Weh' und Leid voll Glück,
Feuer in der Fluth von Thränen,
Schmerz im Auge, heiß entglommen,
Tag in Nacht, sei doch willkommen!

112.

Ich hab' den Zweig gebrochen,
Wo wir zuerst vereint,
Von Mund zu Mund gesprochen,
Was Herz vom Herzen meint.

Wie war der Baum so blühend,
Wie war der Zweig so reich,
Wie war Dein Blick so glühend,
Wie war Dein Wort so weich!

Ich stand am Baume wieder,
Er sieht mich traurig an,
Der Zweig hängt kahl hernieder,
Kein einzig Blatt daran!

Ich hab' den Zweig gebrochen
Vom Baum, der uns vereint,
Hab' zu dem Zweig gesprochen,
Hab' auf den Zweig geweint.

Wie ich geweint, gesprochen,
Der Zweig blieb doch stets leer,
Ein Zweig, ein Herz gebrochen,
Treibt keine Blätter mehr!

113.

So viel nur Liebesgrüße
Das Herz der Liebe hat,
So vielmal möcht' ich, Süße,
Dir senden Wort und Blatt.

So viel nur Seufzer ziehen
Zum Himmel von der Erd',
So vielmal möcht' ich knien
Vor Dir, die mich verklärt!

So viel nur Lüfte wehen
Jahraus, jahrein im Wald,
So vielmal möcht' ich sehen
Nach Deiner Huldgestalt.

So viel mit Blicken, klugen,
Zur Sonne schaut der Aar,
So vielmal möcht' ich lugen
Dir in das Antlitz klar.

So viel als Bächlein rauschen
Von Bergen in das Thal,
So viel als Tauben tauschen
Die Küsse sonder Zahl,

So viel als Veiglein sprießen
Dem Frühling unterm Fuß,
So viel als Sternlein schießen
Herunter wie zum Gruß,

So viel als auf dem Meere
Sind Segel groß und klein:
So vielmal und noch mehre
Denk' ich allstündlich Dein!

114.

Bettelnd steh' ich vor dem Sommer,
Der mir, ach, so schnell vergangen,
Einen Tag nur, eine Stunde
Wieder von ihm zu erlangen!

Kränze glühender Verheißung
Trugen seine Sonnenstunden,
Glücksgefüllte Zukunftsblumen
Waren um sein Haupt gewunden.

Liebesblumen, Zukunftskränze
Ließ im Fliehen er entfallen,
Und der Herbst, der sie gefunden,
Bringt die Dornen nur von Allen.

Unerfüllt läßt die Verheißung
Mir der Sommer, der Entfloh'ne,
Von den Blumen, von den Kränzen
Bleibt mir nur die Dornenkrone!

115.

Ich möcht' Dich was fragen,
  Doch zage ich schier,
Doch muß ich es fragen:
  „Was liebst Du an mir?"

Was wirst Du erwidern?
  Ich weiß wohl schon was;
Du wirst mir erwidern:
  „Weiß Liebe denn das?"

Nein! Liebe weiß nimmer
  Warum und Woher;
D'rum frag' ich Dich nimmer
  Und lieb' Dich noch mehr!

Und liebe Dich morgen
  Wie gestern so sehr,
Und tausend Mal morgen
  Wie heut' und noch mehr!

116.

Kleine Hyacinthen-Glocken,
Die an Deinem Herzen blühten,
Und vom eig'nen Glück erschrocken
Liebetrunken d'rob erglühten,

Habe ich am andern Morgen
Angeblickt in Sehnsuchtsschwelgen,
Und es lag ein Pfeil verborgen
In den zarten Purpurkelchen!

Jede Spitze von den Pfeilen
War von süßem Gift getränket,
Daß die Wunden niemals heilen,
Wenn sie Amor hat gelenket!

Als aus ihrem kleinen Becher
Alle Pfeile auf mich flogen,
Die in diesem Blumenköcher
Fühlten Deines Herzens Wogen,

Blaßten ab die Hyacinthen,
Und ihr Duften war verloren,
Und der Glocken Flammentinten
Welken an der Brust der Horen!

Und sie leiden jetzt unsäglich,
Sehnen sich zu Dir zurücke,
Reden mir nun stündlich, täglich
Von dem süßen, süßen Glücke,

Als sie Dir am Herzen ruhten
In des Tanzes süßer Stunde,
Deines Herzens Ebb' und Fluthen,
Spürten auf dem heil'gen Grunde;

Heimweh fühlen sie voll Schmerzen,
Und ich fühl's mit ihnen eben,
Heim heißt leben Dir im Herzen,
Weh heißt ferne von Dir leben!

117.

„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer!" —
Das empfind' ich eben
Wie Keiner mehr!

Mein Herz ist gestorben,
Doch hat's nicht Ruh',
Ihm drückte die Holde
Das Aug' nicht zu!

Mein Herz ist gestorben,
Nicht sprachlos schier,
In letzter Secunde
Sprach's noch von ihr!

Mein Herz ist gestorben,
Es starb so schwer;
Wird sie ihm erweisen
Die letzte Ehr'?!

Mein Herz ist gestorben,
  Doch geht's noch um
Und wandelt allstündlich
  Um sie herum!

Mein Herz ist gestorben,
  Die Welt ist leer,
Ach, wenn's nur im Herzen
  So voll nicht wär'!

Das Herz kann nicht sterben.
  Die Welt wird nicht leer
So lange die Sehnsucht
  Blüht kreuz und quer!

Das Herz kann nicht sterben.
  Die Welt wird nicht leer
So lange die Lieder
  Geh'n hin und her!

118.

Das Weh, wenn's noch so bitter ist,
Hat einen Engel, der es küßt,
Der Engel mildert sanft sein Leid;
Der Engel hat in seiner Hand
Ein Stundenglas, gefüllt mit Sand;
Der Engel heißt: Vergessenheit!

Das Glück, wenn's noch so schnell enteilt,
Hat einen Engel, der es theilt,
Der Engel hält das Glück stets jung;
Der Engel wendet seinen Blick
In die Vergangenheit zurück;
Der Engel heißt: Erinnerung!

Die Lieb', wenn noch so bitterlich,
Hat einen Engel neben sich,
Der Engel küßt und tröstet sie;
Der Engel kehrt den Schmerz, sonst stumm,
In ausgetönte Wehmuth um;
Der Engel heißt: Die Poesie!

Das Lied, und wär' es auch so klein
Als wie ein wildes Röselein,
Hat einen Engel lebenslang;
Der Engel hebt das Lied empor,
Trägt es an der Geliebten Ohr;
Der Lieder Engel heißt: Gesang!

119.

Ob sie mich liebt? Ich frage sie nicht!
Und fragte ich sie, sie sagte es nicht;
Und sagte sie es, so glaubte ich's nicht;
Und glaubte ich's auch, so geständ' ich es nicht!
Denn was uns die Götter als Wunder bescheren,
Das sollen die Menschen nur schweigend verehren!

120.

Der Himmel liebt die schöne Erd',
  Wie sagt er ihr's von ferne?
Er sendet ihr in jeder Nacht
  Als Liebeswort die Sterne!

Die Erde liebt den Himmel hoch,
  Wie sagt sie's ihm, tief unten?
Sie kleidet ihre Liebeswort'
  In Blumen ein, in bunten.

Der Aether liebt die Blüthen sehr,
  Wie sagt er's ihnen allen?
Er läßt die Thränen seiner Lieb'
  Als Thau auf sie nur fallen!

Du bist mein Himmel, meine Erd',
  Und bist auch meine Blüte;
Erlaub' daher, daß Dir mein Lied
  Stern, Blum' und Thräne biete!

121.

Nur einen Blick mir schenke
Und wär' er noch so klein,
Auf daß ich tief ihn senke
Mir in das Herz hinein:
Daß ich zurück ihn lege
Für jene bittre Zeit,
Wo Blindheit meine Wege
Verdeckt mit Dunkelheit.

Dann muß der Lichteslose
Durch Finsterniß nur gehn!
Des Weltalls schöne Rose,
Ich werde sie nicht sehn!
Nicht Erd- und Himmelsräume,
Nicht Sonne und nicht Licht,
Nicht Blumen und nicht Bäume,
Nicht Menschenangesicht!

Dann, wenn die Welt verdunkelt,
Versiegt des Sehens Quell,
Kein äußrer Strahl mehr funkelt,
Dann wird's in mir erst hell;
Dann seh' ich in mir Räume
Vom Irdschen nicht bestaubt,
Dann seh' ich in mir Bäume,
Von keinem Herbst entlaubt!

Dann seh' ich in mir Himmel,
Von Wolken nicht bedeckt;
Dann seh' ich Sterngewimmel,
Durch Nebel nicht befleckt;
Und Zweige seh' ich blühen,
Von Raupen nicht benagt,
Und Rosen seh' ich glühen,
An die kein Sturm sich wagt!

Dann hol' ich aus dem Herzen
Den Blick, von Dir geschenkt,
Der mehr als Sternen-Kerzen
Die Brust mit Licht mir tränkt!
Dann seh' ich Dich alleine,
Wie Dich kein Mensch mehr schaut:
Von ungetrübtem Scheine
Der Schönheit überbaut!

Dann geht mir erst im Innern
Die Schöpfungsblume auf,
Es blüht ein Licht-Erinnern
Aus tiefer Nacht herauf;
Ich seh' Dich vor mir stehen
Und sehe mich nicht satt! —
Braucht der die Welt zu sehen,
Der sie im Busen hat?

122.

Als Liebe zum Geburtsort
Das Auge sich erkoren,
Da ward im Augen-Winkel
Die Thräne auch geboren.

D'rum haben Lieb' und Thräne
Als Schwestern sich so gerne;
Und kömmt nur erst die Liebe,
Bleibt Thräne auch nicht ferne!

123.

Deine Augen sah ich siegen,
Deine Blicke sah ich fliegen,
Mich aber streiften sie nicht!
Deine Wangen sah ich blühen,
Deine Lippen sah ich glühen,
Mir blühten, glühten sie nicht!

Ich saß mit süßem Zittern
Bei Deines Aug's Gewittern,
Sein Blitzstrahl traf mich nicht:
Mein Blick hing wie die Biene
An Deiner Blumenmiene,
Du aber fühltest es nicht!

Mein Herz brach auf in Wehmuth,
Mein Sehnen ward zur Demuth,
Du aber ahntest es nicht;
Ich ließ mein still Anbeten,
Madonna, vor Dich treten,
Du aber hörtest es nicht.

Du schliefst zur Nacht dann fröhlich,
Du träumtest wohl auch selig,
Dich störte Kümmerniß nicht;
Ich hab' gewacht, gesungen,
Geweint, die Händ' gerungen,
Geschlafen, ach, hab' ich nicht!

124.

Phantasie, Du wilde Rose,
Frühling kömmt uns aufzuwecken,
Laß uns flattern, regellose,
Ueber Gärten, Zaun und Hecken!

Phantasie, Du wilde Rose,
Laß uns wild die Fluren schmücken,
Nicht zum Strauß für Ball und Feste
Soll man unsre Blätter pflücken.

Phantasie, Du wilde Rose,
Sclavin nicht in Gartenzellen,
Laß uns frei in freien Räumen
Blatt um Blatt zum Lied gesellen.

Rückerinn'rung, holde Schwalbe,
Komm zurück aus jenen Zonen,
Wo verlebte Jugendträume
Südlich, ewig blühend wohnen.

Sehnsucht, blasse Silberwolke,
Laß vom Himmel Dich hernieder,
Wickle Deinen Thränenschleier
Weich und mild um Sang und Lieder!

Thräne, komm, Du Wasserpflanze
In dem Feensee der Augen,
Netze lindernd jene Wunden,
Die an Herz und Brust mir saugen.

Komm, vierblätteriges Kleeblatt,
L i e d, E r i n n ' r u n g, F r ü h l i n g, L i e b e,
Daß ich einmal Dich gefunden
Ewig jung und glücklich bliebe.

125.

Wer will forschen, wer will fragen,
Wer da mehr liebt von uns Beiden?
Wer kann's wissen, wer kann's sagen,
Wer da tiefer fühlt die Leiden?
Wer will rathen, wer entscheiden,
Wer beim Suchen und Vermeiden
Mehr an Sehnsucht fühlt und Zagen?

Wer will künden, wer will deuten,
Was wir sprechen mit den Blicken?
Wer will hadern, wer will streiten,
Daß wir süße Wort' uns schicken?
Ob es kann das Herz erquicken,
Wenn wir heimlich zu uns nicken,
Wer ergründet das zu Zeiten?

Wer will suchen und erspähen,
Wie zwei Flammen sich vermählen?
Wie sie ineinanderwehen,
Wie sie ihre Bahnen wählen?
Wie sie nie den Weg verfehlen?
Wer kann's sagen und erzählen,
Wie zwei Herzen sich verstehen?

126.

Wieso ich sie gefunden?
Wieso ich sie gesucht?
Das war im Buch des Schicksals
Voraus schon eingebucht:
Wo Herz und Herz sich wählen,
Sich finden und vermählen,
Trifft Gottes Spruch nur ein,
Und Niemand kann erzählen,
Warum es muß so sein!

Warum ich nach ihr sehe?
Warum nach mir sie sieht?
Warum ich nach ihr gehe?
Und was sie zu mir zieht?
Warum mit Allgewalten
Magnete mächtig schalten,
Nur Gott weiß das allein,
Und Niemand kann entfalten,
Warum es muß so sein.

Warum der Quell der Lieder
Für sie allein bloß rauscht?
Warum die Holde wieder
Nur meinen Liedern lauscht? —
Wenn Nachtigallen schlagen,
Dann lauschen ihren Klagen
Die Rosen in dem Hain,
Und Niemand darf da fragen,
Warum es muß so sein!

Warum das Herz mir klopfet,
Wenn ihrer man erwähnt?
Warum mein Auge tropfet
Wenn kommt, die ich ersehnt? —
Es tritt die Fluth, die schwere,
Dann ein im hohen Meere,
Wenn kommt der Mondenschein;
Gibt's Jemand, der's erkläre,
Warum es muß so sein?!

127.

Warum ich lieb' Dich ganz allein?
Warum nur Du mein Sonnenschein?
Warum nur Du mein Augenlicht?
Herrin mein! Ich weiß es nicht!

Ob Du nicht einen andern liebst?
Dein Herz an einen andern giebst?
Ob Niemand Dir zur Seele spricht?
Herrin mein! Ich denk' das nicht!

Ob Du mit meiner Lieb' Geduld?
Ob Du mir je schenkst Deine Huld?
Ob Du mir neigst Dein Angesicht?
Herrin mein! Ich hoff! das nicht!

Ob Dich beleidigt meine Lieb'?
Ob Spott Du treibst mit meinem Trieb?
Ob Hohn für Lieb' Dir scheint wie Pflicht?
Hohe Herrin! ich fürcht' es nicht!

Ob meine Lieb' erlöschen kann?
Ob ich Dich je vergessen kann?
Ob von Dir je schweigt mein Gedicht?
Herrin mein! Das glaub' Du nicht!

128.

Es stehn nicht mehr am Fenster
Die schönen Blumen da,
Durch welche manches Auge
Wie süße Sonne sah.

Der Winter warf sie tückisch
Von ihrem Thron herab,
Sie fielen von dem Fenster
In's frosterstarrte Grab.

Doch steigen mitternächtlich
Aus ihrem Grab sie aus
Und suchen auf die Menschen
Im freundlich warmen Haus:

Und schauen durch die Fenster
Ins Zimmer stumm herein,
Und schauen durch die Fenster
Mit blassem Geisterschein.

Sie klammern an die Scheiben
Sich sehnsuchtsvoll nun fest;
Doch naht kein liebend Wesen,
Das sie in's Zimmer läßt.

So harren sie und weilen
In weißer Geistertracht
Und blicken still ins Zimmer
Die ganze lange Nacht.

Doch sendet nun der Morgen
Den ersten Sonnenstrahl,
Da kehren sie in Wehmuth
Zurück ins Grab zumal.

Sie pressen erst noch scheidend
Die Lippen an das Glas,
Noch lang' ist dann die Scheibe
Von ihren Thränen naß.

129.

Frag' am Zweig das grüne Blatt,
Das im Sturm gezittert hat,
Das vom Regen naß noch ist,
Frag' es nur zur jetz'gen Frist,
Ob es wünschte, klar und nett,
Daß es nicht gewittert hätt'?

Frag' den Demant, der vom Schacht
Durch Gewalt ward losgemacht,
Durch Gewalt und Hieb und Streich,
Bis er jetzt an Licht ist reich,
Frag' ihn, ob er's wünscht in That,
Daß kein Schmerz ihm je genaht?

Frag' den Pelikan anitzt,
Der die Brust sich aufgeschlitzt,
Daß mit seinem Herzensblut
Sich erhalte seine Brut,
Frag', ob er es wünschte sehr,
Daß kein Blut gekommen wär'?

Frag' Dein liebend Herz, das klopft,
Wenn Dein Auge leise tropft,
Wenn die Wang' noch thränenfeucht,
Frag' Dein Herz, das dann so leicht,
Ob der Wunsch in ihm erscheint:
Hätt' mein Aug' nur nicht geweint!?

130.

Mit meiner Liebe zu Gericht
Ging ich in meinem Weh'!
Ich sagte ihr in's Angesicht,
Daß alle Hoffnung ihr gebricht,
Doch Liebe bleibt Liebe wie eh'!

„Sie hat Dich recht vom Herzen satt,
Die schöne stolze Fee!"
So schrieb ich selbst mir auf ein Blatt,
Und las es stündlich, niemals matt,
Doch Liebe bleibt Liebe wie eh'!

Bin ich so heiß wie Sonnenglut,
Bleibt sie doch kalt wie Schnee;
Vielleicht, so denk' ich, ist das gut,
Das kühlet Dir Dein siedend Blut,
Doch Liebe bleibt Liebe wie eh'!

Sprech' ich zu ihr ein zärtlich Wort,
Entflieht sie wie ein Reh;
Und geh' ich hier, so geht sie dort,
Und schau' ich hin, so schaut sie fort,
Doch Liebe bleibt Liebe wie eh'!

Darum versuch' ich's gar nicht mehr,
Sag' dem Versuch: Ade!
Versuch' ich hin, versuch' ich her,
Und predig' ich ihr noch so sehr,
Doch Liebe bleibt Liebe wie eh'!

131.

Wer will der Liebes-Bote sein?
Der „Stern" will Liebes-Bote sein.
Dem Stern glaubt man die Botschaft nicht
Er blinzelt schelmisch, wenn er spricht;
Der Stern des Nachts nur wandern mag,
Ich brauch' den Boten auch bei Tag!

Wer will der Liebes-Bote sein?
Die „Rose" will der Bote sein.
Der Rose trau' den Brief nicht an,
In's Blatt guckt frei ihr Jedermann;
Die Rose nur am Tage wacht,
Ich brauch' den Boten auch bei Nacht!

Wer will der Liebes-Bote sein?
Die „Lerche" will der Bote sein.
Der Lerche wird nichts anvertraut,
Sie schmettert jedes Wort so laut;
Die Lerche Morgens Zeit nur hat,
Ich brauch' den Boten früh und spat.

Wer will der Liebes-Bote sein?
Das „Bächlein" will der Bote sein!
Das Bächlein läuft wohl wunderschnell,
Doch plaudert es an jeder Stell';
Der Frost heißt bald das Bächlein steh'n,
Mein Bote muß auch Winters geh'n.

Wer will denn Liebes-Bote sein?
Ich selber will der Bote sein.
Ich selber geh' bei Tag und Nacht,
Wenn's heiß ist und wenn's Eis auch macht;
Ich selber richt' am besten aus,
Was meine Lieb' ihr schickt in's Haus.

Was ist der Liebe Boten-Lohn?
Ein Kuß! Ein Kuß! Das weiß man schon.
Doch wenn die Lieb' sich selber schickt,
Wird mit dem Lohn nicht so geknickt:
Ein Kuß? Mein Herz, was fällt Dir ein?
Es müssen mind'stens hundert sein!

132.

O, sagt mir's doch, Ihr Liebesleut',
Wann ist zum Lieben recht die Zeit? —

Wann Blümchen blühen allenthalben,
Die Störche kommen und die Schwalben,
Wann's grünt und duftet weit und breit,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Wann Blumen welken, Blumen fallen,
Wenn Wolken zieh'n und Nebel wallen,
Wenn's fröstelt, nieselt, rieselt, schnei't,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Wenn's hell in dem Kamine flammt,
Die Leuchter flackern allesammt,
Der Ofen warme Strahlen streut,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Wann's Lämpchen flackert matt und schwach,
Wann man nur tappt sich in's Gemach,
Wann pechschwarz wird die Dunkelheit,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Wann's Herz ist voll von Freud' und Lust,
Wann Frohsinn einzieht in die Brust,
Wann Geist und Sinn voll Heiterkeit,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Wann Weh in unsern Herzen ist,
Wann unser Auge überfließt,
Wann wir umstrickt von Weh und Leid,
Dann ist zum Lieben recht die Zeit!

Zum Lieben ist die rechte Zeit,
Wann rechte Liebe uns zur Seit',
Wann immer Liebchen ist bereit,
Ist stets zum Lieben recht die Zeit!

133.

Es wandern viele Ströme,
Sie fallen in's Meer;
Das Meer wird nicht voller
Die Ströme nicht leer!
Mein Herz strömt viel Liebe
In's Herz Dir so sehr;
Dein Herz wird nicht voller,
Mein Herz wird nicht leer!

Es fallen viel Sternlein
Vom Himmel zur Nacht;
Der Himmel bringt immer
Noch neue voll Pracht;
Ich hab' Dir viel Lieder
In Liebe gebracht;
Mein Herz hat mich immer
Mit neuen bedacht!

Auf tausend von Fragen
Gibt Echo Bescheid;
Und ist doch zur Antwort
Stets willig bereit;
Und fragst Du 'mal Tausend:
„Liebst Du mich noch heut'?"
Mein Herz stets erwiedert:
„Für ewige Zeit!" —

134.

Laß Deinen Blick mir leuchten
Und wär' es auch in Spott,
Es rächt mich wohl durch And're
An Dir der kleine Gott!
Laß mir Dein Lächeln gelten
Und wär' es auch in Hohn,
Durch tausend süße Verse
Will ich mich rächen schon!

Laß mir Dein Wort ertönen,
Und wär' es auch voll Zorn,
Ich liebe Dich als Rose,
Ich liebe Dich als Dorn!
Schreib' mir ein Briefchen kleine,
Und wär's auch bitterbös,
Wenn ich darob auch weine,
Mit Inbrunst ich erfleh's.

O lese meine Lieder,
Und wär's mit Ironie,
Es kommt mir schon zu Hülfe
Die Göttin Poesie.
Aushöhlt den harten Felsen
Das Tropfen fortgesetzt,
Es rührt die härtsten Herzen
Das Liebeslied zuletzt!

135.

Der Gott, der Dich der Erde gab,
Gab Blumen ihr auch gerne,
Der Gott, der Dir das Auge gab,
Gab auch die Himmelssterne.

Und Blumen, die der Frühling rief,
Das Weltall zu erquicken,
Will ich als einen Herzensbrief,
Dir, schönste Blume, schicken.

Denn als ich sie hab' abgepflückt,
Da dacht' ich Dich zu sehen,
Nachdem ich sie an's Herz gedrückt,
Hieß ich zu Dir sie gehen.

Denn nicht auf Erz und Marmor glatt
Will ich mein Dichten schreiben,
Auf einem kleinen Blumenblatt
Soll es Dein eigen bleiben.

Das Blatt wird feucht, das Blatt wird naß,
So wird mein Aug' von Thränen;
Das Blatt wird welk, das Blatt wird blaß,
So wird mein Herz von Sehnen.

Doch Blumen wirst Du frische seh'n,
Sie kommen jährlich wieder,
Ich aber werd' von hinnen geh'n,
Leg' mich auf ewig nieder.

Dann nimm die Rosen, die ich gab
Als Brief mit rothem Siegel,
Und leg' sie still mir auf das Grab
Als Leichenstein am Hügel;

Denn dieses Briefes Inhalt sei
Zur Grabschrift mir gegeben:
Hier liegt ein Herz voll Lieb' und Treu'
Im Tode wie im Leben.

136.

Noch ein beblümtes Liebesblatt!
  O zankt d'rum nicht mit mir!
Denn wenn der Baum viel Blätter hat,
  Was kann er denn dafür?!

Noch ein klein Blümchen, zart bewegt,
  Vom Herzgrund abgepflückt!
So lang' das Herz ein Blümchen trägt,
  So lang' sei's ihr geschickt!

Und noch ein Lied, das sie verschönt!
  Noch ein Gedichtchen klein!
So lang' die Harf' im Busen tönt,
  Soll's auch geharfnet sein!

Was wär' Gesang, was Dichterkunst,
  Was Lied und Saitenspiel,
Wenn ich nicht säng' um ihre Gunst,
  So lang' es mir gefiel!

137.

Gesucht fürwahr hab' ich sie nicht,
Doch hab' ich sie gefunden,
Nun fand ich sie, und such' sie nun
Umsonst zu allen Stunden!

Was suchst Du sie, Du thöricht Herz,
Beim Zufall, bei dem blinden?
So kehr' nur bei Dir selber ein,
Da wirst Du sie schon finden!

Denn Jene, die Du außen suchst,
Ist kalt und streng und feindlich;
Ihr Abbild doch, das in Dir lebt,
Ist mild und hold und freundlich!

Begegnest Du ihr in der Welt,
Wird sie die Augen senken,
In Dir jedoch ihr Konterfei
Wird süßen Blick Dir schenken!

Sprichst Du mit ihr in Wirklichkeit,
Ist ihre Antwort düster,
Ihr Schatten-Ich in Dir jedoch
Hat Red' und süß' Geflüster!

D'rum suche in der Welt sie nicht,
Such' nicht in allen Winden;
Denn nur in Lied und Phantasie
Wird's wahr: „Wer sucht, wird finden!"

138.

Du bist mir der Frühling,
Du Holde, allein,
Du bist mir die Blume,
Ihr Duft und ihr Schein.

Dein Auge ist Sonne,
Sein Strahl ist stets neu,
Dein Antlitz ist Blüte,
Dein Lächeln ist Mai!

Dein Mund ist die Rose,
Und Honig Dein Wort,
Ich trink's wie die Biene
Vom Rosenkelch fort.

Ja, Du bist der Frühling,
Die Nachtigall ich,
Ich sing' meine Lieder
Nur alle für Dich.

Was wär' Philomele,
Wenn Frühling nicht blüht?
Was wäre der Frühling
Ohn' Nachtigall-Lied?!

Drum laß mich Dich lieben,
Und liebe mich auch,
So ist's zwischen Frühling
Und Nachtigall Brauch!

———

139.

Als ich zuerst sie hab' erblickt,
Da ward mein Herz mir ganz zerstückt;
Doch fragt Ihr mich indessen,
Ob ich dies Sehen möcht' vergessen?
So wird des Herzens Antwort sein:
Dies Seh'n vergessen? O nein! o nein!

In ihrem Blick voll feuchter Glut
Lag tödtend Gift für Sinn und Blut;
Doch fragt, ob ich vergessen will
Den Pfeil so scharf, den Pfeil so still?
So wird des Herzens Antwort sein:
Den Blick vergessen? O nein! o nein!

Ihr Lächeln von dem holden Mund
Warf Wahnsinn in des Denkens Grund;
Doch fragt Ihr, ob dies Lächeln hold
Mein Herz auch gern vergessen wollt'?
So wird des Herzens Antwort sein:
Ich? es vergessen? O nein! o nein!

Daß ich sie lieb' in Innigkeit,
Ist meines Lebens bitt'res Leid;
Doch fragt mein Herz, ob es vergessen mag
Dies Liebeleid nur einen Tag?
So wird des Herzens Antwort sein:
Vergessen Lieb' und Leid? O nein! o nein! o nein!

140.

Laß Dir nach gewohnter Weise
Dieses Blatt zu Füßen legen;
Süße Grüße mögen leise
Bis zu Dir es hin bewegen!
Daß ich lobe, daß ich preise
Deine Schönheit allerwegen,
Ist mir Labung, Trank und Speise,
Sonnenschein und Frühlingsregen!
Aus der Heimath, von der Reise,
Aus den fernsten Waldgehegen
Laß Dir nach gewohnter Weise
Dieses Blatt zu Füßen legen!

Dieses Blatt zu Füßen legen
Laß Dir nach gewohnter Weise!
Wie der Ritter seinen Degen
Hat geweiht, nach Minnenweise,
Wenn er ging dem Feind entgegen,
Einer Frau aus hohem Kreise,
Also um den Waffensegen
Bittet meine Feder leise:
Dieses Blatt zu Füßen legen
Laß Dir nach gewohnter Weise!

Laß Dir nach gewohnter Weise
Dieses Blatt zu Füßen legen!
Wie, befreit vom Wintereise,
Silberwellen sich bewegen,
Wie sich Fink und Wälder-Meise
Lustig auf den Bäumen regen,
Wenn der Frühling seine Preise
Allen Sängern bringt entgegen;
Wie sich durch dieselben Gleise
Sterne um die Sonn' bewegen,
Laß Dir nach gewohnter Weise
Dieses Blatt zu Füßen legen!

141.

In mir lebt eine Melodie,
Sie tönt stets fort in meinem Innern,
Vergessen konnte ich den Wohllaut nie,
Doch konnt' ich mich auch nicht erinnern,
War es ein Spinnerlied, ein Wiegensang,
Es tönte lieb und tönte bang,
Es war nicht Flöt', nicht Nachtigall,
Nicht Ständchen und nicht Wiederhall;
Es klang so weich, so süß und bittervoll,
Daß mir das Herz fast überquoll! —

Als sie mir sprach das erste Wort,
Sie, der mein Herz, mein' Lieb' gehören,
Da glaubte ich, entzückt, sofort
Die süße Melodie zu hören!
Die Melodie hab' ich erkannt,
Das „hohe Lied" wird es genannt,
Es ist das Lied der Jugendzeit,
Das Lied der Lieb' und Minnigkeit,
Und dieses Lied ward in mir wach,
Als sie das erste Wort mir sprach!

142.

Gestern hab' ich sie geseh'n,
Und noch heut' fass' ich mich nimmer;
So ist oft zu End' der Traum,
Und das Herz klopft uns noch immer!

Gestern traf mich erst ihr Blick,
Und noch heut' bin ich geblendet;
So erschreckt noch dann das Aug',
Wenn der Blitz schon längst geendet.

Gestern hörte ich ihr Wort,
Und noch heut' bin ich durchdrungen;
So noch bebt im Ohr der Ton,
Wenn die Hora längst verklungen!

143.

Eine Knospe, dornenlose,
Gab ich still der wilden Rose.
In dem Knospenkelche tief
Lag ein Liebesgruß und schlief;
Wie die Holde in der Nacht
Aus dem süßen Schlaf erwacht,
Sieht sie, wie beim Mondenlicht
Um er wandelt, singt und spricht;
Singt und spricht von Lieb' und Treu'
Und von Herzleid Allerlei,
Wie mein Sinnen und mein Sein
Nur ihr angehört allein. —
Süß erschreckt ruft sie ihm zu:
„Laß, o Gruß! mein Herz in Ruh'!"
Aufgeweckt vom Namen fällt,
Fällt er und erwacht
Wieder in dem Kelchesschacht.

144.

Ich habe von Dir geträumet —
Doch was? Das sag' ich nicht,
Ich hab' Dich im Traum gesehen,
Doch wo? Das sag' ich nicht.

Ich habe mit Dir gesprochen —
Wovon? Das sag' ich nicht,
Ich habe gelacht im Traume —
Worüber? Das sag' ich nicht.

Dann fühlt' ich in dem Herzen —
Doch was? Das sag' ich nicht,
Und war so überglücklich —
Wodurch? Das sag' ich nicht.

Da bin ich erwacht so traurig —
Warum? Das sag' ich nicht,
Und habe mich heiß gesehnet —
Wonach? Das sag' ich nicht.

D'rauf hab' ich dies Liedchen gedichtet —
Wozu? Das sag' ich nicht,
Und habe wieder geträumet —
Was denn? Das sag' ich nicht.

Das, Mädchen, sag' ich nicht,
Das brauch' ich nicht zu sagen,
Das brauchst Du nicht zu fragen —
Du hörst ja mein Gedicht!

145.

Fremde Häuser, fremde Straßen!
Einsam geh' ich aus und ein!
Doch wer liebt, ist nicht verlassen,
Doch wer liebt, ist nicht allein:
Mit ihm durch das fremde Land
Geht die Liebe Hand in Hand!

Fremde Sprache, fremde Laute!
Fremder Gruß und fremdes Wort!
Doch wer liebt, der hört vertraute
Süße Worte immerfort,
Dieser hört zur Träumerstunde
Heimathssprach' aus holdem Munde!

Fremde Klänge, fremde Lieder!
Fremde Weisen am Klavier!
Doch wer liebt, dem tönen wieder
Liebeslaute dort wie hier,
Denn zu jeder Melodie
Dichtet er ein Lied an sie!

Ja, wer liebt, ist nicht verlassen!
Ja, wer liebt, ist nicht allein!
Mit ihm so durch Haus und Straßen
Geht die Liebe aus und ein,
Herz an Herz und Hand an Hand
Alle Welt ein einzig Land!

146.

Ich weiß nicht, ob Ihr Liebesleut' es wißt,
Daß Lieb' eine Traumdeuterin ist? —

— Ich ging hinaus in's Gartenland,
Ein Baum wie schlummernd vor mir stand,
Ich sah den Baum, der Blüten trieb,
Und dachte mir: „Der träumt von Lieb',
Denn wenn der Baum von Liebe träumt,
Mit Blüten sich sein Antlitz säumt;
Und geht die Liebe glücklich aus,
Wird eine süße Frucht daraus,
Und wenn die Lieb' hat traurig End',
Die Blüte sich zur Erde wend't
Und hängt nur matt am Zweiges-Saum!" —
So deute ich des Baumes Traum!

Ich ging einst hin durch Berg und Thal,
Da rann ein Silber-Bächlein schmal,
Es murmelte, halb hörbar kaum,
Ich merkte schnell, es sprach im Traum,
Und deutete: „Der Bach
Im Traume nur von Liebe sprach,

Er sehnet sich hinaus auf's Land,
Wo Blumen stehen liebentbrannt,
Und kleine Wellchen zart und kraus,
Schickt er als Liebesbriefchen aus,
Geschrieben mit dem Silberschaum!" —
So deute ich des Baches Traum!

Ging wieder einst in Nacht hinein
Und sah den Mond mit blassem Schein,
Und seinen Hof, wie Gold so blaß,
Und deutete: „Sein Traum ist das.
Er träumt von ihr, die ihn verließ,
Von Sonne, die ihn scheiden hieß,
Der Hof ist nur der Wiederstrahl
Von Mondes bleicher Sehnsuchtsqual,
Der träumend schifft durch Himmelsraum" —
So deute ich des Mondes Traum.

147.

Ein Wort hab' ich verloren,
Das sie zu mir gesprochen,
Ich denke und ich sinne,
Ich such' es Tag' und Wochen.

Es war ein Wort, ein kleines,
Noch tönt's in meinem Innern;
Doch wie das Wort geheißen?
Ich kann mich nicht erinnern!

Es klang so herzverlockend,
Es klang so süß, so leise,
Wie Engelgruß am Abend,
Wie Flötenspiel und Weise.

Es klang so einzig lieblich,
So eingehüllt in Demuth,
Es füllte mich mit Rührung,
Es füllte mich mit Wehmuth.

Das Wort hab' ich verloren!
Ich will die Holde fragen,
Ob sie mir dieses Wörtchen
„Gewiß!“ wird wieder sagen?!

148.

Ich hab' sie schön betrogen,
Sie glauben mich allein!
Als sie die Thür verriegelt,
Kam Liebe mit herein!

Sie sitzt wie Scherezade
An meinem Bett und wacht,
Erzählt mir süße Märchen
Die ganze liebe Nacht.

Erzählt von meiner Holden
Mir Märchen ohne End'
Bald von der Wunderlampe,
Die ihr im Auge brennt;

Bald von der Zauberblume
Auf ihrem Antlitz klar,
Die Jeden, der sie pflücket,
Zum Glückskind macht fürwahr;

Und vom Rubin des Zaub'rers,
Der von den Lippen blitzt,
In dessen hellen Flammen
Ein Geist gefangen sitzt;

Und von dem reichen Schatze
Kristall und Edelgut,
Der still bewacht von Engeln
In ihrem Herzen ruht.

So bis zum nächsten Morgen
Erzählt sie leise dann,
Und kaum wird's wieder Abend.
Fängt sie von neuem an.

149.

Schicksal soll es sein und Fatum,
Ob man glücklich oder nicht,
Sternenschrift mit Himmelsdatum
Uns'res Lebens Inhalt spricht;

Laß mich in den Sternen lesen,
Heb' Dein Aug', Du Himmel mein!
Etwas muß in meinem Wesen
Von einem Sternendeuter sein.

Laß das Horoskop mich stellen,
Du gehst mir als „Venus" auf,
Und zu Deiner Bahn gesellen
And're Sterne ihren Lauf;

Günstig stehen alle Zeichen!
Meine „Venus" leuchtet mild,
Und die „Leier" gar nicht ferne,
Das bin ich im Sternenbild!

150.

Ich lieb' die Rose, wenn sie frisch
Gesprengt das grüne Mieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
Liebt Dich die Rose wieder?

Ich lieb' den Stern, ich seh' nach ihm,
Ich sehne ihn hernieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
Liebt Dich der Stern denn wieder?

Ich lieb' den Frühling, wenn er geht
Durch Blumen, Laub und Flieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
Liebt Dich der Frühling wieder?

Die „wilde Rose“ liebe ich,
Ich sing' ihr tausend Lieder,
Und frage auch mich selber nicht:
Liebt Dich die Rose wieder?

151.

Dort stand ein Baum, ein alter,
Ein Winter kam, ein kalter,
Der Laub und Schmuck ihm nahm;
Doch plötzlich Blatt und Blüten
Und grüne Knospendüten
Der alte Baum bekam.

Es hat die Morgensonne
Geküßt in ihrer Wonne
Den Baum zur Morgenzeit,
Und streuete im Kosen
Die Hand voll frische Rosen
Ihm auf's verblich'ne Kleid.

Von Strahlenlust erglühend,
Errötheud und erblühend,
Steht wieder jung der Baum;
Doch fühlt er es mit Schauern,
Es kann nicht lange dauern,
Es ist ein Frühlingstraum!

Im Traum fängt er zu singen
Von Herz- und Liebesdingen,
Wie einstens wachend, an;
Im Traum streut er die Blätter
Auf seine alten Götter
Mit alter Liebe dann.

Das Herz des Dichters singe,
Wie spät auch zu ihm dringe
Der Liebesstrahl und Hauch;
Und ist's auch nur im Träumen,
Süß ist's, ein Lied zu reimen
Vom Traum der Liebe auch.

152.

Im Herzen steht mir eine Blum',
  Sie sieht so aus wie Du;
Sie strebt bei Tag, sie strebt bei Nacht
  Der Schwesterblume zu!

Die Blume in dem Herzen d'rin,
  Die hat mir's angethan;
Es schlummert in der Blume d'rin
  Ein eig'ner Zauberbann!

Wenn sie von ferne Dich erblickt,
  So zieht sie mich zu Dir,
Und wenn sie Dich zwei Tag' nicht sieht,
  So ruft sie: Komm' zu ihr!

Und wenn Du einmal an mich denkst,
  Die Blume weiß es gleich;
Da strömt sie aus besondern Schein
  Und macht das Herz so reich!

Und wenn Du meiner gar nicht denkst,
Weiß es die Blum' im Nu;
Da senkt sie still das schöne Haupt
Und schließt die Blätter zu!

O ferne, holde Blume Du,
Wann wird dies Herz belohnt,
In dem so treu und liebend
Dir eine Schwester wohnt?

———

153.

Lied empfangen in Sehnen,
Lied gereift in Glut,
Lied geboren in Thränen,
Lied gesäugt mit Blut;

Lied gewachsen aus Wunden,
Lied erzogen beim Weh',
Lied von Nesseln umwunden,
Lied vom Thränensee;

Trag' hin zu ihren Füßen
Mein Sehnen also fort,
Trag' hin in tausend Grüßen
Mein glutentbranntes Herz;

Gieß aus auf ihre Schwelle
Die Thränen, die ich wein',
Kredenze ihr zur Stelle
Mein Blut als Herzenswein;

Mach', um sie lieb zu kosen,
Die Nesseln all zu Sammt,
Verwandle schnell in Rosen
Die Wunden allesammt;

Mein stürmisch Weh das scharfe
Schaff' um zum süßen Lied,
Wie durch die Aeolsharfe
Der Sturm melodisch zieht.

154.

Die hohle Hand!
Legst Du auf's Auge sie, das in bittern Thränen stand;
Umhüllt ein großes salzig Meer, doch ohne Sand,
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Legst Du auf's Herz sie, das sich in Schmerzen wand,
Bedecket einen Aetna, eine Welt in Brand
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Stützt Du auf sie der Stirne heißen Fieberrand,
Umschließt die Grenze zwischen Irrsinn und Verstand
Die hohle Hand!

Die hohle Hand!
Legst Du die beiden hohlen Hände ineinand,
Gefaltet, zum Gebet, dann umfaßt das bess're Land
Die hohle Hand!

155.

Zu dem Hause, weit entlegen,
Vor dem Thore draußen, ferne,
Führt es mich von allen Wegen,
Führt es mich doch gar zu gerne!

Und mich treibt's, hinaus zu gehen,
Wenn ich sie auch nicht erblicke,
Wand're rastlos, bleibe stehen,
Gehe weiter, kehr' zurücke;

„Gute Nacht!“ sag' ich dem Hause,
„Gute Nacht!“ sag' ich den Gassen,
Wiederhol's nach einer Pause,
Kann vom Hause doch nicht lassen!

„Lebe wohl!“ sag' ich dem Thore,
Das mir wie ihr Herz verschlossen,
„Lebe wohl!“ sag' ich dem Flore,
Der ihr Fenster hält umflossen!

„Lebe wohl!“ sag' ich, „bis Morgen,
Gasse, Fenster, süße Liebe!“
Bis ich wiederum verborgen
Nachts darauf dasselbe übe!

156.

Dichterherzen sind wie Bäume,
Schmachtend, durstend, stets begehrlich,
Treiben spät noch frische Keime,
Haben neuen Frühling jährlich.
Dichterherzen sind wie Bäume,
Haben viele, lange Arme,
Strecken sie in alle Räume,
Nach dem lieben Herzenswarme;
Dichterherzen sind wie Bäume,
Kern im Grunde, Haupt im Lichte,
Blatt und Blüten seine Träume,
Und Gedanken seine Früchte!

157.

Sommertage ohne Sonne
Sommernächte ohne Wärme,
Wonnemonat ohne Wonne,
Rosen ohne Bienenschwärme!

Ohne Rosen lichtumschlungen
Geht aus ihrem Zelt Aurore,
Ohne laue Dämmerungen
Kommt die stille Abendhore.

Blasse Tage, bleiche Nächte,
Nachts ein sternenloser Himmel,
Und im Laubdach ist verschwunden
Sonnenstäubchens bunt Getümmel!

Doch wem Dichtkunst ist gegeben
Und die Lieb' im Herzensgrunde,
Der hat Sonne all' sein Leben,
Der hat Sonne jede Stunde.

Alle seine Stunden lachen
Wie der See beim Morgenkusse,
Wie in einem Blumen-Nachen
Schifft er auf dem Lebensflusse.

Denn in seinem Herzensreiche
Geht die Sonne niemals nieder,
Selbst die Nacht, die schattenbleiche,
Bringt ihm seine Sonne wieder.

Will er Blumenkränze pflücken,
Greift er in den eig'nen Busen,
Wo sie pflegen und beschicken
Gärtnerinnen, holde Musen.

Will er hören Harmonien,
Lautenklänge, süße Klagen,
Ist die Harfe ihm verliehen,
Die der Hirtensohn geschlagen.

Was er will und was er möchte,
Macht ihm seine Gottheit möglich,
Sonnenstrahl durch seine Nächte,
Helle Sterne sieht er täglich!

Freud' und Trost ist ihm gegeben
Frei zum eigenen Bedarfe,
Für die Freud' des Liebchens Leben,
Für den Trost die gold'ne Harfe!

158.

Der Rose wollt' ich erzählen mein' Lieb' und mein Leid,
Der sang's die Nachtigall schon längere Zeit:
Dem Wald wollt' ich klagen mein Leid nun vor,
Dem lispelt's die Weide längst schon in's Ohr;
Der Flur wollt' ich sagen, was Liebe vermag,
Ihr murmelt's der Bach bei Nacht und bei Tag;
Dem See wollt' ich singen von Lust und von Qual,
Ihm seufzt es das Schilf beständig zumal;
Dem eigenen Herzen vertraut' ich's sodann,
So innig wie dieses hört Niemand mich an!

159.

Blumen blühen, wachsen, sprießen
Auf der freien Sonnenflur,
Wie sie öffnen sich und schließen,
Werden sie zur „Blumenuhr".

Meine Blumenuhr hienieden
Ist ihr Herz nur ganz allein,
Was für Stunde mir beschieden,
Zeiget diese Uhr, so klein.

Wenn es offen mich begrüßet,
Zeigt's die schönste Stunde hier,
Wenn's die Blätter grausam schließet,
Schlägt die letzte Stunde mir!

160.

Herzen haben gutes Wetter,
Herzen haben böses Wetter,
Wolken, Sonnenschein und Regen,
Stürme, Blitze, Donnerwetter.

Herzen haben Schauer, Hagel,
Wolkenbrüche und so weiter,
Und magnet'sche Kraft darinnen,
Als bewährte Wetterleiter.

Herzen haben Wetterwinkel,
Wieg' und Kessel wilder Triebe,
Dieses böse Wetterwinkel
Ist: die Liebe, böse Liebe.

161.

Unter sonnensatten Bäumen
Wandelt Mittags sie im Schatten,
Die in meinen schönsten Träumen
Wiederkehret ohn' Ermatten.

Durch die grünen Blätterdächer
Schlüpfen Strahlen ihr zu Liebe,
Doch es sagt ihr kleiner Fächer:
„All' umsonst, ihr losen Diebe!" —

Wie sie wandelt durch die Reihe,
Scheint das Dunkel mir der Bäume
Dunkel einer Tempelweihe,
Sie die Göttin dieser Räume;

Ich ein Priester ihres Dienstes,
Der zum Altar ist getreten,
Und mein Lied, mein allerkühnstes,
Wagt es blos sie anzubeten!

162.

Es singt bei Nacht die Nachtigall
Ihr Liedchen stets das kleine;
— Was singst Du, wenn Dich Niemand hört?
— — — Ich sing' für mich alleine! —

Der Mond geht auf am Himmelszelt
Mit seinem milden Scheine;
— Was scheinst Du, wenn die Erde schläft? —
— — — Ich schein' für mich alleine! —

Das Veilchen füllt mit süßem Duft
Den stillsten Ort im Haine;
— Was duftest Du, wo Niemand geht? —
— — — Ich duft' für mich alleine! —

Das Bächlein rauscht manch' sinnig Wort
Am fernen Wiesenraine;
— Was rausch'st Du, wo Dir Niemand lauscht?
— — — Ich rausch' für mich alleine! —

Die Weide senkt das Trauerhaupt,
Es scheint, als ob sie weine;
— Was weinst Du, Weide, ungeseh'n? —
— — — Ich wein' für mich alleine! —

Ich liebe still und hoffnungslos,
Ich lieb' ein Herz von Steine;
— Was liebst Du, Herz, ohn' Gegenlieb'? —
— — — Ich lieb' für mich alleine! —

163.

Wenn man etwas zärtlich liebt,
Tausend Namen man ihm gibt,
Und des Herzens Zärtlichkeit
Hat stets neue noch bereit,
An Erfindung überreich
Find't sie süße Namen gleich.
So auch nennt dies Blümchen klein
Viele holde Namen sein:

Wenn es steht bald weiß, bald roth,
In des Frühlings Aufgebot,
„Tausendschön“ wird es galant
Von gar Vielen wohl genannt.
And're sagen, wenn sie's seh'n:
„Seht so hold das „Maaslieb“ steh'n!“

Mancher, der das Blümchen preis't,
Wiederum es „Zeitlose“ heißt.
Doch das Herz, das heilig liebt,
Ihm den frömmsten Namen gibt,
Wenn er's gepflückt von stiller Flur,
Nennt's „Marienblümchen“ nur,
Weil man gerne heilig hält,
Was dem Herzen wohlgefällt!
D'rum, „Marienblümchen“, sprich
Auch ein kleines Wort für mich,
Sag', daß ich mich tief gebückt,
Als für sie ich Dich gepflückt,
Wie am Ort, wo zum Gebet
Ein „Marien-Bildniß“ steht.

164.

Diese Ketten soll ich brechen,
Diese Fesseln rasch zerreißen,
Meinen sie, die Niedurchglühten,
Die sich nur die Klugen heißen!

Kann der Baum sich los denn stricken
Aus des Lichtes gold'nen Ketten?
Kann die Sonnenblum' zerreißen
Sonnenstrahlen, sich zu retten?!

So kann nimmer sich zerreißen
Dieses Lächeln, dieses Blicken,
Diese süßen Zauberstrahlen,
Die mich sonnenhaft umstricken.

165.

Ein Buch nahm ich zur Hand,
Das einst ich mit ihr las,
Im Buche lag ein Band,
Das sie darin vergaß.

Am Bande stieg nun schnell,
Im lichten Rosenflor,
Aus tiefstem Herzensquell
Erinnerung empor.

Es knüpfte an das Band
Ihr holdes Bild sich an;
In Locke, Haar, Gewand
Band ich das Band ihr dann.

Das Band, so seidenweich,
Das Band, so rosablaß,
Zeigt mir ihr Antlitz bleich,
Als es von Thränen naß!

Und aus dem Band fürwahr
Lockt Lieb' und Lied, zum Strauß,
Am End' ein Bändchen noch
Von „wilden Rosen" aus!

166.

Stern, von mir gewendet,
Hörst Du, was die Liebe spricht?
Licht, mir fort gesendet,
Siehst Du meine Thräne nicht?
Blick, zu ihr erhoben,
Dringet nicht an Ort und Stell'!
Gruß, aus Lied gewoben,
Dringet nicht in ihre Zell'!
Wunsch, für sie gesprochen,
Machet ihr das Aug' nicht naß,
Herz, für sie gebrochen,
Ach, vielleicht erfährt sie das!

167.

Lautlos stand und taglang schweigend
Memnonssäule in der Wüste,
Bis die Sonne, aufwärts steigend,
Mit dem heißen Strahl sie grüßte.

Es beginnt das Erz zu tönen,
Aus der Säule flüstern Klänge,
Als ob fern ein Chor von Schwänen
Seine Abschiedslieder sänge!

Unbegreiflich, unbegriffen
Bleibt das Räthsel dieser Weisen,
Wenn sie durch den Aether schiffen,
Schwalben gleich, die südwärts reisen.

In der Wüste meiner Tage
Lag das Herz mir, stumm, verschlossen,
Ohne Laut für Lust und Klage,
Liederstill und sangverdrossen;

Plötzlich fiel ein Strahl hernieder
Mir in's Herz aus Augensonnen,
Und mein Herz hat Wort und Lieder
Wieder Tag und Nacht gewonnen!

Kömmt und gehet seine Sonne,
Tönt das Herz aus, was es leidet,
Wenn sie nahet: bitt're Wonne,
Süße Schmerzen, wenn sie scheidet!

168.

Der Ameise gleich gesammelt
Hab' ich Vorrath sommerüber,
Denn es naht ein langer Winter,
Ein entsonnter, wolkentrüber!

Will den Winter still erwarten,
Ohne Klagen, ohne Jammern,
Denn ich habe süße Nahrung
In des Herzens Vorrathskammern!

Hab' gesammelt, eingetragen,
Von früh Morgen bis spät Abend,
Aufbewahrt für künft'ge Tage
Herzensnahrung, süß und labend.

Und da liegt nun aufgespeichert
Reiche Kost und reiche Nahrung,
Hier des Lächelns Zauberblümchen,
Dort des Auges Offenbarung!

Hier des Angesichtes Blume,
Dort des Leibes Marmorschöne,
Hier der Stirne edle Wölbung,
Dort des Wortes weiche Töne.

. Weil ich habe Frühlingsvorrath,
Also viel in Herz und Seele,
Blüh'n im Herbst mir wilde Rosen,
Singt im Herbst mir Philomele.

Wenn der Lenz wird wiederkehren
Mit der schönsten Blume mein,
Wird mein Herz um keinen Winter
Kälter oder älter sein!

169.

Wer Sonne sieht auf Baum gewiegt,
Den Strahl, der sich durch Blätter schmiegt,
Das Licht, das durch die Zweiglein rinnt,
Dabei nichts fühlt, dabei nicht find't
Wie Gott durch seine Schöpfung geht,
Der wird sein Lebtag kein Poet!

Wer Blumen sieht und lächelt nicht,
Wer mit den Blumen gar nicht spricht,
Wer Blumen sieht, mit Licht gestickt,
Und sich nicht schnell zu ihnen bückt,
Wer Blumen sieht, vorübergeht,
Der wird sein Lebtag kein Poet!

Wer singen hört und d'rauf nicht lauscht,
An wem Gesang vorüberrauscht,
Wem Liederklang zu Herz nicht dringt,
Wer Lieder hört und mit nicht singt,
Wer fühllos unter Sängern steht,
Der wird sein Lebtag kein Poet!

Wer weinen sieht und weint nicht mit,
Wer Thränen sah und Leid nicht litt,
Wer Augen sieht von Thränen roth,
Und Weh nicht fühlt als wär's der Tod,
Wer fremde Thränen nicht versteht,
Der wird sein Lebtag kein Poet!

Wer Dich geseh'n, Du Sonnenblum',
Du Blumenstrahl, Du Liederthum!
Wer Dich geseh'n und Dich nicht liebt,
Nicht jetzund froh und jetzt betrübt
Viel Lieder singt von Lieb' durchweht,
Der wird sein Lebtag kein Poet!

170.

Eine Stimme ging einst durch meine Brust,
Freudig in Lust;
Immer rief sie mir zu weich und süß:
„Leb' und genieß'!"

Bei den Blumen rief sie so lieblich und hell:
„Pflücke sie schnell!"
Bei den Schönen sprach die Stimme geschwind:
„Wagen gewinnt!"

Lang' hab' ich die Stimme nicht mehr gehört,
Die mich bethört:
Weil die Stimme, nun ward es mir klar,
„Jugend" nur war!

Jetzt hör' ich die Stimme schon wiederum;
Wißt Ihr warum?
Weil Gott dem Herzen, das liebt,
Jugend auch giebt!

171.

Die Nacht des Neujahrs ist gekommen,
  Die zwölfte Stund' ist Scheidewand,
Darüber reichen beide Jahre
  Wehmüthig still sich ihre Hand.

Ich habe Dir im alten Jahre
  Gesungen manches neue Lied,
Und singe Dir zum Jahr, dem neuen,
  Wie alte Lieb' mich zu Dir zieht!

Vor meinen innern Augen stehen:
  Vergangenheit im Dämmerlicht,
Die Zukunft mit geschloss'nen Augen,
  Und Gegenwart mit blassem Angesicht.

Ich küsse die verstummte Lippe
  Der sterbenden Vergangenheit,
Und schaue in die feuchten Augen
  Der Gegenwart noch kurze Zeit;

Der Zukunft aber streck' die Arme
Entgegen ich zu jeder Frist,
Weil nur in Dir und Deiner Liebe
All' meines Lebens Zukunft ist!

172.

Wenn die Erde bebt und zittert,
Geben Glocken davon Kunde,
Tönen aus geheime Töne,
Aber schlagen keine Stunde!

Wenn das Herz erbebt im Innern,
Tönt das Lied vom Sängermunde,
Tönet aus geheime Töne,
Aber nichts von Zeit und Stunde!

Denn das Lied ist nur ein Zeichen,
Daß das Herz erbebt im Grunde;
Herzen haben keine Jahre,
Lieder haben keine Stunde!

173.

Viel Tausend schon haben von Liebe gesungen,
Viel Tausende singen sie noch,
Und Tausende werden von Liebe noch singen,
Sie bleibt unbesungen dennoch!

Viel tausend von Blumen verblühten,
Viel tausend blüh'n jetzt in der Luft,
Viel tausende werden noch blühen,
Ist deshalb verringert ihr Duft? -

Viel tausend von Sternen erscheinen,
Viel tausend erscheinen zur Nacht,
Viel tausende werden noch kommen,
Ist deshalb verbleicht ihre Pracht?

Viel tausend sind Herzen gebrochen,
Viel tausend brechen noch heut';
Viel tausende werden noch brechen,
Das Herz liebt doch jeglicher Zeit!

174.

Vom Himmel fällt der Schnee herab,
  Am Frühlingsstrahl zerrinnt er,
Vom Himmel fällt die Lieb' herab,
  Und bleibt im Sommer und Winter.

Die Schwalbe baut am Dach ihr Nest,
  Im Herbst zieht sie von hinnen,
Die Liebe baut in's Herz ihr Nest,
  Um nie mehr zu entrinnen.

Der Spätherbst färbt die Blätter roth,
  Sie fallen ab im Harme;
Mein Herzkuß färbt die Liebste roth,
  Sie sinkt in meine Arme!

Ob Winter, Herbst, ob Sommer, Lenz,
  Ob Kälte oder Hitze,
Das Weltall blüht, der Himmel lacht,
  Wenn ich zur Seit' ihr sitze.

Die Stunden geh'n, die Wolken flieh'n,
Der Tag sinkt bald hinunter,
Doch wem in's Herz die Liebe scheint,
Dem geht der Tag nicht unter!

175.

Rothe Ros' auf frischen Wangen
Glüht und blüht eine Liebeleben,
Mit dem Leben aufgegangen
Und vergangen mit dem Leben!

Weiße Ros' auf blassen Wangen
Malt uns stets ein Seelenleben
Und ein seliges Verlangen,
Herz in Herz nur zu verweben!

Treu ist weißer Rose Walten,
Ewig ihre Liebesgabe,
Denn die Liebe wird noch halten
Weiße Ros' auf unserm Grabe!

176.

Es wirft der Lenz sein grünes Tuch
Der Erde um die Glieder,
Und wer im Tuch die Erde sieht,
Der setzt zu ihr sich nieder.

Es wirft der Lenz sein Liederbuch
Auf Bäum' und Blumrabatte,
Da fliegen kleine Sänger her
Und singen frisch vom Blatte.

Es gießt der Lenz sein Duftflacon
In's Miederchen der Rose,
Da riecht, eh' noch der Tag beginnt,
Der Schmetterling, der lose.

Er steckt den Kranz, den Liebesstrauß
Der Schöpfung an den Busen;
Den stehlen ihr vom Busen weg
Die Dichter und die Musen.

Und würde jährlich zehn Mal Lenz,
Und wenn es ewig Lenz auch bliebe,
Stets neuen Duft, stets neues Lied
Reicht er dem Sänger der Liebe!

177.

Als Amphion schlug die Saiten
Einst durch Feld und Flur und Haine,
Da bewegt von Nah und Weiten
Wurden Bäume, Felsen, Steine!

Darum singe ich die Klänge
Vor Dir her auf allen Wegen,
Ob es etwa mir gelänge,
Dir Dein Steinherz zu bewegen!

Ein Amphion bin ich nimmer,
Säng' ich Dir auch stündlich, täglich,
Stein bleibt Stein, wie eh' und immer,
Und Dein Herz bleibt unbeweglich!

176

In den Kelch der dunklen Rose
Schau' ich sinnend manche Stunde;
Denn es wohnt ein sinnig Räthsel
In dem tiefen Zaubergrunde;

Schaut' mich an mit klugen Augen,
Daß ich sinne, daß ich denke,
Daß ich mich in sein Geheimniß
Ganz vertiefe, ganz versenke!

Ist's des Duftes, ist's der Würze
Süßbetäubend Zauberweben?
Ist's der rothe Wein im Kelche?
Ist's der Rose traumhaft Leben?

Nein! Es ist der Geist der Liebe,
Der gebannt liegt in der Rose,
Der gefesselt auf dem Boden
Liegt, für's Herz, das liebelose!

Und er harrt mit stummen Blicken,
Und er fleht mit stummen Worten,
Daß man endlich ihn erlöse
Aus des Kelch's verschloss'nen Pforten.

Wenn die wahrhaft echte Liebe
Hat die Rose abgebrochen,
Wenn den hohen Rosensegen
Sängerwort dazu gesprochen;

Wenn vom Sängerlied begleitet
Sie der Liebsten wird geschickt,
Und der Liebste schönes Auge
In den Kelch der Rose blickt;

Dann ist der Geist der Lieb' erlöset
Aus der Haft im Kelchesgrunde,
Und mit Segen und mit Heil'gung
Wird der Dritte er im Bunde.

179.

Die Lieb' ist heut' gesprächig
Und morgen ist sie stumm,
Nimmt heute Alles g'rade,
Nimmt morgen Alles krumm;
Doch frage nicht: Warum? warum?

Bei Tag ist Liebe Sternenschein,
Und Sonnenschein bei Nacht;
Des Morgens geht sie träumen,
Des Abends sie erwacht;
Doch frage nicht: Wieso? wieso?

Die Liebe lacht in Thränen
Und weint, wenn sie voll Freud',
Ist weise, wenn sie närrisch,
Und dumm, wenn sie gescheidt;
Doch frage nicht: Woher? woher?

Heut' ist der Himmel dunkel,
Und morgen ist er hell;
Heut' ist die Blume duftig,
Und morgen welkt sie schnell;

Bei Märzenschnee, Aprilenluft,
Bei Frauengunst und Blumenduft,
Bei „Stelldichein“ und „Sieh'-Dich-um“,
Da frag' kein Mensch: Warum? warum?!

180.

Das Fischlein schwimmt im Glase,
Die Rose steht im Licht,
Das Fischlein zieht's zur Rose,
Doch sprechen kann es nicht!

Das Fischlein denkt im Stillen:
„Wenn nur das Glas zerbricht!“
Einst war sein Glas zerbrochen,
Doch sprechen kann es nicht!

Die Liebe ist das Fischlein;
Wenn auch das Herz mir bricht,
So kann sie weinen, sterben,
Doch sprechen kann sie nicht!

181.

Liebe, wohnst Du in dem Blicke,
  Liebe, wohnst im Lächeln Du?
Aus dem Blicke fliegt mir Liebe,
  Aus dem Lächeln Liebe zu!

Liebe, wohnst Du in der Freude?
  Liebe, wohnst Du in dem Leid?
Wenn sie fröhlich, wenn sie traurig,
  Lieb' bleibt Lieb' zu jeder Zeit.

Liebe, wohnst Du in dem Schweigen?
  Liebe, wohnst Du in dem Wort?
So beim Schweigen, so beim Sprechen,
  Lieb' ist stets an ihrem Ort!

Liebe, wohnst Du im Verneinen?
  Liebe, wohnst Du im Bejah'n?
Sie mag wehren und gewähren,
  Lieb' ist stets ihr Unterthan!

Seele, füllst Du mir das Auge?
    Thräne, füllst Du mir das Herz?
Aug' und Seele, Herz und Thräne
    Sind nur Eins im Liebesschmerz!

182.

Du sagst, es zieht Dich hin zu mir,
Doch nahe ich mich liebvoll Dir,
So weichst Du aus und gehst allein, —
    O, kann denn Lieb' so unlieb sein?

Dein Auge lacht mich freundlich an,
Und trifft mein Blick den Deinen dann,
So wendet sich sein süßer Schein,
    O, kann denn Lieb' so unlieb' sein?

Ein Blümchen hab' ich Dir gepflückt,
Du hast's begehrlich angeblickt,
Ich sprach: „So nimm's!" Du lispelst: „Nein!
    Wie kann doch Lieb' so unlieb sein!

183.

Die Lieb' hat keinen Ruhepunkt,
Die Lieb' find't keine Rast,
Der Möwe gleich, die über'm Meer
Nicht Schiff sieht und nicht Mast!

Was Ruhe ist, weiß Liebe nicht,
Wie käm' sie auch dazu?
Ein liebend Herz ist nicht der Ort
Der Sicherheit und Ruh'!

Sie ist wie jener Leidensmann
Zu wandern stets verflucht,
Sie sucht, was sie nicht finden kann,
Und find't, was sie nicht sucht!

Es ist ein Irren hin und her,
Ein Kommen und ein Geh'n;
In Eile stets und stets in Hast,
Als wär's um uns gescheh'n!

Man möcht' entflieh'n und kann es nicht,
Gezogen ist der Kreis;
Man geht rundum und kehrt zurück,
Eh' man es selber weiß!

Die Unruh' macht die Uhr zur Uhr,
Und nicht ihr Gold und Stein;
Und stellt sich Lieb' ohn' Unruh' ein,
Kann's rechte Lieb' nicht sein!

184.

Wenn im Herzen drinnen Liebe entsteht,
So schlagt es;
Wenn Herz vom Herzen Liebe erflebt,
So zagt es;
Wenn Herz vom Herzen ungeliebt geht,
So klagt es;

„Aus was denn Liebe im Grunde besteht?“
So fragt es;
Und wenn ein Herz das Herz nur versteht,
So sagt es:
„Die Blume besteht aus Weiß und aus Roth,
Die Liebe besteht aus Glück und aus Noth;
Die Rose besteht aus Duft und aus Dorn,
Die Liebe besteht aus Freud' und aus Zorn;
Der Demant besteht aus Feuer und Fluth,
Die Liebe besteht aus Thränen und Gluth;
Der Himmel besteht aus Wolken und Strahl
Die Liebe besteht aus Wonnen und Qual;
Der Maimond besteht aus Blumen und Eis,
Die Liebe besteht aus Vorwurf und Preis;
Die Harfe besteht aus Saiten und Klang,
Die Liebe besteht aus Lied und aus Sang;
Das Leben besteht aus Leben und Schein,
Die Liebe besteht aus Liebe allein.“

185.

Kränze hängen an den Wänden,
Lorbeerzweige, bandumschlungen,
Lieder auch auf weißer Seide,
Mir zu Ehren oft gesungen!

Blasse Schatten blasser Ehre!
Leere Kleider eitler Stunden!
Ohn' Empfindung uns gegeben,
Und genommen unempfunden!

Doch daneben hängt ein Blümchen,
Das verloren sie am Wege,
Das ich auflas und verehre,
Das ich liebe, das ich pflege.

Das hat Geist und das hat Seele,
Das hat Wort und Antwort wieder,
Wenn ich's anschau', wenn ich's anred',
Wenn ich sing' ihm kleine Lieder.

Nur für Liebesangedenken,
Nur für Liebesherzvermächtniß
Haben Seelen ein Erinnern,
Haben Herzen ein Gedächtniß!

186.

Meine Lieb' ist eine Schwalbe,
Bist Du kalt, ist sie entflogen,
Doch beim ersten Strahl von Wärme
Kömmt sie wieder heimgezogen.

In dem lang gewohnten Neste,
In dem Herzen wohnt sie wieder,
Kreis't mit ihren leisen Flügen
Um die Holde hin und wieder.

Lieb' und Schwalbe, fromme Wesen,
Sind stetsherngeseh'ne Gäste,
Und man hält's für Segenszeichen,
Wenn sie siedeln lang im Neste.

187.

Vom Himmel fiel ein Bildniß
Herab in einen Wald,
Voll Hulden und voll Mildniß,
Voll lieblicher Gestalt.

Ein Leib als wie ein Stengel
Auf dem Kelch sich wiegt;
Ein Antlitz wie ein Engel,
Der über Kinder fliegt.

Ein Aug' wie ein Karfunkel
In goldener Monstranz,
So tief, so tempeldunkel
Und doch so voller Glanz.

Im Blick ein Stern, ein klarer,
Als wie der Stern hoch schwebt,
Zu dem der Meerbefahrer
Im Sturm den Blick erhebt!

Und durch den Wald gegangen
Ein Mann, ein kranker, kam,
Mit Siechthum auf den Wangen,
Mit Leid' im Aug' und Gram.

Der fand im tiefen Walde
Das wunderbare Bild,
Aus dem zu ihm alsbalde
Ein heilig Leuchten quillt.

Seit er das Bild gefunden,
Seit er das Bild erblickt,
Fängt an er zu gesunden,
Fühlt er sich frisch erquickt.

Sein Siechthum ist vergangen,
Sein Auge ist erhellt,
Es blühen seine Wangen,
Es blüht für ihn die Welt!

Die Brust wird ihm stets weiter,
Das Herz wird ihm so leicht,
Das Aug' wird ihm so heiter,
Von froher Thräne feucht.

Er nimmt das Bild nach Hause,
Er hält es hoch und werth,
Er baut ihm eine Klause,
Wo er es fromm verehrt!

Und weit in alle Lande
Verbreitet sich die Mähr',
Vom fernen Meeresstrande
Zieh'n fromme Pilger her.

Und wer die Klaus' betretet
Und gießt sein Herz da aus,
Und wer zum Bildniß betet,
Der geht voll Heil nach Haus.

Man hat mir diese Sage,
Als ich ein Kind, erzählt,
Doch hat mir mein Lebtage
Der Sinn dafür gefehlt.

Mir fehlte frommer Glaube,
Mir fehlte fromm' Gemüth,
Mit dem man aus dem Staube
In's Reich der Gottheit sieht! —

Da hab' ich sie gefunden,
Ein Bild so wunderbar;
Das Dunkel war verschwunden,
Die Sage wir. mir klar!

Seit mir vom Himmel nieder
Dies Frauenbildniß fiel,
Fühl' ich im Busen wieder
Der Musen gold'nes Spiel.

Tief innen ist ein Sprossen,
Ein Grünen und ein Blüh'n;
Ich schwimm' mit frischen Flossen
In's Meer der Melodien!

Der Tag bringt süße Pflichten,
Die Nacht bringt holden Traum,
Es webt in mir ein Dichten
Wie Blätterspiel im Baum.

Nun weiß es auch mein Wesen,
Was jener Glaube gilt,
Und wie man kann genesen
Von einem Wunderbild!

Für Welt und Menschen schreibe
Ich's an den Himmel gern:
Kömmt nur vorerst die *Liebe*,
Ist *Glaube* nicht mehr fern!

188.

Im engen Raume schlief
Der Most im Keller tief;
Da fällt auf ihn herein
Ein Strahl von Sonnenschein.
D'rauf träumet er von Tanz,
Von Licht und Sonnenglanz,
Vom Kreuz mit Weinlaub d'rin,
Vom Lied der Winzerin;
Da wird ihm eng die Haft,
Es schäumt der Feuersaft,
Er möcht' aus engem Haus
Zu Licht und Sonn' hinaus! —

— In meinem Herzen tief
Der Most der Liebe schlief;
Da fällt ein Sonnenschein
Aus einem Aug' hinein,
Da träumt im engen Raum
Die Liebe einen Traum,
Sie träumt vom Jugendtrieb,
Von Glück und Gegenlieb',
Sie träumt vom Sehnsuchtsleid,
Von Mondschein, Kuß und Streit,
Von Sang und Liederspiel,
Von kleinen Brieflein viel;
Dann drängt es sie hinaus,
Aus Herz, dem kleinen Haus.
Im Traume sie erwacht
Und wandelt durch die Nacht,
Und singt zu ihr wie einst:
„Was lachst Du und was weinst?"
Geht sorglos Steg und Pfad,
Die sonst kein Fuß betrat! —
— O, laßt ihr ihren Lauf!
O, wecket sie nicht auf!
O, rufet sie nicht an,
Sonst ist's um sie gethan!

189.

Ich lag am Meer, mit Purpurbändern
Des Abendroth's war's eingefaßt,
Es spielten Flammen an den Rändern
Der Schiffe und am hohen Mast.

Halb wachend, halb im Traume
Sah' ich den Schlaf der Fluthen an,
Im Silberbläschen aus dem Schaume
Kam eine Meerfee, wie im Kahn.

Sie stieg heraus mit holdem Grüßen,
Betrat geschürzt den dunkeln Strand
Und setzte sich mit weißen Füßen
An meine Seit', im Muschelsand';

Erzählte mir viel Liebgeschichten
Vom Grund des Meer's in tiefer Schacht,
Davon ich könnte singen, dichten
Wohl mehr als tausend eine Nacht!

In Gluthen stehen dort Korallen,
Die Arme liebend ausgestreckt;
Von Lieb' der ekeln Rochenballen
Und ihrer Werbung tief erschreckt!

Prinzessin Perle hält gefangen
Ein Zauberer im Muschelschloß,
Und ringsum singen Liebverlangen
Delphine mit dem grünen Floß.

Zum Sprosser, der im Liebesharme
Sein Klaglied singt auf leichtem Ast,
Erhebt die Meernymph' weiße Arme
Voll Sehnsucht aus dem Glaspalast.

Ein Kind des Meeres ist Cythere,
Die Erde ist nur ihr Exil;
Darum wohnt auch im Grund vom Meere
Der Liebe Lust- und Trauerspiel!

190.

Gleich dem Märtyrer stirbt der Tag,
Geht lächelnd seinem Tod entgegen,
Verströmt sein Herzblut ohne Klag',
Wie Rosen auf den Bergeswegen.

Und seine Erbin: Dämmerung,
Die blasse Mutter der Gedanken,
Streut auf sein Grab die Thränen hin,
Die ihr aus zarter Wimper sanken.

Die Finsterniß, in dunkler Tracht,
Setzt an meinem Bett dann still sich nieder,
Die schwarze Neger-Amme: Nacht
Wiegt in den Armen meine Lieder.

Die Nacht bringt mir der Liebsten Bild
Und ihre Augen wie die Lichter!
Die Nacht ist keines Menschen Freund,
Doch Freund der Liebenden und Dichter!

191.

Zwei Herzen! Liebt Ihr Euch auch wahr?
So haltet fest zusammen!
Behaltet Euren Glauben bei,
„Die Welt“ mag Euch verdammen!

Was Herz dem Herzen geben kann,
Es ist ein göttlich „Werde!“
Die Liebe ist ein Himmelreich,
„Die Welt ist nur die Erde!“

Versteht Ihr Euch, zwei Herzen, nur,
So mag's „die Welt“ mißdeuten,
Die Lieb' besteht aus Genien,
„Die Welt“ aus bloßen Leuten!

Zwei Herzen schlagen füreinand',
„Die Welt“ schlägt in die Hände,
Die Liebe dauert ewig fort,
„Die Welt“ schweigt doch am Ende!

Zwei Herzen! liebt und heiligt Euch,
Die Welt soll Euch nicht kümmern,
Denn könnt' „die Welt" zum Himmel zu,
Sie möcht' auch den zertrümmern!

192.

Ein Strahl der Sonn' für mein Auge,
Ein Strahl des Glaubens für's Gemüth,
Ein Strahl der Freiheit für die Seele,
Ein Strahl Begeist'rung für das Lied;

Ein Strahl der Liebe für das Leben,
Ein Strahl der Hoffnung für den Tod —
Das, Vater unser, hoch im Himmel,
Bescheer' mir als mein täglich Brot!

193.

Morgens früh, auf grünen Wegen,
Unter dunklen Blattgehängen,
Kömmt die Holde mir entgegen
Auf dem Kiespfad, auf dem engen.

Licht und Reiz des frühen Tages
Fließt um ihre schlanken Glieder,
Laub und Blüten dieses Hages
Fallen säuselnd auf sie nieder.

Tannen, Birken, Fichten, Erlen
Schütteten den Thau der Nächte
Ihr auf's Haupt in runden Perlen,
Daß sie in ihr Haar sie flechte.

Grüßt mein Lied die Morgenröthe,
Und es sollte sie nicht grüßen?
Harfe, Leier, Cimbal, Flöte,
Rüstet Euch zum Gruß der Süßen!

Grüßt mein Lied doch jede Blume,
Und es grüßte sie nicht herzlich?
Gruß zum Preis und Gruß zum Ruhme,
Grüßt mein Lied sie froh und schmerzlich.

194.

Und eben weil es Herbst schon wird,
Will ich dem Frühling singen,
Und weil die Rosen welken schon,
Ihr wilde Rosen bringen.

Und eben weil der Frost sich naht,
Seh' sie mein Herz erglüh'n,
Und weil so flieht die Sommerzeit,
Soll sie mir nicht entflieh'n.

Und eben weil das Alter kömmt,
Halt' ich die Jugend feste,
Und weil sie meine letzte Lieb',
So ist sie auch die beste!

195.

Liebe ist des Lebens Rose,
Und die Eifersucht ihr Dorn!
Lieb' kann ruhen und halb schlummern,
Eifersucht wacht stets voll Zorn!

Liebe ist die Frucht des Herzens,
Eifersucht ihr bitt'rer Kern,
Aus dem Kerne aber g'rade
Treibt die Liebe wieder gern!

Liebe ist des Daseins Fürstin,
Eifersucht die Ehrendam',
Und sie gehen, sich ergänzend,
Hand in Hand durch's Ducdram'!

Liebe ist ein Meer von Wonne,
Eifersucht das Salz der Fluth,
Ewig frisch hält sie die Wellen
In der Sonne steten Gluth.

Liebe ist des Herzens Flamme,
Eifersucht ist ihr Orkan,
Angefacht vom wilden Sturme
Steigt die Flamme himmelan! —

Ja, ich eif're mit dem Zephir,
Der die Wange ihr erquickt;
Ja, ich eifre mit der Blume,
Die ich selber ihr geschickt!

Ja, ich eif're mit dem Kinde,
Zu dem sanft das Haupt sie senkt;
Ja, ich eif're mit der Freundin,
Wenn sie zärtlich ihrer denkt!

Ja, ich eif're mit dem Buche,
Das sie fesselt und belebt;
Ja, ich eif're mit dem Blicke,
Den im Beten sie erhebt!

Ja, ich eif're mit dem Liede,
Das ich selber ihr geweiht,
Denn das Lied, es geht ihr nahe,
Und sein Sänger steht so weit!

196.

Ein klein Gebetbuch ist die Rose,
In Seid' und Sammt mit güld'nem Schnitt;
Ich schick' Dir, Holde, dies Gebetbuch,
Auch die Gebete schick' ich mit.

Daß Du des Morgens früh erwachest,
Der Rose gleich im Gartenbeet,
Daß Schmetterling und Bien' Dich schone, —
Das, Holde, ist mein Frühgebet!

Daß Nachts Dein Haupt sich friedlich senke,
Von Gottes Engel still umweht,
Vom Strahl des Tags nicht gluthermattet,
Das, Holde, ist mein Nachtgebet!

Nimm als Gebetbuch denn die Rose
Und leg' sie fromm Dir an das Herz,
Denn viel Gebete steh'n in Rosen,
So für die Lust, wie für den Schmerz!

197.

Lieb' hat eine dritte Schwester
Gleich mit ihr zur Welt gebracht,
Die mit ihr an einer Wiege
Wird gewiegt so Tag als Nacht.

„Thräne" heißt die dritte Schwester,
Und im Aug', in dem sie liegt,
Wird sie mit der Liebe selber
So geboren als gewiegt!

Bald im Auge brennt sie bitter,
Bald das Auge sie erfrischt,
Denn sie wird von beiden Schwestern,
„Lieb" und „Eifersucht" gemischt.

Lieb' ist eine Wasserpflanze,
Nur in Thränen wurzelt sie,
Wer geliebt hat ohne Thränen,
Liebte wahre Liebe nie!

Wenn im Aug' beglückte Liebe
Strahlt von Seligkeit und Glück,
Ziehet sich die Schwester Thräne
In den Winkel still zurück.

Aber wenn im Aug', dem trüben,
Liegt der Liebe Trauerflor,
Kömmt sogleich aus ihrem Winkel
Schwester Thräne mild hervor.

Badet sie in lauen Tropfen,
Netzt ihr das erglühte Herz,
Denn die Thräne bleibt der Balsam,
Und die Liebe bleibt der Schmerz!

198.

Ich bin nicht jung, ich bin nicht reich,
Ich bin nicht schön und war es nie,
Und dennoch liebt sie mich, — warum? —
Weil sie es weiß: ich liebe sie!

Ich bin nicht vornehm, nicht berühmt,
Kein Glück der Himmel mir verlieh,
Und dennoch liebt sie mich, — warum? —
Weil sie es weiß: ich liebe sie!

Ich weine nicht: ich klage nicht,
Ich fall' nicht auf die Knie',
Und dennoch liebt sie mich, — warum? —
Weil sie es weiß: ich liebe sie!

Ein Weib, nicht so als wie der Mann,
Auf äußern Schein nur gibt,
Es liebet nur, geliebt zu sein,
Und wird geliebt und liebt!

199.

Wir gingen zusammen ganz lange,
 Wir schwiegen und blickten uns an,
Es war uns so wohl und so bange,
 Und Seele in Seele zerrann.

Ich folgte dem innigen Drange,
 Der Gluth in dem Herzen entbrannt
Ich küßte die goldene Spange
 Am zierlichen Knöchel der Hand.

Es ritzte die goldene Spange
 Die glühende Lippe mir wund,
Die ringelnde goldene Schlange
 Stach blutig den gierigen Mund.

Zum Ring wenn gebogen die Schlange
 Dann ist sie der Ewigkeit Bild,
Für sie auch in ewiger Liebe
 Das Blut aus dem Herzen mir quillt!

200.

Bin mit ihr ich, bin ich allein,
Nie wird die Zeit mir lange,
Denn Frag' und Antwort, Dein und Mein,
Erhält die Zeit am Gange;
Im Weltgewühl, in Einsamkeit,
Verkürzt sich Liebe ihre Zeit.

Denn sitze ich und seh' sie an,
Vergess' ich alle Fragen;
Die Antwort find' ich selber dann,
Sie braucht gar nichts zu sagen,
Und so mit Fragen und Bescheid
Verkürzt sich Liebe ihre Zeit.

Und wenn sie Antwort geben muß,
Beginnt ein holdes Streiten,
Das Wort, den Blick und auch den Kuß
Will sie allein bestreiten;
Und so im süßen Zank und Streit
Verkürzt sich Liebe ihre Zeit.

Und wenn wir scheiden voneinand,
Beginnt erst recht das Plaudern,
Ich küss' ihr tausend Mal die Hand,
Sie hört nicht auf zu zaudern,
In „Lebewohl!“ und „Gottgeleit!“
Verkürzt sich Liebe ihre Zeit.

Und wenn ich einsam bin zu Haus,
So schreib' ich ihren Namen
Wohl tausend Mal als Blumenstrauß
Auf Fensterglas und Rahmen,
Und so in aller Ewigkeit
Verkürzt sich Liebe ihre Zeit.

201.

Oft frag' das eig'ne Herz ich still,
Wie's ihm geglückt, Dich zu gewinnen?
Da schwillt mein Herz und lacht mein Herz,
Und kann sich nicht besinnen!

Dann frag' das eig'ne Herz ich still,
Wie es Dein Lieben ließ entrinnen?
Dann schwillt mein Herz und weint mein Herz
Und kann sich nicht besinnen!

Dann frag' das eig'ne Herz ich bang',
Was ohne Dich es will beginnen?
Dann schwillt mein Herz und bricht mein Herz —
Was ist da zu besinnen!

202.

Auch die stummste Liebe dichtet,
Lieb' ist ewig Poesie,
Wehe, wer sie liebIos richtet,
Er erkennt sie ewig nie!

Weil ich Jahre, Tage, Wochen
Nicht von Liebe hab' gesungen,
Nicht von Liebe hab' gesprochen,
Glaubtet Ihr, daß ich bezwungen
Hab' die Liebe und vernichtet?
Doch hab' ich in Dämmerungen
Tausend Lieder fein gesichtet,
Auch die stummste Liebe dichtet!

Lieben, dichten ist ja Eines,
Schweigsam sind all' Beide sie;
Schweigsam Beide oder Keines,
Eines spricht ohn' And'res nie,
Schweigt auch Liebe spät und früh,
Ist's ein Schweigen nur des Scheines,
Lieb' ist ewig Poesie!

Lieben! dichten! Zwillingstropfen,
Die auf's Herzblatt sich ergießen,
Durch des Herzens leises Klopfen
Weinend ineinander fließen;
Wehe, wer sie falsch bezichtet,
Wer auf ihren Tod will schließen,
Weil sie auf das Lied verzichtet,
Wehe, wer sie lieblos richtet!

Niemals red' von Lieben, Singen,
Wem kein Liedchen selbst gedieh,
Wem der Liebe Sehnen, Ringen
Niemals einen Schmerz verlieh,
Dem ein lautes Liedersingen
Liebe niemals noch verzieh,
Er erkennt sie ewig nie!

203.

Ein Kind war ich einst, mit fliegendem Haar,
Am Tage die Aeuglein vor Fröhlichkeit klar,
Am Tag' unbewußt
Voll Spiel und voll Lust,
So wohlig die Brust;
Und Abends, und Abends, wie lieb und wie fein,
Da wiegte mit Märchen mich Mütterchen ein! —
Auf einmal da sagten sie: Mutter sei todt!
Ich weinte die blinzelnden Aeuglein mir roth,
Da hab' ich voll Schmerz zu vergehen gemeint,
Die erste, die bitterste Thräne geweint.

Als Jüngling da liebt' ich ein Mägdlein gar sehr,
Sie war mir die Erde, der Himmel und mehr,
Welch' süßer Verband.
Durch Aug' und durch Hand,
Durch Brief und durch Band.
Da kam das Geschick mit dem eisernen Schritt',
Nahm Liebe und Erde und Himmel mir mit!
Da hab' ich, in Schmerz und in Sehnsucht vereint,
Die zweite, die heißeste Thräne geweint!

Als Mann da hatt' ich mein Hüttchen gebaut
Auf heimischen Boden, so lieblich, so traut,
Wie klang da mein Lied
Von Ruh' und von Fried'
Durch Rain und durch Ried!
Da mußt' ich verlassen mein väterlich Land,
Vom Herd und Altar der Heimat verbannt,
Da hab' ich am Grenzstein, von Dornen umzäunt,
Die dritte, die schmerzlichste Thräne geweint.

Und jetzt geht das Leben an mir so vorbei,
Mir grünet kein Frühling, mir blühet kein Mai,
Der Tag hat nicht Pracht,
Nicht Trost bringt die Nacht,
So einsam durchwacht!
Und taub ist mein Ohr, und taub ist mein Herz,
Und stumm ist die Lippe, und starr ist der Schmerz.
Wie gerne, wie gerne hätt' oft ich geweint!
Doch leider dem Aug' ist die Thräne verneint!

204.

Vom Himmel fiel ein Brief hernieder,
  Geschrieben schön von Gottes Hand,
Mit gold'nen Worten hin und wieder,
  Mit Huldgedanken bis zum Rand.

Der Schöpfung herrliche Vollendung
  Dem Götterbrief ist aufgedrückt; —
Sie ist's, und ihre Erdensendung:
  Es sei ein Herz durch sie beglückt!

Ein And'rer hat den Brief gefunden,
  Ein And'rer nahm ihn mit nach Haus;
Des Briefes Geist bleibt unempfunden,
  Er lies't die Schönheit nicht heraus!

Von Ferne nur, von weiter Ferne,
  Warf auf den Brief ich einen Blick,
Und wie vom Zelt der gold'nen Sterne
  Kam er, mit Licht gefüllt, zurück!

Der Himmel hat an mich geschrieben,
  Auf Erden traf der Brief mich nicht,
Ich weiß es, wo der Brief geblieben,
  Und leiste doch auf ihn Verzicht.

Einst, wenn der Himmel wird begehren
   Den Brief zurück von dieser Welt,
Wenn unsre Seelen sich verklären,
   Wird mir der Brief dort zugestellt!

205.

Du warst wie März zu allererst,
   Als ich um Dich geworben,
So kalt, so starr, so frostiglich,
   Dein Herz wie ausgestorben;

Dann warst Du wieder wie April,
   Bald finster und bald sonnig;
Bald stürmisch und bald freundlich still,
   Bald trübe und bald wonnig;

Nun sei auch Mai! Die Knospe schwillt,
   Die Schwalbe kömmt gezogen,
Die Thräne blüht, das Liedchen singt:
   Sei meiner Lieb' gewogen!

206.

Fragt nicht, was ich thu', beginne,
Fragt nicht, was mein Herz erfüllt,
Fragt nicht, was ich dicht' und sinne,
Fragt nicht, was im Aug' mir quillt;
Fragt nicht um den Quell der Zähren,
Kann's den Fremden nicht erklären,
Fremd bleibt Fremden Freud' und Leid,
Nur von sich weiß man Bescheid!

Wer nicht selbst entflammt vom Funken,
Wem der Gott nicht selbst erscheint,
Wer den Kelch nicht selbst getrunken,
Wer nicht selbst die Nacht durchweint,
Wem nicht selbst das Brot des Schlummers
Ward getaucht in's Salz des Kummers,
Kennt sie nicht, die Schmerzenszeit,
Nur von sich weiß man Bescheid!

Nur das Salz der eig'nen Thränen,
Nur die selbst durchweinte Nacht,
Nur das Weh vom eig'nen Sehnen,
Nur des eig'nen Kummers Macht,

Nur das Blut der eignen Wunde,
Nur die Klag' vom eig'nen Munde
Find't zur Theilnahm' uns bereit,
Nur von sich weiß man Bescheid!

Zier der Welt und Schönheitsblume!
Meine Sonn' und meine Welt!
Dir allein zum Heiligthume
Hab' ich Lied zu Lied gesellt;
Weil ich Dir bin ganz ergeben,
Weil Du bist mein eigen Leben,
D'rum von meinem Herzeleid
Weißt Du wie ich selbst Bescheid!

207.

In der Hand und auf den Wangen
Bringt sie mit des Frühlings Fahnen:
Blumen, Nelken, Hyacinthen,
Weiße Rosen und Cianen.

Was sind Blumen? Was sind Rosen?
Dies zu sagen ich nicht säume:
Wenn die Erd' in Liebe schlummert,
Sind die Blumen ihre Träume.

Wenn sie träumt vom Liebes-Zagen,
Wird das Traumbild zur Mimose,
Wenn sie träumt vom Glück der Liebe,
Wird der Traum zur rothen Rose,

Wenn sie träumt vom Brautgeschmeide,
Quillt als Myrte er zum Lichte,
Wenn sie träumt vom Trennungsschmerze,
Wird er zum Vergißmeinnichte.

Wenn sie träumt vom bittern Leide,
Wird der Traum zur Colloquinte,
Wenn ihr Traum ist voll Erhörung,
Blüht er auf als Hyacinthe!

Sind die Blumen, die heut Abend
Du zum Strauße auserlesen,
Wilde Rose! Deine Träume
In der letzten Nacht gewesen?

Dann hast Du die Qual und Schmerzen
Nicht geträumt, die ich erleide,
Denn es fehlt die Trauerblume,
Und der Zweig der Thränenweide!

208.

Der Ball ist aus, sie fährt dahin,
Im Wagen halb verborgen;
Ich aber geh' zur Stadt hinaus
Bis daß erwacht der Morgen.

Mir ist so wohl, mir ist so weh,
So wonnig und elendig,
Ich hab' geweint, ich hab' gelacht
Vor Lust und Leid inwendig.

Was sie gesagt, erfüllte mich
Mit Freuden und mit Schmerzen,
Ich hörte mit den Augen nur,
Ich sah nur mit dem Herzen.

Zugedeckt mit Mondenschein
Seh' ich die Straßen leuchten,
Mein volles Herz sucht volles Wort,
Mir ist's, als müßt ich beichten.

Die Sterne glühen oben auf,
Mit ihrem Licht, dem blanken,
Und wandern lächelnd hin und her,
Wie liebende Gedanken.

Von ferne rauscht der Donaustrom,
Ich lausche hin und wieder,
Er singt von Lieb' und Zärtlichkeit,
Er singt die Jugend-Lieder.

Bekannt sind diese Weisen mir,
Sie tönen aus den Fluthen,
Wie Vögel, die zur Kinderzeit
Mir an dem Busen ruhten!

Sie wollen in das Herz hinein,
Zum Nest, das sie geboren,
Jedoch das Nest steht leer, allein,
Hat Laub und Lieb' verloren!

209.

Eine Rose seh' ich blühen,
  Aber nicht für meine Brust,
Eine Blüte seh' ich glühen,
  Aber nicht zu meiner Lust;

Einen Engel seh' ich walten,
  Aber nicht für mein Geschick,
Einen Stern seh' ich entfalten,
  Aber nicht für meinen Blick.

Und ein Auge seh' ich brennen,
  Aber mir nicht strahlt sein Licht,
Einen Namen hör' ich nennen,
  Doch es ist mein Name nicht.

Auch ein Lächeln seh' ich sprießen,
  Doch es lacht nicht in mein Herz;
Eine Thräne seh' ich fließen,
  Doch sie fließt nicht meinem Schmerz!

Einen Boten hör' ich kommen,
Aber nicht mit Herzbescheid!
Einen Ruf hab' ich vernommen,
Aber nicht von dieser Seit'.

210.

Es fiel Dein Tuch zur Erd' hinab,
Ich hob es auf behende,
Dein Name war d'rauf eingestickt
An einem seiner Ende.

Ich hab' ihn an das Herz gedrückt,
Wo er schon eingeschrieben,
Ich hab' das Tuch an's Aug' gedrückt,
Die Thrän' ist d'rin geblieben.

Ich schick' das Tuch Dir nun zurück,
Daß es mein Leid erwähne,
Und rührt Dich meine Liebe nicht,
Schick' mir zurück eine Thräne!

211.

Tausend gold'ne Kerzen brennen
An dem Wunderbaum der Nacht,
Sterne kommen still und fragen:
Wer da schläft und wer da wacht.

Und die Nacht erwidert leise:
Glück und Freude schlafen süß,
Nacht ist ihnen Pfühl und Kissen
Wunderweich und wundersüß!

Nur das Unglück und die Liebe,
Nur der Liebe Weh und Ach,
Bleiben unter'm Wunderbaume
Ewig munter, ewig wach!

Und die Sterne sind verglommen,
Und das Morgenroth erscheint,
Und die ersten Strahlen fallen
Auf ein Auge, roth geweint.

212.

Kelch der Liebe, frisch kredenzet,
Laß Dich leeren ohne Zittern.
Wie ich freute mich des Süßen,
Will ich freuen mich des Bittern:

Nippen will ich nur am Rande,
Einen Tropfen nur genießen,
Und das andre soll den Göttern
Als ein Opfer überfließen.

Zweien Göttern soll er schäumen,
Schäumen seine klarsten Schäume;
Erst dem Gott der spitzen Pfeile,
Dann dem Gott der zarten Räume!

Denn wer singt, ist nie allein,
Wer da liebt, ist niemals einsam,
Lieb' und Prosa geh'n geschieden,
Lieb' und Dichtkunst geh'n gemeinsam!

213.

Die Leier ist erklungen
  Gar oft in meiner Hand,
Ich habe Dir gesungen,
  Die Lieder allerhand; —
Die Leier ist verklungen
  In langer Jahre Lauf,
Ich häng' sie, ausgesungen,
  Am Tannenzweig Dir auf!

Mein Herz hat heiß geschlagen,
  Geweint, gejauchzt es hat!
Es trank an Schmerz und Klagen,
  Es trank an Glück sich satt; —
Das Herz hat ausgerungen,
Die Leier ist verklungen
  In langer Jahre Lauf,
Ich hänge sie, verschlungen,
  Am Tannenzweig Dir auf!

Ein Sternlein war erglommen
  Am Lebensabend mir,
Wie lieblich war sein Kommen!
  All' meines Lebens Zier!

Das Sternlein ist zersprungen,
Das Herz hat ausgerungen,
Die Leier ist verklungen
In langer Jahre Lauf,
Ich häng' sie, schmerzdurchdrungen,
Am Tannenzweig Dir auf!

214.

Ich möchte den Kelch Dir kredenzen
Zum neuesten Jahr!
Ich möchte mit Blumen ihn kränzen
So ganz und so gar!
Ich möchte ihn füllen mit Lenzen
Als Schmuck für Dein Haar!
Denn so ist mein Lieben ohn' Grenzen,
Wie immer es war!

Ich möchte mich nahen Dir leise
Wie Taubenhalsflaum!
Ich möchte Dir singen die Weise
Vom Nachtigallbaum!
Ich möchte Dir reichen die Speise
Vom Schlaf und vom Traum;
Doch wie ich mein Lieben beweise,
Du glaubst es ja kaum!

Ich möchte als Blume Dich schmücken
Zu jeglicher Zeit!
Ich möchte als Licht Dich umstricken
Wie seidenes Kleid!
Ich möchte als Luft Dich erquicken,
Zum Fächer bereit!
Ich möchte mich selbst zu Dir schicken
Als Lied und als Leid!

Doch sitze ich wach und alleine,
Und ferne von Dir,
Mein Herz ist der Kelch nur, der reine,
Der voll ist von Dir,
Doch süß wie berauschende Weine
Ist's Reden von Dir:
Ich lache und singe und weine,
Und Alles gilt Dir!

215.

Sei gedankt, Du Abendregen,
Denn von Wald und Wiesengrüne
Schickst Du schalkhaft meinetwegen
Sie herein zum Spiel der Bühne!

Wenn es nur die Holde wüßte,
Daß als Sonn' sie mir erscheinet,
Wenn die Weltsonn' geht zu Rüste
Und ihr Licht der Welt verneinet.

Welch' ein Schauspiel liegt im Kreise
Ihres Aug's, des inhaltsreichen!
Wenn sich hebt sein Vorhang leise,
Welch' ein Drama sonder Gleichen!

Welche Fülle süßer Rede!
Welche Sprache voller Bilder!
Bald ein Epos voller Fehde!
Bald ein Lied wie keines milder!

Auf dem Antlitz dann, dem blassen,
Weilt mein Blick mit süßem Bangen,
Bis vom Aug', dem thränennassen,
Nur ein Tropfen netzt die Wangen!

Späte Thränen! letzte Tropfen;
Frühlingsthau im Herbst des Lebens!
Herz, mein Herz, ach laß Dein Klopfen!
Klopfst zu spät, es ist vergebens!

216.

Am Grabe meiner Mutter möcht' ich knien
  Nur eine Nacht entlang,
An einem treuen Herzen möcht' ich ruhen
  Nur die Minute lang!

Den Traum der ersten Jugend möcht' ich träumen
  Ein Mal noch kurze Zeit,
Wie einst die Welt ich sah, möcht' ich sie sehen
  Im rosenrothen Kleid!

Gefühle längst erkaltet möcht' ich fühlen
  So glühend wiederum,
Die Lieder, die zerflattert, möcht' ich bitten:
  O, kehrt noch einmal um!

Wo Jemand weint, da möcht' ich mit ihm weinen,
Wenn er voll Kummer wacht;
Ist Jemand einsam, möcht' ich ihm erscheinen
In stillverhüllter Nacht!

Die Kerkerthore alle möcht' ich öff'nen
Für die in Haft und Band',
Die Fernverbannten alle möcht' ich führen
Zurück in's Heimatland;

Die Herzenswunden alle möcht' ich heilen,
Die Haß und Falschheit schlug,
Den Duldern möcht' die Krone ich ertheilen,
Die einst der Gottmensch trug!

Den Erdenfürsten möcht' ich kniend lehren
Der Völker Herz versteh'n,
Die Völker alle möcht' ich weinend bitten
Den Liebesweg zu geh'n!

Die holde Dichtkunst möcht' ich zwingen können:
„Verlaß nur Du mich nicht!"
Und meines Kindes Antlitz möcht' ich sehen
Bis Tod das Aug' mir bricht!

Und eines sanften Todes möcht' ich sterben,
Mit ungetrübtem Geist,
Der noch mit reinem Abschiedskusse
Von dieser Welt sich reißt!

Und jene Seele möcht' ich jetzt schon kennen,
Die dann mir gibt Geleit,
Und jene Seele, die mein Grab besuchet
Zur Allerseelen-Zeit!

Und ruh'n möcht' ich am grünen Schattenorte,
Im Grabe schlicht und g'ring,
Und auf dem Grabstein möcht' ich nur die Worte:
„Er kam — und litt — und ging!"

217.

Namen haben alle Blumen,
Die der Gärtner zieht und pflegt,
Weil man eigens gern bezeichnet,
Was man sorgsam zärtlich hegt.

Namen haben alle Sterne
In dem blauen Himmelszelt,
Dieweil jeder den bezeichnet,
Den er für das Leben wählt.

Namen haben alle Heil'gen,
Die man anruft im Gebet,
Weil das Beten dann vom Herzen
Desto glaubensreicher geht.

Du mein Stern, Du meine Blume,
Meine Heilige auch Du, –
Möchte wissen Deinen Namen,
Ruf' mir Deinen Namen zu,

Daß ich wisse, wem ich danke
Lebensglanz und Lebenslicht,
Daß ich wisse, wen ich anbet'
Im Gebet und im Gedicht.

218.

Wenn Du ein Liedchen von mir siehst,
Denk' nicht, ich hab's erfunden;
Ich hab' es fertig ganz und gar
In meiner Brust gefunden.

Ich habe blos an Dich gedacht,
Als wärst Du gegenwärtig,
Dann sprang der Quell im Herzen hoch,
Dann war das Liedchen fertig!

Und seh' ich eine Rose steh'n,
Gleich Deinem Angesichte,
Da wird mein Denken nun an Dich
Von selbsten zum Gedichte!

Ein Liedchen wird aus meinem Gruß,
Ein Lied aus meinem Sehnen,
Ein Lied aus meinem Hoffnungsstrahl,
Ein Lied aus meinen Thränen!

D'rum nimm die Liedchen gütig auf,
Wie sie zu Dir so wandern,
Und richte sie nicht allzustreng,
Die einen wie die andern;

Denn alle sind sie zwar entblüht
Aus einem einz'gen Herzen,
Doch eines ist getränkt mit Lust,
Das andere mit Schmerzen!

219.

Hold maskirt als Strauß von Blumen
Und als Blätter voll Empfängniß,
Schickte Grüße sie und Worte
Sinnig mir in das Gefängniß.

Kaum die Thüre wird verschlossen,
Demaskiren sich die Rosen,
Um als süße Haftgefährten
Mich zu trösten, mir zu kosen.

Und ein Brief wird jede Blume,
Jedes Blatt ein Grußes-Engel,
Und ein Antlitz, liebelächelnd,
Schaukelt sich auf schlankem Stengel.

Ja, so lange Rosen blühen,
Lieder schallen, Sterne brennen,
Düfte wallen, Blumen wandern,
Kann man Lieb' von Lieb' nicht trennen!

220.

Geize nicht mit einem Lächeln,
  Blühen doch in Deinem Mund
Tausend solche Zauberblümchen,
  Tausend auf zu jeder Stund'!

Geize nicht mit einem Blicke
  Aus des Auges tiefem Meer,
Gießt es aus doch tausend Sterne
  Und sein Himmel wird nicht leer!

Geize auch nicht mit Dir selber,
  In das Schauspiel komm' zur Nacht;
Daß sie Abends uns erscheinen,
  Sind die Sterne ja gemacht!

Geize nicht mit dem Bedeuten,
  Ob mein Lieben Dir bequem,
Götter selber geben Zeichen,
  Ob das Opfer ist genehm!

221.

Sie war so bleich, sie war so blaß,
  Als ob ihr etwas fehle,
Mir ward sogleich das Auge naß,
  Mir blutete die Seele.

Als Stern, so weit und unerreicht,
  Ward sie mir hier beschieden,
Und wem sein Stern einmal verbleicht,
  Mit dem ist's aus hienieden!

O Stern, o geh' mir wieder auf
  In Deinem frühern Schimmer,
Zum Glück für meinen Erdenlauf
  Erbleiche mir doch nimmer.

O Stern, an dem mein Schicksal hängt,
  Laß heiter Dich stets finden,
Denn wenn Dein Licht mein Aug' nicht tränkt,
  Dann muß mein Aug' erblinden!



